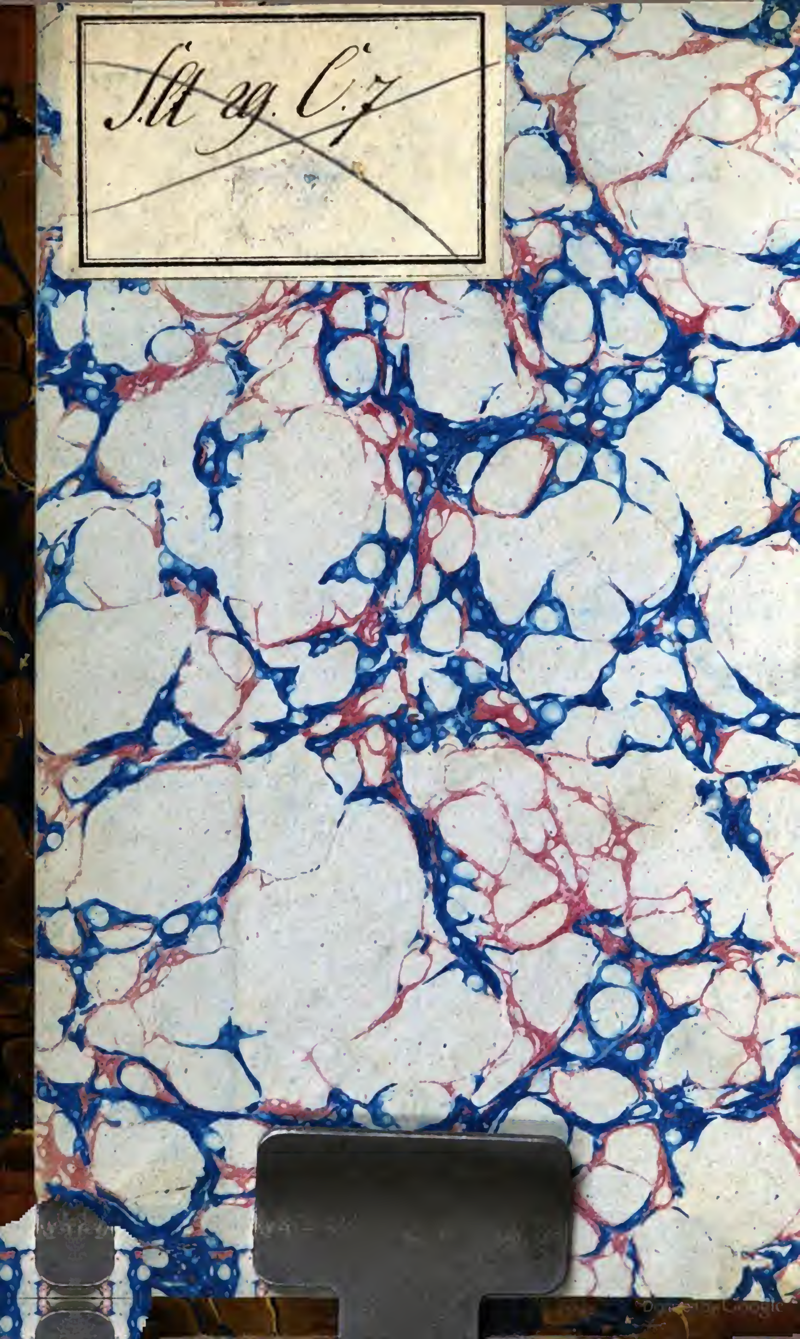
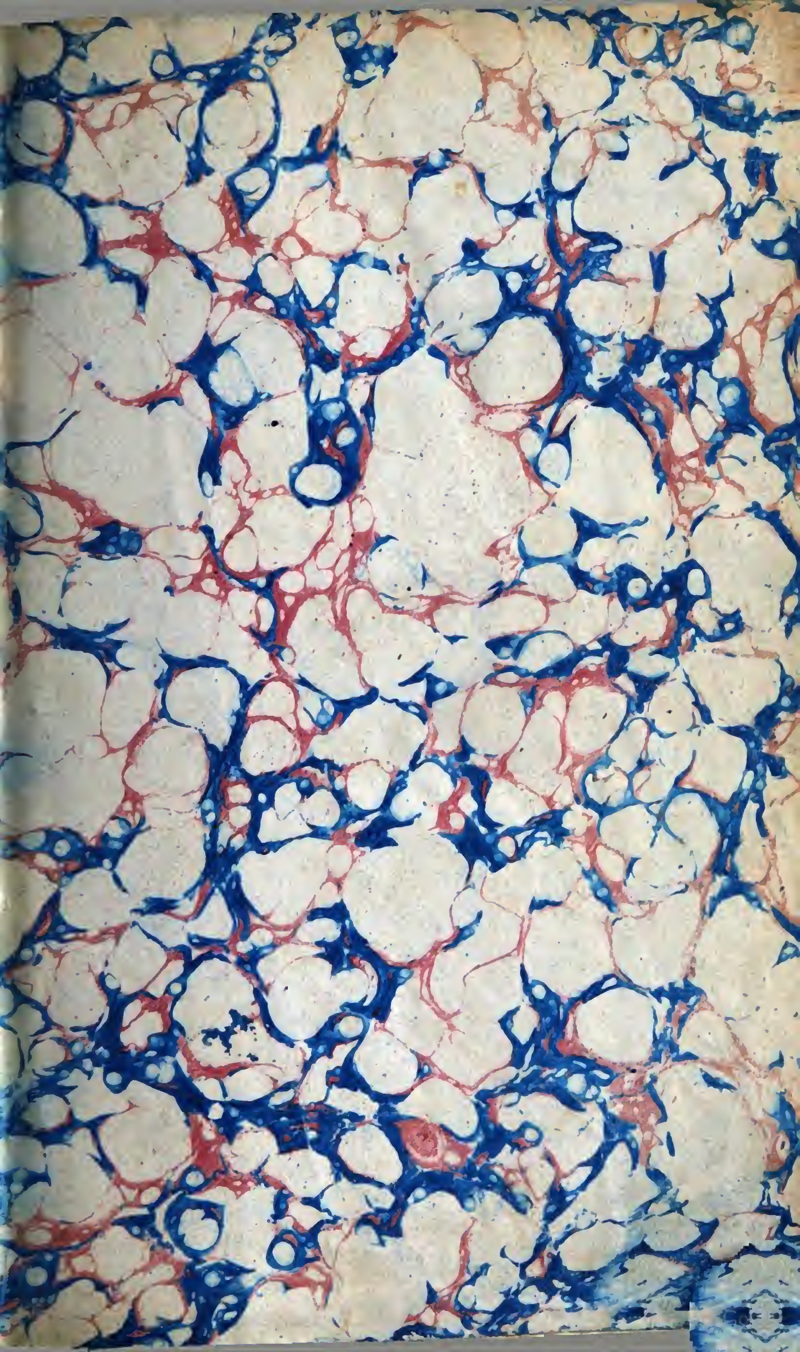
MODERNE CHARAKTERISTIKEN. - MANNHEIM, LÖWENTHAL...

Heinrich Laube









Laube's

Moderne Charakteristiken.

Zweiter Band.

Moderne

Charakteristiken,

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Mannheim.
C. Löwenthals Verlagshandlung.

1835.


K. K. HOFBIBLIOTHEK

1.

Uebersicht.

Es ist eine hergebrachte Redensart, daß wir in einer kritischen Epoche leben, und es scheint wirklich Alles in Frage gestellt zu sein, man prüft und examinirt Alles, auch das Imponirendste. Die alte Scheu vor manchem Würdigen ist verschwunden, man ist dreist geworden; nicht nur die Ehrfurcht, auch die Pietät ist aus den neuen Schriften entwichen.

Eine geschichtliche Erscheinug ohne Weiteres zu verneinen ist wohl noch schlimmer als sie ohne Weiteres und in jeder Ausdehnung gut zu heißen. Denn irgend ein Recht hat das Erscheinende

stets — man möge dieses Wort aber nicht eben so mißverstehn, wie man das bekannte Hegelsche mißverstanden hat: „Alles was ist, ist vernünftig.“

Hegel meint: was wirklich ist, was ganz und gar historisches Moment geworden ist; er preis't damit die Vernunft der Weltgeschichte, welche nichts zur wirklichen, d. h. dauernden Herrschaft gelangen lasse, als was ächt und wahr in den mannigfach zusammentreffenden Zuständen angedeutet, begründet sei. Auch die Anmaaßung, der Despotismus eines Einzelnen kann nur dadurch herrschen, daß er sich auf irgend eine Weise der Vernunft seiner Zeit bemächtigt; es ist auch ein Bemächtigen derselben, wenn er sie unterdrückt, denn nur das Stärkere bemächtigt sich.

Wenn also das, was wesentlich erschienen ist, vernünftig genannt werden darf, so muß man auch dem Neuen das Recht des Erscheinens gestatten, und man kann ihm eine beschränkte Richtigkeit zugestehen, wenn seine Existenz bereits viel Zeit und Raum gewonnen hat.

Diesen Beweis, welchen ich den historisch-

philosophischen, im Gegensatze zu dem bloßen historischen oder bloßen philosophischen nennen möchte, nehme ich in Anspruch für die folgenden Betrachtungen neuer literarischer Zustände.

Es rollt jetzt eine werdende Welt, ihre Fahne ist die Prüfung, ihr Scepter das Urtheil. In solcher Periode der Entwickelung scheint selten die wärmende Sonne; Alles sucht nach dem leitenden Monde — Kritik. Das Schaffen der ersten Geister beschränkt sich auf's Wecken, auf's Andeuten, der empfangende Theil will nicht sowohl genießen, als angeregt sein, er will wissen, will sich orientiren. Die Lesewelt ahnt, daß die Gestaltung noch im dämmernden Nebel sich ausbildet, sie sucht darum vor der Hand nur die Höhen, um Uebersicht zu gewinnen — sie ist encyklopädistisch geworden.

Diesem Momente sollen die folgenden Blätter beitreten. Das Hinterwärts-, das Vorwärtsliegende sollen sie um das Gegenwärtige gruppiren, Aussichtslinien sollen in den verworrenen Wald gehauen werden — die folgenden Blätter sollen orientiren.

Die Literatur gestaltet sich meist nach den Hauptpostulaten der Zeit, ihre Figur ist oft die Vorrede der kommenden Geschichte: ehe die griechischen Staaten auseinander fielen wie morsche Kleider, zerfuhr ihre Literatur in dialektische Spitzfindigkeit, in wesenloses Formuliren; als Rom der Auflösung entgegen ging, stand es im Zeitalter seiner bleiernen Literatur, als Spanien durch Karl und den zweiten, dritten und vierten Philipp seiner Nationalfreiheiten beraubt wurde und dem Despotismus verfiel, bildete der einseitige Inquisitionsdichter Calderon das Vorwort zu der langen, trostlosen Epoche mehrerer Jahrhunderte, welche sich auch jetzt noch nicht höher als bis zur Mittelmäßigkeit eines Martinez de la Rosa geschwungen hat; jetzt, wo auch in Deutschland der Kampf gegen herkömmliche Bevorzugungen mannigfache Wirren und Störnisse erzeugt hat, ist die Literatur ohne hervorragende Personen, ohne Helden. Die Natur selbst scheint dafür die Hand zu bieten; man möchte dem schmalen Gedanken nachlaufen, daß die tellurischen Einflüsse die Relaispferde der mensch-

lichen Entwickelung sind. Weil sie seit längerer Zeit durch Leberkrankheit, Hypochondrie und Cholera die Unterleibsorgane in Anspruch nehmen, und dadurch die Menschen für das Positive untauglicher machen, befördern sie vielleicht die Kritik. Die Chelera könnte uns manchmal wie ein Pendant der Revolution erscheinen. Welch eine Schaar von Fürsten der Literatur ist in den letzten Jahren gestorben: der Legitimist gewordene Fürst der Poesie Wolfgang Goethe in Weimar, der Prinz der Philosophie Hegel in Berlin, der Duc der Physiker Cuvier, der Generalissimus der Alterthumsforscher Champollion in Paris, und eine Menge von den kleinen regierenden Fürsten und apanagirten Prinzen der Feder und des Wortes. Sogar Richard Roos in Dresden. Die einzelnen Höhen verschwinden, aber die ganze Masse rückt höher — es entsteht eine Hochebene.

Viele nennen dies ein Zeichen von Fortschritt. Sie sagen in ihrer schonungslosen Sprache: Große Unterschiede bekunden große Lücken, großen Mangel, so im Staatsleben, so in der Literatur. Das

Verallgemeinern sei die höchste Aufgabe des Kultivirens. Das Jammern der alten Leute, daß jetzt Alles schreibe, Alles sich um Alles kümmere, beweise nur, daß die Leute alt seien und die Jugend der Zeit und die Sprünge derselben nach ihren alten Beinen messen. Das Endziel der Civilisation bestehe darin, daß Niemand mehr nöthig habe zu schreiben und zu belehren, weil Alles schreibe, Alles belehrt sei — und um dahin zu kommen, müsse erst Alles geschrieben und gelehrt haben.

Aber auch die Kritik hat ihren Ultraismus erlebt, sie hat sich ihrer Kraft und Fähigkeit überhoben, sie hat die anbetende, blöde Welt naseweis, frech gemacht. Vielleicht war es nöthig; aber es ist nicht zu verkennen, daß wir jetzt bei einer neuen Station angekommen sind. Nur Gutzkow reitet noch auf dem finstern und verlassenen Schlachtfelde herum, läßt einige alte Todte begraben, verhöhnt die Blessirten, welche Wunden auf dem Rücken tragen, schlägt hie und da ein Gelächter auf, was in der dunklen Einsamkeit schauerlich genug klingt. Aber auch er gesteht zu,

daß er nur ein einstweiliges Geschäft übernommen habe. Die sogenannte kritische Periode ist allmählig auf grünen Höhen angekommen, sie hat sich gelagert, sie will sich anbauen, will das Nomadenleben aufgeben.

So stehen wir jetzt zu Anfange des Jahres 1835. Es beginnen ringsum die Versuche, wiederum zu gestalten; freilich wird sich die neue Position langsam entwickeln. Es sollen keine Bevorzugungen mehr existiren, das war lange Zeit das Losungswort, und man macht sich so schwer los von dem Gedanken an Kontraste, unser Hauptinteresse beruhte von jeher darin, wir sind alle noch so ritterlich romantisch geartet, daß wir abwechselnde Höhen und Tiefen, daß wir starkes Licht und starken Schatten brauchen, damit wir uns nicht langweilen.

Wir haben auch viele Sätze erfunden, die nur Geist aber keinen Körper hatten, um eine unbedingte Gleichheitstheorie in unsre Kunst einzuführen. Wie es immer zu geschehen pflegt: wir terrorisirten unsere eignen Gefühle, um sie dem herrschenden Schema einzuordnen. Wir sagten: unsre Enkel

werden eine neue Poesie erfinden, denn unsre jetzige beruht noch größtentheils auf den Schattenverhältnissen der Bevorzugung — wenn unsre Helden nicht mehr nach unerreichbaren Prinzessinnen schmachten können, wenn die allgemeine Helle und Ordnung mystische Abenteuer unmöglich machen, da werden sich die Poeten nach andrer Staffage umsehn müssen.

Wir läugneten den breiten Strom von Prosa nicht, der über uns herein bräche, aber wir glaubten, neue Räume und Gesetze würden auch neue Lust, neues Interesse schaffen.

Von diesen Gedanken wird man noch mancherlei Spitzen in den folgenden Blättern merken; aber dem aufmerksamen Leser wird es auch nicht entgehen, daß hie und da schon wieder Vegetation sichtbar wird, daß der Verfasser nicht bei der absolut verneinenden, destruktiven Manier stehen geblieben ist, welcher eine Tabula rasa genügt.

Aber auch selbst von diesem neuen Standpunkte aus kann nicht geläugnet werden, daß in allen Gattungen des wissenschaftlichen und künstlerischen

Schaffens noch immer eine Art von Unordnung, Auflösung herrscht, daß die weiteren Gesetze noch um die Glieder schlottern, und Tausenden noch für Anarchie gelten. Ein trennender Dualismus geht noch durch alle Branchen, und unser gewonnener Fortschritt besteht wohl erst darin, daß wir nicht mehr an einen unbedingten Sieg dieser oder jener Einseitigkeit glauben. Die neueste Bildung kultivirt nicht mehr die Extreme, sie verwirft ebenfalls jenes vielbesprochene juste milieu, welches eine platt ökonomische Erscheinung auf dem Kampfplatze der Extreme erschien, auf derselben Stufe stehen blieb, und genug zu thun glaubte, wenn es Sieger und Besiegte plünderte. Die neueste Bildung sucht eine Verbindung des Getrennten wie dieses juste milieu, aber es sucht sie, eine Stufe höher schreitend.

Nun steht zu erwarten, ob für die neue Stellung ein glücklicher Ausdruck, ein allgemeines, erschöpfendes Gesetz gefunden wird. Die neueste Philosophie, die Hegelsche, hat diesen Standpunkt schon gesucht, eh' unsre Geschichte dort angekommen

war, sie sprach schon während unserer Schlachten davon, sie focht in einzelnen Treffen der Zeit mit, aber sie predigte mitten im Fechten und suchte im Pulverdampfe zu beweisen, daß unser Terrain noch nicht das rechte sei. Sie versuchte in Allem, in Religion, Politik, Recht, Natur, Kunst eine Vermittelung auf der höheren Verbindungslinie der Extreme. Aber sie versuchte dies durch eine Dialektik, deren die Uneingeweihten nicht leicht Herr werden. Es ist darum nicht schwer, ihrer historischen Stellung inne zu werden, aber es ist sehr schwer, ihr Herz, ihre Seele der Welt zu definiren. Dies Herz und diese Seele sind eine neue Dialektik; die deutsche Philosophie ist noch immer nicht für Bücher, für Kompendien geartet, man bedarf zum Verständniß derselben des lebendigen Wortes — es wird also sehr viel auf die Persönlichkeit der nächsten Schüler ankommen, welche Wirkung sie in unsrer Bildungsgeschichte hervorbringen soll. Die Namen Gans, Göschel, Henning, Hotho, Michelet heischen somit große Aufmerksamkeit, denn es kann uns in den stür-

zenden Wogen einer Entwickelungszeit Begrabenen oft leicht bedünken, als werde sich aus dieser Philosophie eine ganz neue Einsicht entwickeln.

Wie wichtig für uns jede neue Philosophie geworden, lehrt unsere deutsche Kulturgeschichte am Evidentesten. Man hat einmal Immanuel Kant den deutschen Nationalkonvent betitelt, Fichte mit dem absoluten Ich war unser Napoleon, und Schelling mit der Identität, die sich in Alles fügte, unser Metternich. Die Erbschaft dieser Herren ist aufgebraucht, und was noch damit prahlt ist glänzendes Bettelthum. Immanuel Kant, dieser wichtige, kritische Pförtner zu einer neuen Welt des Gedankens, hat mit seiner Nachkommenschaft viel Unglück gehabt. Seine Philosophie ward ein Fokus für die Mittelmäßigkeit, als ihre Flitterjahre vorüber gingen — Traugott Krug ist heutiges Tages der abgemagerte, prosaische Vertreter jenes gewaltigen Kritizismus, der einst die Welt bewegte. Ich bin oft an die obskuren Mitglieder des Nationalkonvents erinnert worden, an Tallien, Bourdon und Aehnliche, denen man in spätern Jahren

noch auf den Quais von Paris begegnen konnte, wenn ich Traugott Krug um die Leipziger Thore spaziren sah mit dem Kantischen Mantelröckchen, was lange aus der Mode gekommen war. Es schmerzt mich immer in den Geist des großen Kant hinein, wenn ich eine Krugsche Broschüre zu lesen anfange und von der platten Langweiligkeit angegähnt werde. Es ist unrecht vom Schicksale, daß der letzte Kantianer nicht wenigstens ein Geist war.

Alles, was in diese und altphilosophische Richtungen gehört, ist hinter der Zeit zurückgeblieben, Gerlach in Halle, Branis, Fries, und dieser wackere Fries ist am wenigsten auszunehmen. Er erinnert mich an Schiller, der auch eine Zeitlang für Kant'sche Philosophie schwärmte: eine kritische Philosophie der Art konnte der Dichtkunst unmöglich glückliche Dienste leisten, sie zersplittert die Anschauung in Gedanken — Ahnung und Gestalt waren ihr fremd. Was die junge Welt an Deutschlands Lieblingsdichter auszusetzen findet, das dürfte leicht auf das Konto der Kantianer zu setzen sein.

So begeistert noch heutiges Tages der alte

Fries zu Jena seine Studenten für jene hohlen Ideale, die aus Mondscheinbegriffen zusammengesetzt sind. Es thut mir weh, das sagen zu müssen, ich bin selbst begeistert für Tugend und Größe aus seinem Kollegium gekommen, und habe meine Kommilitonen auf dem Burgkeller umarmt, und wir haben geschworen, auch tugendhaft und groß zu werden. Aber Niemand wußte diese Schattengestalten Tugend und Größe anschaulich zu definiren. — Fries ist der Schwärmer unter den Philosophen, ein prosaischer Poet der Philosophie, und er glaubt eben auch tugendhaft zu sein, wenn er seine Schüler vor Hegel und Konsorten dringend verwarnt.

Der wilde, geniale Fichte hat keine Zukunft gefunden. Seit einiger Zeit hat sich sein Sohn aufgethan, er hat sich kühn gegen den Strom der neuen Philosophie geworfen; aber die Wogen schlagen über ihm zusammen — neue Philosophie schwimmt nicht mit alten Kräften gegen den Strom, sie sucht sich ein neues Bett. Das Aufwärmen einer alten Philosophie gelingt nur in der matte-

sten, sterilsten Zeit — ein herrschendes System bemächtigt sich aller Aeste und Zweige der Bildung, durchdringt den ganzen Stamm einer Periode mit ihrem Safte — neuer Frühling entsteht nicht aus alten Resten, die man von außen durch die Rinde einflößt. Das neue Lebenselement der verjüngten Erde muß ganz und gar eindringen in den vertrockneten Baum, ein neues Ganze nur erfüllt und umfaßt eine neue Zeit. Darum sind die vereinzelten Bestrebungen mit alten Hülfsmitteln gegen eine ganze, ächt aufgewachsene Philosophie wie die Hegelsche immer erfolglos. Es ist tragisch, eine solche Erscheinung in einzelnen Aeußerungen angegriffen zu sehn, man tödtet eine Zeit nicht, indem man einige Individuen tödtet. Ihre Seele wird nur durch Schöpfung einer größeren Seele verdrängt.

Deshalb ist Herbart der wichtigste Gegner: er ist auf dem rechten Terrain, das heißt, er bewegt sich außerhalb der gewöhnlichen Gesetze und Terminologieen, er ist ein eigner Mann gegen seinen Gegner. Aber er ist zu klein, um einen

Sieg zu erringen, seine philosophische Phantasie ist zu gering, als daß er gegen den modernen Riesen auskommen könnte.

Nur Schelling lebt noch; es läßt sich aber in diesem Augenblicke nichts Genügendes über seine historische Stellung sagen, noch hat er nicht mit seiner ganzen Armee an dem neuen Kriege Theil genommen, er hat es bei einzelnen Manifesten bewenden lassen, und es scheint jetzt, als rüste er sich zu einer großen Schlacht. Die muß abgewartet werden: freilich, wenn man die Marschälle des Berliner Napoleon und ihre Zuversicht betrachtet, dann könnte man den Sieg der neusten Philosophie für entschieden halten. Le brave des braves, der Marschall Ney der Hegelianer, der feiste, lebhafte Gans mit dem schwarzen Krauskopfe und den blühenden Backen, mit der unversiegbaren Suada und rastlosen Spekulation spricht bei solchen Gelegenheiten: Alte Dinge, verbrauchte Dinge. —

Aber ich stehe nicht auf der Höhe der Streitkräfte, und will nur beschreiben, nicht aburtheilen, und mag der Geschichte nicht vorgreifen. — Das

Hauptmoment unserer jetzigen philosophischen Zeit wird noch ein Treffen zwischen Schelling und den Hegelianern sein, zwischen Süd- und Norddeutschland. —

Die Geschichte der Philosophie ist der Cyklus unsrer Bildungstragödien: der neueste Riese steigt immer dem neuen auf die Schultern, und präsentirt sich also dem Volke. Ist auf diese Weise seine größere Dimension genügend bekannt worden, dann erschlägt er seinen Träger, und nur wenn er gutmüthig ist, gräbt er ihm ein Grab und setzt ihm einen Leichenstein.

Es mag Einem selbst Schelling manchmal wie ein solcher bezwungener Riese vorkommen, wenn man ihm in den Gängen des englischen Gartens zu München begegnet. Er war der Eroberer eines neuen Landes für die Philosophie, er unterjochte ihr die Natur mit allen organischen und geistigen Prinzipien; mit Blumen und Wolken warf er den Idealismus vom Throne, ein Spinoza redivivus, ein Spinoza mit all dem Reichthum ausgerüstet, welcher seit dem Tode des Holländischen Juden der

Welt erobert worden war, lehrte er von Neuem die Identität des Subjekts und Objekts. Oken ging nach der einen Seite von ihm aus, und richtete alle Augen auf das Materielle der Natur, vergeistete die Natur. Hegel ging nach der andern: er verkörperte den Geist, machte die Logik zur Naturlehre, proklamirte eine Philosophie, die es nicht bloß mit Begriffen, sondern mit Ideen zu thun habe.

Mehr oder minder haben sich die süddeutschen Notabilitäten Schelling angeschlossen: Görres, Menzel und Aehnliche; mehr oder minder haben sie sich in ihren Kategorieen abgenutzt, sind hinter der Zeit geblieben. Görres, der alte, gewaltige Rheinische Merkur, schleppt seine schweren Schuhe schwerfällig durch die Münchner Straßen, nichts ist mehr von Flügeln an den Fersen zu sehen, ein ernster, herber Mysticismus mit wunderbar geisterhaften Augen sitzt ihm auf dem Nacken, und schreckt die Leute ab, seine Stimme klingt gespenstisch, als käme sie aus einem Hünengrabe. Der Fanatismus seines Geistes und Gemüthes hat ihn aus der Welt entfernt, und eben derselbe würde

Wolfgang Menzel eben so mitspielen, wenn sich nicht in diesem Stuttgarter Titanen noch mancherlei koulante Lebenselemente befänden. Dieser bürgerliche Schulmeister unsrer Kritik mit seinen alten Kategorieen, mit der Vorliebe für Mystik, der Berserkerwuth gegen Rationalisten und schreibende Frauenzimmer, mit der moralischen Entrüstung gegen Goethe wird nun eben auch altmodisch. Und das ist in mancher Rücksicht zu bedauern. Man darf seinen Terrorismus anklagen, sein völliges Nichtkennen höherer poetischer Schönheit, sobald diese über seinen rhetorischen Geschmack hinaus ging, man darf sagen: er ras'te mit cinischen Grundsätzen in unsrer Literatur umher, und hielt sie für ästhetische, er schmähte unsern größten Dichter, weil dieser nicht über den Landtag schrieb, weil er die Poesie nicht aus Träumen schuf, sondern aus der Wirklichkeit, er donnerte wie Jupiter nach Sympathieen und Antipathieen, er sanktionirte nicht nur die Leidenschaft in der Kritik, sondern auch die Leidenschaftlichkeit, er setzte, wenn auch auf besserem Standpunkte, den Adolph Müllner fort. Alles

das und noch mehr kann man sagen, Menzels Erscheinen wird doch ein segenswerthes genannt werden müßen: er ist ein ehrlicher Mann, und hat die Aufrichtigkeit in unsere Kritik gebracht, sein wilder Fanatismus war vielleicht nöthig, um den Indifferentismus aller Art aufzurütteln, seine Vorliebe für Mystik, Magnetismus, die Seherin von Prevorst und Aehnliches war ein heilsamer Gegendruck für das leere, äußerliche rationalistische Geschwätz der letzten zwanziger Jahre — kurz, Menzel erschien mit seiner kantigen Persönlichkeit im rechten Augenblicke und am rechten Orte. Er ist ein Theil unsrer neuen Literaturgeschichte, und es fragt sich nur, ob das passend noch so fortgehen soll, ob er auf die neusten, innerlichsten Fragen unsrer Gesellschaft ein gehn will und kann, ob er neue Zustände der Literatur, welche daraus erwachsen, ahnt und goutirt, ob er alt und grämlich, abgeschlossen, fertig geworden ist.

Zuweilen könnte man's glauben; ein weiter unten folgender Artikel wird sich specieller über ihn verbreiten. Zum Zweck dieser Uebersicht ist hier zu sagen, daß Wolfgang Menzel den spekulativen

Fortschritt als Kritiker nicht mehr repräsentirt, daß er nicht mehr in der ersten Linie steht, sondern sich bereits angesiedelt hat in einem romantischen, deutschen Thale, wo die Glocken läuten, Fabrik und Handwerk gedeihen, der Haustyrann eine friedliche Ehe schafft, wo ein tüchtig Wort gesprochen wird, wo ernste Liebe und ernster Haß zu Hause sind.

Er war lange der Repräsentant populärer Kritik, und sein Einfluß ist im südlichen Deutschland sehr groß und wird's noch lange bleiben. Die jungen, bunten Ritter unsrer neuen Literatur, die zum Theil an ihm aufgewachsen sind, haben sich mehr oder minder von ihm emancipirt: die elegante Zeitung von 33 und der ersten Hälfte des Jahrs 34 schlug mancherlei Wege ein, die Menzel entgegengesetzt waren, Ludolf Wienbarg hat in seinen „ästhetischen Feldzügen" fast durchweg eine andere Richtung erwählt, sogar der frühere Schildträger Menzels, Carl Gutzkow, hat sich in seinem „Phönix," einem zu Frankfurt erscheinenden, lebendigen Journale, von des alten Lehrers Fesseln losgemacht. Man thut also in Zukunft Unrecht, Men-

zel und die kritische Jugend unsrer Literatur in Eins zu rechnen.

Die Hegel'sche Bildung im Norden besitzt die Berliner „Jahrbücher für Kritik,“ ein vornehmes, nobles Blatt, was selten anders als mit Paradedegen, Chapeaubas, Manschetten erscheint — einige junge Philosophen haben die seidnen Strümpfe und Schnallenschuhe abgeschafft. Dies Blatt vertritt die ausgesuchte Berliner Kultur, und es ist sehr zu bedauern, daß es einen gewissen Esoterismus nicht los werden kann, und nicht unter die Leute kommt. Es hat einige gute Leser, aber es hat kein Publikum. Im Grunde, und, wie ich glaube, seinen Statuten gemäß, wird es von einer Gesellschaft redigirt, die sich allwöchentlich versammelt, die Neuigkeiten in Frage stellt, und darüber sich vereinigt, ob die Sachen des Besprechens werth und von wem sie besprochen werden sollen. Diese Einrichtung ist gewiß recht gut; ich fürchte nur es mangelt der Gesellschaft an populären, auch um Masse und Koth sich kümmernden Mitgliedern, welche zuweilen die vornehmen Hauptstraßen des

Buchhandels verlassen, die Tummelplätze der Unbändigen, auch wohl die kleinen, garstigen Straßen besuchen, um neue, interessante Bekanntschaften zu machen. Durch diese Vornehmheit begiebt sich das Blatt eines gewissen schaffenden Elements, es führt nicht ein, es weckt nicht, es hat nichts mit Ursprünglichem, Anfänglichem zu thun, und verliert dadurch vielen Reiz und mit der Popularität alle Vortheile derselben. Die meisten Mitglieder jener Jahrbücher sind im Stillen der Meinung, sie regierten die deutsche Literatur, — ich stelle nicht in Abrede, daß ein großer Theil ihrer Kritiken eines solchen Scepters vollkommen würdig wäre, aber an eine faktische Regierung ist nicht zu denken. Dazu fehlt eben das Volk, — das Publikum. Und um dies zu erobern bedarf's einer lebendigeren, gestaltvolleren Sprache. Das einseitige Literaturblatt Wolfgang Menzels hat einen viel größeren Einfluß, wenigstens für die nächste Zukunft der Bücher. Dem Buchhändler existiren die „Jahrbücher“ ganz und gar nicht, Leben oder Tod der Bücher liegt durchaus nicht in ihrer Instanz.

Es wird hierbei nicht vergessen, daß es eben Blätter für „wissenschaftliche" Kritik sind, die dem leichten, oberflächlichen Modetone nicht huldigen können. Mittel giebt es trotz dem zuverlässig, durch welche dies Institut wirksamer zu machen wäre. Und das Institut ist so trefflich, so sauber, so uneigennützig, so umfassend, es ist ein Patriotismus, ihm mehr Blut und Leben, mehr Farbe und Kraft, mehr Ausbreitung und somit mehr Macht zu wünschen.

Zu Hegels Lebzeiten war es eigentlich der Hegelsche Moniteur. Bekanntlich wird auch der Moniteur nur von den Beamten gelesen. Seine Marschälle schaaren sich auch jetzt noch darum, aber ihr jetziger republikanischer Zustand mag wol nicht so einig und energisch seyn, als da der Diktator noch alle Strahlen des Staats in sich vereinigte.

Ein Hauptgründer und Halter des Instituts ist Varnhagen v. Ense. Dieser Mann ist nicht sowohl durch seine Produktionen als durch seine Stellung, durch seinen literarischen Charakter eine wichtige Figur in unserer Literarhistorie geworden,

der Lord Chatham unsrer Literatur, welchem bekanntlich Viele die Briefe des **Dr.** Junius zuschrieben, das schönste, feinste Englisch, was da gewesen ist. Da Varnhagen später in einem besondern Artikel zur Rede kommt, so kann ich mich hier damit begnügen, auf die Wichtigkeit seiner Pasition aufmerksam zu machen. Alle Humanität, gefüge, bereitwillige Spekulation, alle Vielseitigkeit, alles zarte Schönheitsgefühl, was man von einem Kritiker verlangen kann, findet sich in diesem Freunde Goethe's und Hegel's.

Die Freundschaft großer Männer stirbt aber nicht, sondern ist eben auch eine ewige Macht, eine Essenz großer Herzen, oft so wichtig als der Geist des Helden selber. Ein ausgezeichneter, historischer Mensch ohne Freunde ist nur ein Meteor, die Freunde erst machen ihn stetig und gewaltig.

Im äußersten Theile von Deutschland, zu Hamburg, erscheint noch ein beachtenswerthes kritisches Blatt als Beilage zu den Blättern der Börsenhalle. Mangel an Freunden, Mangel an Publikum haben es eben bisher unwirksam gelas-

sen, obwohl es meisthin mit Maaß und Geschicklichkeit redigirt wurde. Einer der modernen Kritiker, Wienbarg, ist jetzt thätig dafür, und es steht zu erwarten, ob es dadurch in's Interesse der Lesewelt und dadurch zur Macht gelangt.

Die Literaturzeitungen von Profession haben hie und da ein Bestreben an den Tag gelegt, munterer, frischer, der Zeit angemessener zu werden, aber das Gelingen hat seine großen Schwierigkeiten, da ihr Zuschnitt und der Zuschnitt unsrer Gelehrten zu sehr mit Schulstaub bedeckt ist. Die Landpastoren, Pädagogen in kleinen Städten, Professoren von altem Schlage sind das stehende Auditorium. Aber auch in diesem scheinen mehr und mehr Renegaten zu entstehen. Die Leipziger Literaturzeitung ist so weit verlassen worden, daß sie ihren eignen Tod dekretiren mußte, und das übrig gebliebene Quarummulierat fristet sich wohl auch nur von alten Pensionen und Renten. Eine Macht sind sie nicht mehr, und für einzelne frische Artikel, die in die trägen lateinischen Lettern einbrechen, können sie nicht.

Das Jüste Milieu zwischen all diesen kritischen Erscheinungen bilden die „Blätter für literarische Unterhaltung," welche eben auch in ziemlicher Mitte zwischen dem Süden und Norden, zu Leipzig bei Brockhaus erscheinen. Man findet darin zuweilen ein Stück Menzelschen Freibürgerthums, Berlinischer Gelehrsamkeit, Literaturzeitungspli, veraltete, bissige Polemik, moderne Lebhaftigkeit, feine Geschicktheit, die mannigfachsten Schattirungen nebeneinander; es fehlt nur der höhere Vereinigungspunkt, der alles das zu einem Ganzen fügte, der eine Eindruck machende Figur daraus bildete. Dies bunte Gemisch, ferner die altmodische Manier, daß die Recensenten anonym auftreten, und unter diesem Schutze wohl zuweilen mehr sagen, als sie bei offenem Visier sagen würden, und hauptsächlich die mehrfach wiederholte Anklage, des Blattes Tendenz beruhe zumeist in dem Interesse an Brockhaus'schen Verlagsbüchern, hat diesem Institute in neuerer Zeit viel zu schaffen gemacht. Einer der Herrn Verleger, Heinrich Brockhaus, hat sich deshalb seit Kurzem als Redakteur genannt — bis

dahin wurde es nur unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung redigirt. Aber die Polemik wird schwerlich dadurch beruhigt werden: wer Herrn Heinrich Brockhaus kennt, wird ihm nicht die Fähigkeit zur Redaktion absprechen, aber man wird nach wie vor die mißliche Vereinigung zweier literarischen Staatsgewalten angreifen, des Verlags und der Kritik. Die Brockhaus'sche Handlung ist nun wirklich eine der stärksten Verlagshandlungen, und ihre Artikel spielen allerdings die Hauptfigur in diesen Blättern; das Auflehnen gegen die Autorität derselben wird also wohl schwerlich durch die neue Maaßregel beseitigt werden.

All die angeführten mißlichen Konflikte und Verhältnisse sind sehr zu bedauern, da den Blättern so viel Fonds und Mittel zu Gebote stünden, eine sehr bedeutende Stellung einzunehmen, wenn sie eben unbefangener, wähliger, koncentrirter und offner auftreten wollten.

Die Wirkung in ihrem jetzigen Zustande erstreckt sich namentlich auf Provinzialstädte, und unter diesen wieder besonders auf preußische.

Bei dieser Gelegenheit will ich einem viel verbreiteten Irrthum widersprechen. Man fand es hervorstechend an diesen Blättern, daß sie namentlich die moderne Richtung unsrer Literatur mit ausführlicher Geringschätzung besprach, und glaubte dahinter eine Berliner Literatenclique zu sehen, an deren Spitze der vor Kurzem verstorbene Wilhelm Neumann stünde. Ich kann dem, so weit es diesen letzteren betrifft, vollständig widersprechen: Wilhelm Neumann war ein feiner, auf Alles Neue höchst aufmerksamer Schriftsteller, voll rastloser Spekulation, der alle neu erscheinenden Interessen der Literatur wie Herzensinteressen aufnahm und in keiner Weise absprechender, unfreundlicher Polemik fähig war. Seine in Kurzem erscheinenden Schriften werden das bestätigen. Ein in Goetheschem Geiste aufgebildeter Schriftsteller kann nicht wohl einer stets verneinenden, gehässigen Polemik angehören.

Es blieben nun noch die „Wiener Jahrbücher" und einzelnes weniger Stetige und nicht regelmäßig Wiederkehrende zu erwähnen, um Alles genannt zu

haben, was in Deutschland kritischen Einfluß ausübt. Jene Jahrbücher sind voll Gelehrsamkeit, Herrmann, v. Hammer, Ottfried Müller und Aehnliche bewegen sich darin mit ihren geharnischten Schritten; von den zuletzt angedeuteten Erscheinungen erwähne ich Mundt's Zodiakus, eine Monatschrift, die viel geistige Thätigkeit in sich birgt. Von der Kritik selbst darin ist zu bedauern, daß sie in einer wunderlich altklugen Manier so Manches als gestorben ansieht, was noch in Fülle der Gesundheit lebt. So Heine und was zu diesem poetischen Don Juan und seinen Richtungen und Sympathieen gehört. Die alte Unart der Menschen, ihre Abstammung zu verläugnen, sich ihrer zu überheben, wird noch täglich jung. Heine hat die modernen Zustände zuerst für's poetische Schriftthum emancipirt, indem er die großen Striche Goethe's kühn und dreist auch in das engste Detail hineindrängte, Heine hat unsrer schriftstellerischen Jugend die Zunge gelöst, er ist noch immer die Hauptperson der modernen Schreibart — es wird gut und nöthig seyn, diese von den Schlacken

des ersten Wurfs zu reinigen, aber es ist ein wunderlich Beginnen, ihn wie einen Todten zu behandeln; wenn er sich erhebt, so schlägt er diesen kraftlosen Doktrinarismus mit einem Streiche zu Boden. Wie könnte auch ein Stückchen mühsam erworbener Dialektik bestehen gegen ächte Worte des pulsirenden Lebens. Dort müssen die wirklichen Zustände umgangen, es muß eine künstliche Welt erzeugt werden, um eine kämpfende Schattengestalt hervorzubringen, hier springt aber ein lebendiger Mensch zum Kampfe heraus, der noch dazu alle Neigungen des Publikums für sich hat — es mag dies noch so vielfach abgeläugnet werden, es ist nicht anders. Man wird oft genöthigt, aus geselligen Rücksichten ein reizendes Mädchen zu verläugnen, nach dessen Kuß wir lechzen — wer sich dadurch verleiten läßt, in dieses Verläugnen einzustimmen, der ist nicht auf dem rechten Wege, unser Herz zu gewinnen. Es kommt der Tag, wo wir den desavouirten Liebling und seine Schönheit öffentlich aufführen dürfen — und es gibt kein schlimmeres Erröthen als das: wo

man eine Figur in Glanz und Größe erscheinen sieht, die man im Dunkeln auf die Seite gestoßen hat.

In einer wechselnden, bewegten Zeit ist der Takt eine Tugend, nur der Mangel dieser Tugend ist vielleicht unser Nationalfehler. Und ich glaube, Herrn Mundt ist dieser Vorwurf zu machen: er findet eben ein verlassenes Schlachtfeld in unsrer neuen Literatur, hie und da sieht er einen schwer Verwundeten oder Todten liegen, aus der Ferne knallen noch einzelne, machtlose Schüsse. Das bringt ihn auf den Gedanken, er sey allein noch übrig, und um Herr dieses öden Feldes zu werden, dürfe er blos den Verwundeten noch die letzten Gnadenstöße geben, und ein Paar Schüsse in die Ferne senden, damit die fliehenden Heerführer getroffen und getödtet würden.

Es ist ein Unglück der modernen Schriftstellerei, daß sie mit der herrschenden Politik in Konflikt gerathen ist, sie ist dadurch in eine nachtheilige, lebensgefährliche Stellung gekommen; aber ein ehrlicher Literat macht sich niemals ein Un-

glück des andern Literaten zu Nütze, und er tadelt da nicht, wo nichts als Tadel erlaubt ist.

Ich habe noch beizufügen, daß dies Gesagte kein neuer Fehdehandschuh seyn soll: der Zodiakus enthält mancherlei geistig Anregendes, er ist ein erfreulicher Sammelpunkt literarischer Bestrebungen, Theodor Mundt selbst ist ein gewandter, strebender Schriftsteller — ich wollte nur andeuten, daß es nicht gut sey, kaum verharschende Wunden aufzureißen, einen Kampf zu verspotten, der nur mit den ungleichsten Waffen geführt werden konnte; ich wollte nur darauf hinweisen, daß es jetzt nicht unsre Aufgabe sey, feindliche, Erbitterung weckende Elemente hervorzusuchen, sondern im Gegentheile den Verbindungslinien zwischen alter und neuer Kultur nachzuspüren, Versöhnlichkeit und Humanität zu predigen, die Literatur zu retten aus den politischen Schlachten.

Der Zodiakus ist noch zu jung, als daß ich von seinem Publikum und Einflusse etwas sagen könnte. Ich empfehle der Lesewelt noch eine neue in Berlin bei Duncker erscheinende „Literarische

Zeitung" redigirt von „Karl Büchner," die nicht sowohl als Kritik sondern als literarisches Intelligenzblatt wesentliche Dienste leistet. Sie zeigt mit größter Schnelligkeit alles Neue an, orientirt auf das Leichteste, ohne das Urtheil für oder wider zu befangen, ist kompendiös und wohlfeil. Nun ist noch das bei Brockhaus fortgesetzte Repertorium zu erwähnen, was seine Wesenheit dadurch zu sehr verletzt, daß es Recensionen statt der Anzeigen bringt — und somit wären die Hauptzustände unserer Kritik geschildert.

Es kann trotz der vielen Institute nicht in Abrede gestellt werden, daß es an einem großen Hauptblatte fehlt, was sich die Allgemeinheit unsres Publikums zu bemächtigen, was alle Nüancen, Richtungen, Bedürfnisse auszufüllen vermöchte. Ein solches wäre wohl nur durch eine großartige, literarische Association zu schaffen, die bei unsern sich zersplitternden Verhältnissen nicht im Reiche der Wahrscheinlichkeit liegt. Wenn man die verschiedenartigen Intentionen der Journale kennt, alle die Sympathieen und Schulen, die Feindschaften

und Losungsworte der Couleuren, so verschwindet allerdings der objektive Nimbus der Kritik. Man verlernt es, auf eine Recension zu schwören, begreift es, daß gerade bedeutende literarische Erscheinungen am Lebhaftesten auf dieser oder jener Seite oder gar auf allen Punkten angefochten werden.

Aber ist dies anders möglich? Namentlich in einer Zeit anders möglich, wo aus einem neuen Leben neue philosophische, poetische Zustände sich gestalten, wo keine Art oder die mannigfachste Art Klassik statuirt wird! Ist die Stellung der Leser deshalb so übel? Mich dünkt: sie ist um so interessanter. Die Selbstthätigkeit beim Lesen von Kritiken wird um so mehr in Bewegung gebracht, das Moment eines gebildeten Lesers ist jetzt nur eben darein zu setzen, daß er die Ausgangs- die Lebenspunkte der verschiedenen kritischen Richtungen schnell erkenne, und alsdann das Gesagte zu seiner eignen Ansicht rangire. In solcher Zeit ist es schon Kultur, das Terrain genau zu verstehen, mit Einsicht die Bewegungen zu observiren, der eben laufenden Geschichte Herr zu seyn.

Diese geringste Anforderung soll aber auch Niemanden erlassen werden, der auf Bildung Anspruch macht: wer nicht auf den Boden wirken kann, der soll ihn wenigstens kennen.

Und von diesem Standpunkte aus wird der Kritik, sie sey noch so sehr gespalten, ja selbst unlauter, immer ein Wesentliches zuerkannt werden müssen: sie regt an, sie verarbeitet. Nur die kurzsichtige Mittelmäßigkeit will jetzt noch immer, daß die Tages-Kritik in allen Dingen entscheide.

Zu einer andern Wissenschaft, der Jurisprudenz unserer Tage, übergehend, seh ich wieder den Januskopf jenes Dualismus, der schon oben beregt wurde. Historische Schule und rationale Schule stehen sich hier nicht weniger drohend gegenüber als die politischen Parteien. Zu Berlin und Göttingen ist die Hauptresidenz der Historiker, die Herren von Savigny, v. Hugo und Mühlenbruch dringen darauf, daß römisches Recht auch unter Germanen herrsche, daß unser verworrenes, kaum existirendes „gemeines Recht" das Alpha und Omega unseres Rechtszustandes sey. Dame Savigny, wie

man diesen Herrn wegen seines zarten Vortrags römischer Formeln, wegen seiner ganzen Zierlichkeit zu nennen beliebt hat, Dame Savigny versammelt zu Berlin noch die große Masse der Juristen um sich; man glaubt nicht, an der Quelle geschöpft zu haben, wenn man nicht bei ihm über das „unbeugsame, ewige Recht" gehört hat.

Eben auch einen französischen Namen trägt der Feldherr seiner direktesten Gegner, der aus dem grünen Thale von Heidelberg die Kämpfer gegen ihn ausschickt. Thibaut heißt er, und dieser verlangt nationales, Zeit, Verhältnissen, Bedürfnissen, Gewohnheiten angemessenes Recht, verwirft das römische als hervorgegangen aus anderen gesellschaftlichen Zuständen, aus deren Sitten, Religionen. —

Der Kampf ist indessen nicht mehr so jung, daß er hier ausführlicher besprochen zu werden brauchte, auch kollidirt er zu auffallend mit den ähnlichen politischen Fragen, als daß ein näheres Eingehen rathsam und ersprießlich seyn dürfte — die Belehrung und Diskussion in diesen Branchen dürfte wohl durch die letzten vier Jahre erschöpft

seyn, unser Vaterland hat so viel und so arg Mannigfaltiges darüber gelesen, daß eine Einwirkung auf dem Wege der Bücher unwahrscheinlich geworden ist. Wir sind mit Büchern wie die Römer zur Kaiserzeit mit Göttern übersättigt.

Dieser Kampf der Rechtsweisen hat aber ebenfalls durch einen Zweig des Hegelthums neues, pulsirendes Leben erhalten — Eduard Gans hat sich in Berlin als Prätendent neben Savigny aufgeworfen, das unbedingte historische Recht in dem Bereich einer Hilfswissenschaft zurückzuweisen, das rationale Recht auf den höheren Standpunkt eines geschlossen philosophischen Rechts zu erheben gesucht. Auf Seiten einer gewissen Innerlichkeit der Verhältnisse hat sich Göschel in seinen „Zerstreuten Blättern," auf Seiten einer praktischen, scharfen Auswahl, Bornemann in seinem „preußischen Criminalrecht" neben ihn gestellt, so sehr sich auch der Letztere in seinem geistreichen Eklekticismus zuweilen polemisch gegen Gans anstellen mag. Wie es heißt, wird in Kurzem unter Leitung dieser philosophischen Juristen eine neue juristische Zei-

tung erscheinen, und es ist nun zu erwarten, welche nächste Wendung dieser Kampf nehmen werde. Nur Göschel's Erscheinung ist eine so auffallende, daß ich nicht so eilig an ihr vorübergehen kann. Die größte Wissenschaftlichkeit, das Hegelthum, das Goethethum vereinigt dieser Mann in sich mit einer äußerst milden Humanität und mit einer kindlichen Hinneigung zum Pietismus. Aus diesen mannigfachen Elementen hat sich eine so wunderliche, so geistreiche und doch so schwatzhafte, formlose Produktion entwickelt, daß diese literarische Erscheinung nicht zu rangiren ist, und ganz und gar nur in die Kategorie des Anregenden gestellt werden kann, wo das einzeln Barocke des Kombinirens, das Gemachte der Erklärungen überdrängt wird von dem Reichthume der sich ausbreitenden innern Welt. Man möge sich also nicht dem ersten Eindrucke hingeben, wenn man hört, daß aus Wolfgang Goethe der Pietismus konstruirt wird.

Diese Verhältnisse erinnern übrigens neben denen der Historiker am Meisten daran, wie das Entwickelungsleben, durch temporaire Kraft und

Macht aus den auffallenden Erscheinungen verdrängt, in den verschiedenartigen Literaturen fortsickert, fortwuchert, seine baare, nackte Gestalt mit den Gewändern dieser oder jener Wissenschaft und Kunst bekleidet. Man wird an jene wilden Bergströme erinnert, die stürmisch brausend und wild von den Höhen herabstürzen, von drohenden Felsen aufgehalten plötzlich zu verschwinden scheinen, und erst nach langem Zwischenraume am Anfange der Ebene wieder zum Vorschein kommen. Der wilde Fall ist verschwunden, sie fließen sanft und friedlich, aber sie führen dasselbe Wasser, ja sie sind in der Verborgenheit durch neue unterirdische Quellen reicher, breiter und tiefer gemacht worden.

Dieses Moment der Entwickelungsgeschichte muß jetzt alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Literatur wird wieder der Mittelpunkt unsers Lebens. Sie gleicht den Tempeln der alten klassischen Völker: in ihnen fanden die Verfolgten Schutz, in ihnen erbte die Intelligenz durch die Schriften der Priester fort auf künftige Geschlechter. Und die Literatur gleicht auch glücklicherweise jener chemischen Schmelz-

hütte, welche das Wesentliche, Aechte des Metalles abscheidet vom Schlacke und Flitter, sie ist darum auch keiner nach Vollkommenheit strebenden Regierung gefährlich. Die Literatur ist nicht bloß das Archiv der Civilisation, sie ist auch das Medium derselben. —

Bei den juristischen Begriffen darf ich die kursirenden Ansichten vom Staate nicht übergehn. Die herkömmliche unter den Juristen war bis jetzt die, daß der Staat auf einem Vertrage beruhe, der vom Hause aus zwischen Herrschern und Beherrschten statt finde, er möge ausgesprochen sein oder nicht. An diese Theorie hat sich größtentheils die Revolution gereiht. Hegel, um dem Staate mehr Innerlichkeit zu vindiciren, verwirft diese Theorie, nennt ihn ein sittliches Institut, dessen geheiligter Kern und Mittelpunkt die Familie. — Wenn diese Ansicht, in der Dialektik seines Systems begründet, Verbreitung gewinnt, so würden die publicistischen Kämpfe plötzlich ein ganz ander Terrain einnehmen. Die bisherigen Staatstheorieen waren mehr oder minder nur juristisch.

Der verstorbene Ludwig Hoffmann hat für denjenigen ein sehr brauchbares Compendium geschrieben, der sich über die historischen Entwickelungsformen der Politik von den Babyloniern bis auf Napoleon herunter schnell unterrichten will, und dem das kolossale „Erbrecht“ von Gans zu weitläufig dünkt. Jenes Buch heißt: „Der Mensch als Staatsbürger.“

Auch in Sachen der Theologie hat Hegel einen neuen Standpunkt gegeben, wie denn seine Philosophie allerdings das umfassendste Gebäude ist, was vielleicht in der Wissenschaftsgeschichte da gewesen ist. Konsequenz und Ganzheit ist große Macht: sollte also auch selbst die temporaire Richtigkeit dieses ganzen, großartigen Instituts der Dialektik von unsern bedeutenden Männern nicht anerkannt werden, einem gewaltigen Einflusse dieser Philosophie wird sich die nächste Zukunft nicht entziehn können. Ist doch die Revolution in allen Richtungen der kritischen Philosophie gelungen, die bei Weitem einseitiger, unvollkommner ausgebildet war. Durch viele tausend Kanäle rinnen

die Wasser jenes großen Hegelschen Stromes in Nebenwissenschaften, Ansichten, Individuen, bis das ganze Flußnetz einer Zeit damit erfüllt ist, und selbst die Widerstrebenden daraus schöpfen ohne es zu wollen und zu wissen. Ein Philosoph mit einer Konsequenz und Universalität, die alle Branchen der Bildung umfaßt, ist wie ein welthistorischer Eroberer, dem die Einzelheiten vergeblich widerstreben. Diesen allgemeinen Ab- und Zuschluß des großen Systemgebäudes hatten eben die Hegelianer stets im Sinne, wenn sie sich der Einsicht aller sonstigen Welt überhoben zeigten, und förmlich auf eine neue Schöpfung des Universums provocirten. Eine mächtige Einzelmacht dürfte — wie gesagt — vergeblich gegen sie ankämpfen, aber in der Geschichtstheorie Hegels, im Aufsteigen zu immer größerer Vollkommenheit, dürfte doch der einstige Sieg eines neuen geistigen Moments nicht ausgeschlossen sein. — Die Stellung Hegels in der Theologie hatte zufällig genug Schleiermacher vorweg einzunehmen gesucht, er lehrte nämlich auch wie Hegel die Identität der

Vernunft und Offenbarung, aber es war mehr ein ästhetisches Belieben, was ihn darauf führte, die Erscheinung eines himmlischen Erlösers mit der Vernunft übereinstimmend zu finden, es war eine Geschmackstheologie von der Lektüre Plato's angeregt, die auf keinem wissenschaftlich philosophischen Wege begründet wurde, und an den Glauben, an die Ahnung verwies. Plato's religiöses und poetisches Element beruhte bekanntlich darin, daß er auf ein Erinnern an sonstige vollkommnere Zustände hinwies, welches im tiefsten Hintergrunde unsrer Seele schlummere. Dieses Erinnern belebte Schleiermacher mit einer geschmackvollen, aber keineswegs philosophischen Dialektik, und Hegel weis't ihn in seiner „Geschichte der Philosophie" mit wenigen abschmeckenden Worten in's Gebiet der schönrednerischen Unbedeutendheit zurück. Marheinecke nun ist der theologische Apostel Hegels, der dessen dialektische Trinität und Erlösung propagirt. Was man indessen bei Göschel in andern Hegelschen Kreisen findet, daß der Meister nämlich keineswegs baar und ohne

Zuthat überliefert werde, das dürfte an Marheinicke in noch auffallenderem Grade zu bemerken sein.

Die alten theologischen Parteien der Rationalisten und Supernaturalisten, welche sich in Bretschneider, Twesten und Aehnlichen schon sehr abweichend schattirten, dürften nun also in Kurzem noch mehr in den historischen Hintergrund gedrängt werden, da die alten feindlichen Kampfsmottos „Vernunft" und „Offenbarung" plötzlich vereinigt werden, aufhören sollen, Gegensätze zu sein. Also auch hier will sich über den Gegensätzen, und sie zum Theil vereinigend, jene mehrfach genannte Dialektik erheben.

— Auch die philologischen Bestrebungen unserer Tage haben jenen sichern Mittelpunkt verloren, welcher die Lebenssicherheit, die Zuversicht gewährt. Sie sind wie Accisebeamten in einem Staate, der den Herrscher gewechselt hat, und in welchem stark davon die Rede geht, man wolle die Accise gar nicht beibehalten. Wirklich, das alte, sonst so stattlich bemannte Fahrzeug irrt ohne Kompaß auf

den rollenden Meereswellen der Zeit umher. Man hat das Steuer zerbrochen, die Maste gekappt, die alte gemächliche Bahn verrückt, das bekannte Fahrwasser durch hineingeworfene Klippen unsicher gemacht — man hört die Nothschüsse der alten Mannschaft, sieht auf frischgebauten Kähnen junge Lootsen heiter und muthig zu Hilfe eilen, man weiß nicht, was daraus werden wird. Mit dem heftigen Donnerschlage, die Philologie wende nur den Rumpf der Vergangenheit nach allen Seiten, und erdrücke die unsterbliche Seele in plumpen Händen, mit diesem Donnerschlage brach das Wetter los. Was man gemeinhin Philologie nannte, das hieß jetzt Hilfswissenschaft, Material zur Wissenschaft. Die Kenntniß der Sprachen und Kodices ist allerdings nur Mittel — man machte sie zum Zwecke, und gab so die Blöße, welche ein deutscher Schriftsteller treffend mit den Worten verwundete: „Die Deutschen lassen sich todtschlagen wegen eines Punktes über dem i." Man forschte Menschenalter hindurch nach Buchstaben und Wörtern, aber nicht nach Worten und Sinn, man

machte aus der Wissenschaft der Vergangenheit ein leeres Handwerk der Vergangenheit. Darin lag der Irrthum, darin ruht der Kampf: den Geist der Vergangenheit, nicht seinen Leichnam will die neue Welt.

Ich glaube man darf der alten Philologie diesen Vorwurf machen ohne Befürchtung, deshalb einer oberflächlichen Anschauung der Sprache an sich geziehen zu werden. Die Sprache ist mir keineswegs ein todtes, wesenloses Element, die Geister eines Landes sind mir in seinen Worten verkörpert, ich sehe in ihr die einige Erbschaft eines Volks. Boden, Klima, Gewohnheiten, Anregungen, Ahnungen, Alles das verdichtet sich zu einem Kern, das Herz oder der Geist eines Volkes gestaltet sich zur Sprache, und wenn das Volk recht groß und reich und glücklich ist, dann verschmilzt Herz und Geist in ihr. Wir haben dann in den zurückgelassenen Worten einer Nation, sie mögen noch so unbedeutend scheinen, die Korrespondenz derselben mit der allgemeinen Kultur, Liebesbriefe an den menschheitlichen Fortschritt. Die Sprache stirbt in so fern

nie, wie ein alter Liebesbrief ein ewiges Leben in sich bewahrt.

In der Sprache sind auch wirklich „die Denkformen zuerst herausgestellt und niedergelegt. Aus dem Logos kam die Logik.“

Und trotz alle dem war viel Gerechtes in den Vorwürfen gegen unsre alte Philologie. Diese Wissenschaft überkam uns als Kontrebande, und man weiß, wie schonungs- und rücksichtslos mit Schleichhändler-Waaren umgegangen werden muß, um sie verborgen durch die Douanen zu bringen. Sie ward zu Alexandria erfunden, als die griechische Kunst zu Ende war, man wollte die verschwundene Poesie wieder ausgraben und fand ihre Versteinerung, die Philologie. Wenn die Völker nicht mehr dichten können, dann erklären sie.

Mit dem Sturze der alten Reiche, mit dem Siege der Völkerwanderungen ward alles Alte verschüttet. Nur im Byzantinischen bildete sich selbst mit dem Christenthume die Erklärungslust zu immer größerer Spitzfindigkeit aus. Im Abendlande bemächtigten sich später die Scholastiker dieses

oder jenes griechischen Philosophen, namentlich des Aristoteles. Aber es durfte nichts darin stehn, was mit dem Kirchenglauben disharmonirte, die gewaltsame, künstliche Erklärungskunst, eine niedrige Dialektik, ward also der einzige Ausweg. Als nun später nach dem Siege der Osmanen über die letzten Reste Griechenlands griechische Philosophen nach Italien kamen, und die alte klassische Gelehrsamkeit wieder anregten, da brachten sie denn auch jenes spitzfindige Byzantinische Element mit, da fanden sie denn auch eine orthodoxe Kirche, und was man das Wiederaufleben der Wissenschaften zu nennen pflegt, das war im Grunde auch noch jene philologische Erscheinung, die sich in engen Schranken, in genirenden Fesseln bewegen mußte. Nur als ein Profanes durfte das Alterthum neben der heiligen Kirche auftreten. Es brach der Reformationsstreit aus, die Philologie offenbarte sich als Polemik, und in dieser verhässlichenden Zwangsjacke ist sie bis zum 18. Jahrhundert geblieben. Es ist ihr nie das Glück geworden, als eine freie Wissenschaft ihr Haupt

erheben. Selbst in Holland, wo sie eine Zeit-
ig den Thron der Bildung besteigen durfte, hat
den glücklichen Moment nicht benutzt, das
einbürgerliche Ansehn nicht verläugnen können
der den theologischen Streitigkeiten der Arministen
ınd Gomorrhisten und Aehnlichen gedient.

Noch einen lebhaften Versuch machte sie in
Deutschland in der schweizerischen Schule Bodmers
und Hottingers, welche sich der großen Leipziger
Perücke Gottsched entgegenstellten, als ein Medium
auf unsre Literatur einzuwirken. Aber auch da
entwickelte sie zu wenig ursprüngliches Leben. Die
kirchlichen Beschränkungen hatten nachgelassen, es
wäre Raum da gewesen, die klassische Zeit, den
Mittelpunkt ihres Bestrebens, wieder aufzuwecken,
und die Philologie unternahm noch einmal einen
gewaltigen Kampf. Denn unsre sogenannte erste
Dichterperiode Klopstocks, Ramlers und Genossen
war im Grunde nur ein Kampf der Philologie.
Wenn auch Klopstock Hermann und die Cherusker-
schlacht besang: es war nur eine philologisch-
theologische Begeisterung, die ihn bewegte, und

Ramler war nur ein notifizirtes altes Versmaaß, wie wir's über den Oden des Horaz abzumalen pflegen. Der letzte Sprößling dieser Richtung war Voß, der letzte Cyklop der Philologie, welcher mit seinem einzigen Auge mehr sehen wollte als die Welt mit ihren Millionen Augen.

Nach diesem letzten Anlaufe, sich unsrer Literatur zu bemächtigen, ist sie in den Grenzen der Kommentare geblieben, Creuzer mit der Symbolik, Böttiger mit der Sabina sind friedlebige Männer. Aber der Tod ist verheerend eingebrochen in die Reihen dieser Wissenschaft, und hat ihre besten Helden hinweggerissen. Der junge Riese Reisig, von dem man erwarten konnte, er werde mit gewaltiger Kraft die materielle Masse bewältigen, und, ein zweiter Prometheus, ein neues Feuer aus den trocknen Pergamenten gewinnen, starb plötzlich in der Manneskraft zu Venedig. Passow, der behende, starb zu Breslau. Niebuhr, der ein neuer Herakles durch den Augiasstall der ältesten römischen Geschichte einen reinigenden Alpheus geleitet, starb mürrisch zu Bonn.

In der Geschichtsschreibung hat die Philologie neuerdings ihre glücklichste Offenbarung, ihren passendsten Durchbruch gefunden. Es ist schmerzhaft und spaßhaft, wenn uns Niebuhr beweis't, daß Romulus und die übrigen sechs Könige, daß die erbauliche Geschichte von der Lucretia, die ermunternden vom Cocles, Scävola, die abenteuerliche von der Clölia und alle die bunten Dinge bis zu Camillus in's Reich der Mythen gehörten. Und wie viel Ohrfeigen sind ausgetheilt worden für die Wahrhaftigkeit dieser Dinge an phantasiereiche Schulbuben, die ihre Varianten dabei anbrachten, wie viel heroische Tragödien haben sich todesmuthig auf diesem historischen Boden erhoben!

Man muß sich trösten: wir haben ein Paar Jahrhunderte Weltgeschichte verloren, und so viel Volkspoesie dafür eingetauscht. Herr Professor Seifert hat uns dafür durch eine großartige Hieroglyphenberechnung in frühem Alterthume ein Paar Jahrhunderte gewonnen — und es giebt Leute, die unsere Wissenschaften nicht interessant finden!

Man pflegt zu sagen, die Franzosen und Eng=

länder machten die Geschichte, und wir schrieben sie. Auch dieser Sekretariatsvorzug scheint uns neuerer Zeit entgehen zu wollen. Zwar sind noch viel Namen übrig, und es werden alljährlich neu geboren, es lebt der alte Heeren in Göttingen, welchen frivole Leute das Kameel der Historiker genannt haben, weil er mit den Karavanen durch alle Wüsten gezogen ist; er stirbt noch immer am Schrecken über die erste französische Revolution, es lebt der alte Wachler in Breslau, aber seine Hand und seine Stimme zittern, wenn auch nicht aus Furcht, sondern aus Alter, und es hat vielleicht selten einer mit schneeweißem Haar noch so viel Muth, eine neue Zeit mit durchzuleben als er, es lebt Schlosser in Heidelberg, der faktische Historiker, der nichts findet in der Geschichte, weil er nichts sucht als Begebenheiten und Personen. Vor Kurzem hat er sich noch einmal an das Leben Napoleons gemacht; aber es dürfte zu spät seyn, diesen Koloß der Poesie zu entreißen. Luden, der geschickt redende, verspinnt sich zu Jena in seine weitläufige deutsche Geschichte. Es ist auch

ne ganz deutsche Geschichte, solch ein hoffnungs-
olles ganzes Leben in einem kleinen hinter Ber-
en versteckten Städtchen zuzubringen, mit altdeut-
chen Kodices und ein Paar altdeutschen Studen-
en. Pölitz präsidirt in Leipzig der Censur, re-
istrirt die Constitution und pflegt seine prachtvolle
Bibliothek, die stolze Hoffnung der dortigen Uni-
ersität. Wachsmuth neben ihm censirt eigenhändig
nit Eifer und Fleiß — es ist eigentlich nicht un-
passend, daß die Historiker auch die Aeusserungen
der laufenden Geschichte unter der Scheere hal-
en, auf diese Weise können sie sich die Zustände
n der öffentlichen Meinung gleich so zu Recht
legen, wie sie ihnen am Passendsten mit System
und Kompendium erscheinen. Sie arbeiten faktisch
an der Zukunft, und realisiren augenscheinlich ein
historisches Ideal.

Wilken, der Historiker der Kreuzzüge, arbei-
tet schweigsam auf der Berliner Bibliothek, Rau-
mer, der Hohenstauffe, durchforscht fleißig auslän-
dische Kodices; die Ergebnisse seiner Studien in
Paris, die er brtrieb, während die Pariser ihre Ju-

lirevolution vorbereiteten, sind als neuere Zeiträume französischer Geschichte bereits erschienen, und jetzt ist er, wie man sagt, nach England gereis't, um auch dort eine Revolution anzusehen. Rotteck bewegt sich mitten im Strome der vor- und rückwärts fließenden Politik, Woltmann und Dippold sind todt, und haben es nie zu einer Anerkennung gebracht, die man ihren Verdiensten angemessen nennen dürfte. Hans Karl Dippold las den Danziger Kaufleuten Weltgeschichte vor mit stürmischen, fortbrausenden Worten, mit einer Begeisterung für Großes und Schönes, mit einem Glauben an die Geschichte, mit einer Zuversicht auf fortschreitende Menschheit, wie sie selten gefunden werden. Seine beiden Bände weltgeschichtlicher Vorlesungen sind eine Theodicee, die Gottheit entwickelte die Welt zu ihrem Preis und ihrer Freude. Schwerlich haben ihn die Franzosen gekannt, denn das Buch ist selbst in Deutschland sehr selten geworden, aber Ballanche, der Autor einer ähnlichen Richtung in Frankreich erinnert lebhaft an Dippold. Wenn eine Anregung von

)eutschland aus in Rede kommen sollte, so dürfte :eilich Friedrich Schlegel am Ersten genannt ›erden müssen. Jedenfalls bilden diese drei Leute in beachtenswerthes Moment der Geschichtschreiung, und es ist interessant, zu was für verchiedenen Resultaten Dippold in Danzig, Schlegel n Wien, Ballanche in Paris kamen, obwohl ;eder von ihnen die Gottheit in eigner Person)ie Geschichte anordnen ließ. Dort an der Ostsee ist diese Gottheit protestantisch-fromm, in Wien neben der Kapuzinerkirche römisch-katholisch, der Sündenfall, die Kainiten, die Vernunft als Satan spielen Hauptrollen, in Paris an der place de la **Revolution** ist sie liberal-fromm.

Wir müssen uns überhaupt tüchtig aufmachen, wenn wir den Franzosen neuerer Tage voraus oder nur gleich bleiben wollen: es sind nicht mehr die Franzosen, deren Kenntniß nicht bis Lüneburg reichte und die von den Heidschnucken erzählten: c'est un peuple sauvage, nommé **Heidsnuck**, sie fassen nicht nur die Geschichte in den mannigfachsten und mitunter bedeutendsten Geistesoffenba-

rungen auf, sie haben auch Material studirt und aufgebraucht, wie es ein deutscher Philologe dem Pariser nimmer zugetraut hätte, sie haben Sitzfleisch bekommen. — Remusat entdeckt China, Capéfique bringt Buch auf Buch, Mignet, Comte, die Simonisten haben die Nothwendigkeit der Aufeinanderfolge emancipirt, Thiers, Thierry, Mazure stellen einfach, unbefangen dar, Villemain, Salvandy, Guizot und alle, welche diesen Doktrinairs angehören, erzählen mit vielfach bedingter Verknüpfung, Michelet, ein überaus phantasiereicher, kombinirender, gewandter Geist, schreibt wie der beste Deutsche.

Wir müssen gestehen, daß es nur Leo und Ranke sind, die wir an gewandtem, jugendlichem Geiste ihm und ähnlichen Franzosen entgegenzustellen haben. Und welche Kunststücke hat leider Leo mit seinem geschmeidigen Geiste, seinen fügsamen Mitteln getrieben! Alle diese Gegensätze und Schattirungen, den Staat anzusehn, welche vor ihm lagen, den Liberalismus, die Legitimitätstheorie, Restauration, Reaktion, Hierarchismus,

Moderantismus, Juste milieu, Doktrinarismus und wie sie weiter heißen mögen, verschmähte er. Das ist gewiß nicht zu verargen, ein selbstständiger Geist geht immer gern einen eignen Weg, aber er hat sich aus lauter Sucht nach Originalität einen so verworrenen herausgesucht, daß ihm gewiß selbst oft um Kopf und Krone bange wird. Gedanken und Systeme lassen sich bekanntlich wie Zahlen- und Buchstabenversetzungen in's unendlich Mannigfaltige treiben; aber wie viel Einfaches und Natürliches wird ein Historiker für seinen Staat übrig behalten, wenn er diese mathematische Spielerei mit seinen Gedanken anfängt. Man staunt einen Taschenspieler an, aber das ist auch Alles. Herr Leo hat den offen liegenden Mangel eines bloß äußerlichen Staats-Rationalismus, wie er seit der Französischen Revolution Mode geworden ist, wie viele andere eingesehn, er hat die Einseitigkeit begriffen, alle Thätigkeiten des Staats nach einer einzigen, allgemeinen Idee zu regeln, und allen Organismus darüber zu vernachlässigen. Aber auf diesen Standpunkt waren zu viel Leute gekommen:

er dachte, etwas ganz Appartes zu erreichen, wenn er dieses vernachlässigte Moment eben auch zum Extreme ausbildete. Und darin begegnet er nun am Ende dem Robespierre'schen Fanatismus der bloßen Idee, er wird mit der Innerlichkeit und dem Organismus eben so einseitig wie jener mit der Aeußerlichkeit und dem Mechanismus. Er vermeidet mit großer Geschicklichkeit das Wort „Freiheit" und besteht auf dem „Naturwüchsigen," dem „göttlichen Kunstwerke" des Staats, aber solch eine geschickte Künstlichkeit hat kein Leben in sich, ist kein Wesentliches eines großen Historikers, und mit dieser ganzen, geschraubten Manier verkümmert Herr Leo seine bedeutenden Fähigkeiten und Talente, die unsrer Geschichtsschreibung so sehr zu Gute kommen könnten. Man wird hierin nicht die thörichte Forderung entdecken wollen, Herr Leo möge sich lieber mit offnen Armen einer der koulanten politischen Ansichten hingeben — o, nein, das ist hiermit durchaus nicht ausgedrückt. Die Geschichte kann nur gewinnen, je mehr selbstständige Anschauung und Forderung sich in ihren

Forschern entwickelt. Aber diese Selbstständigkeit **darf keine** gesuchte sein.

Herr Leo mag dies auch wohl bereits eingesehn **haben**, das Elegische, Unwirrsche, was ihn jetzt so oft beschleicht, könnte ihn daran erinnern, in welche zusammenhangslose, einsame Stellung ihn der Versuch gebracht hat, ein nie da gewesener, einziger historischer Löwe zu werden.

Diese Situtation hat **Leopold Ranke**, sein Ruhmesrival, tüchtig benutzt: er hat sich unbefangen, mit seinem kräftigen, behenden Geiste an den Stoff gemacht, und auf diese Weise einen bedeutenden Standpunkt schnell und zweifellos erkämpft. Ranke nimmt jetzt vielleicht den ersten Platz ein unter den jungen Historikern: rapid, umsichtig, prägnant stellt er mit straffen Worten alte und neue Zustände dar. „Die römischen Päbste,“ sein letztes Buch, schritten mit ächten, erschreckenden Augen einher, in all' ihren Bewegungen pulsirt ursprüngliches Leben, in jeder Falte ihrer strahlenden Gewänder ruht Anfang und Ende des Hierarchismus. Die Darstellung der bosnischen

Zustände in der „historisch politischen Zeitschrift" ist ein Muster von anschaulicher, plastischer Scenerie.

Ich hätte nun noch nachzufragen, wie die Philologie plötzlich in Unruhe versetzt worden ist durch den Brahmaismus. Die Fortschritte der Engländer in Ostindien, die ergiebigen Bestrebungen Jones, Wilsons, Colebrookes und Aehnlicher um Geschichte und Literatur der Hindus regten vor etwa fünfzehn bis zwanzig Jahren die Gebrüder Schlegel an, Sanskrit zu studiren, und Sanskrit und Prakrit verlangten auf einmal eben so viel Würdigkeit des Ansehns als der dorische und ionische Dialekt. Die alte Legitimität des Philologenthums schien bedroht zu sein und es gab lebhafte Emeuten. v. Hammer emancipirte dazu Persien und die Osmanlis, Goethe schrieb den westöstlichen Divan, das neue weite Reich der Sonne von Aral bis Ceylon hinab ward akklimatisirt, und die sogenannte klassische Philologie mit Cicero und Homer sollte der Alleinherrschaft beraubt werden, Hafis, Gautama Buddha, Valmikis und Kalidas wollten gekannt und gekrönt sein.

Diese neue Welt kann der alten Wissenschaft
nen grossen Schwung verleihn, sie muß wieder
af Forschung des wirklich Unbekannten, Wesent-
.chen ausgehn, ihre Capuensischen Winterquartiere
nit dem Pro und Contra für die Partikel γε oder
τε nehmen ein Ende, und es sind ihr wieder Zu-
gänge für die allgemeine Wissenschaft, Kenntniß
der Welt, ihre Entstehung, Entwickelung er-
öffnet. —

Und nun dürft' ich mit dem oben beregten
Woltmann einen Uebergang zu unsrer schönen Lite-
ratur suchen, womit die Uebersicht zu schließen wäre.

Woltmann wird meist absprechend bei Seite
gesetzt, weil seine Thätigkeit und sein Leben in
lauter nachtheilige Konflikte gerieth. Die alte
steife Form des Geschichtschreibers genügte seinem
geschmackvollen Geiste nicht, und dies sein Miß-
behagen, was er nicht eben verschwieg, fand natür-
lich wenig Beifall unter seinen Kollegen. Er besaß
ferner viel schöngeistiges Talent, aber er gerieth
damit in die Frühlingsüppigkeit, welche damals
bei Schiller und Goethe emporsproßte und kam

ebenfalls zu keiner Anerkennung. So lebte er in peinlicher Situation zu Jena, dem damaligen Mittelpunkte der deutschen Jugend in Poesie und Philosophie. Goethe, Schiller, der alte Fichte, der junge Schelling, der noch jüngere Hegel, Schlegel, eine Zeitlang auch Tieck bewegten sich in jenen Jahren dort durcheinander. Das kleine, enge Saalthal war überfüllt mit Titanenhoffnung, Titanenstreben, Woltmann kam dazwischen nicht auf, und stieß vielfach an, bald bei diesem, bald bei jenem. Und so finden wir ihn denn später in der alten Stadt der Schlösser, in Prag wieder, wo er krank und leidend nach der hinter dem Hradczin untergehenden Sonne blickt, sein Vaterland hat ihm wenig Anerkennung gezollt, aber es ist doch kein Groll auf seiner lächelnden Lippe, der morsche Körper vermag die heitere Seele nicht anzustecken. Woltmann stirbt arm, aber ohne Murren, gute Freunde bezahlen sein Begräbniß, und still und ärmlich wird einer der interessantesten Männer unserer Literatur zwischen den hohen Häusern der alten Czechenstadt zu Grabe getragen.

Er war ein feiner, spekulativer Geist voll
hönheit, Harmonie und Zauber. Seine Me-
iren des Freiherrn von S—a enthalten einen
nd kühner, origineller Kritik über unsre dama-
en schöngeistigen Zustände, und eine überaus
bliche, neu erfundene und geformte Romanskizze.

Weil ich darauf zurückkommen will bei Gelegen-
it des Deutschen Romans, und eine Ueber-
au unsrer Belletristik durch den ganzen Band
geben denke, so benutze ich diesen Schriftsteller
s Uebergang zu den speciellen Kritiken unsrer
eusten schönwissenschaftlichen Literatur, und schließe
it ihm die allgemeine Uebersicht.

2.

Nicolaus Lenau.

Das plötzliche, bedeutende Auftreten eines neuen Dichters überrascht immer wie ein Lotteriegewinnst, wie ein Glück. Man weiß es, aber man wagte es immer nicht zu wissen, daß ganz im Stillen und Dunkeln die edlen Metalle wachsen.

Lenau ist wie ein poetischer Cäsar aufgetreten: er kam, sah und siegte, und ist stolz von uns gegangen, nachdem er uns beschenkt.

Unter diesem Namen Nicolaus Lenau verbirgt sich nämlich ein Freiherr von Nimtsch aus Oesterreich. Dort in dem behaglichen Lande des Herkommens ist der Knabe im Sonnenschein aufgewachsen, die Berichte aus fernen Ländern haben seine

hnsucht geweckt, die ungarischen Steppen haben
ies allmächtige Gefühl des Verlassensein's in
n erzeugt, jenes ursprünglich menschliche Gefühl,
is uns die Menschen so werth und so lieb macht,
is uns direkt vor Gottes Angesicht stellt.

Es wundern sich Viele, daß in dem so zurück-
zogen lebenden Oesterreich Dichter aufstehn. Ich
undre mich im Gegentheile, daß es nicht öfter
schieht. Nicht das Geräusch, nicht der Ueberfluß,
, um es offen zu sagen, nicht das Glück schafft
is Gedicht; aus der Thräne, aus dem Entbeh-
n, aus der Einsamkeit quillt es. Das Glück hat
uch seine Poesie, aber der Mangel erzeugt die
Poesie — die Sehnsucht ist ihre Mutter und der
Schmerz ihr ursprünglicher Vater. Und des glück-
ichsten Dichters berühmte, mit Weh durchnäßte
Verse:

> Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervollen Nächte,
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt Euch nicht, Ihr ewigen Mächte!

neinen eben auch die Poesie.

In dem Gedanken der Schmerzespoesie liegt ja auch die rührendste Versöhnung mit der Welt: wenn sie uns nicht beglücken kann, wenn sie unser Herz mit Weh berühren muß, so thut sie's wenigstens mit einem Zauberstabe. Man muß unglücklich seyn, um glücklich zu werden. Denn die Poesie ist das höchste Glück, weil sie außer der Welt noch tausend neue Welten, die Ahnung besitzt. Ja sie braucht die Welt nicht, sie ist selbst eine, und weil sie eine schönere ist, so tröstet sie nicht nur, sondern beglückt.

Solch eine Sehnsucht hat auch Lenau zum Dichter gemacht, und als er uns zum ersten Male mit den Gedichten sein Herz reichte, da stieg er an den Bord des Schiffes, um jenseit der Meere seine Sehnsucht zu stillen. Damals sagte ich voll inniger Betrübniß über den Verlust: „So verläßt uns Einer nach dem Andern, und sie sind fast Alle aus den Reihen der Besten, die da scheiden. Armes Vaterland, wie müßen Deine Reize welk geworden seyn, daß Deine feurigsten Freunde sich von Dir wenden, und die schönere Fremde suchen!

Heut ein heißes Herz und morgen wieder eins, das grollenden Abschied klopft auf den Rheinbrücken, oder auf dem Verdecke des fortfliegenden Dampfboots; — wie der ungestüme, schwankende Gedanke wirbelt die Rauchsäule in unbegrenzte Luft, sie weiß nicht, was sie findet, aber sie sucht Neues, Besseres, sie breitet sich aus, und löſ't sich auf in Sehnsucht. Wir verlieren unsre besten Männer, aber unsre Poesie gewinnt die besten Lieder. Die schönsten Töne sind es, die da heraufklingen, wenn das Schönste des Menschen, sein Herz, zerspringt. Es giebt nirgend einen solchen Handel mit Millionen, als in der Poesie, wo das Herz mit seinem Weh der Einsatz, die Welt mit aller Herrlichkeit der Preis ist."

Aber er ist wieder gekommen, es hat ihn nicht geduldet draußen — o, es ist ein altes verbrauchtes Ding, die Heimath, aber wem sie fehlt, der stirbt an diesem Mangel. Das Herz braucht seine Ideale, aber es braucht auch sein täglich Brod. Der Himmel weiß es, welche sehnsüchtige Qual nach glücklicheren Fernen unsre Herzen oft peinigt, aber

können wir bestehn, wenn wir nicht mehr die alten Provinzialdialekte hören, wenn wir nicht mehr unsre bocksteifen Philister sehen, denen die Tabackspfeife aus der Rocktasche kuckt und die pedantische Ordnungsliebe aus der Busenkrause? Niemand fordert uns mehr auf, über's Wetter zu konjekturiren, Niemand spricht mehr: Nun, mein lieber Guter, setzen wir uns, und erzählen wir einander was, Niemand flüstert uns mehr in's Ohr: morgen Mittag giebt's Klöße, Niemand hat mit uns für Friedrich Schiller und Theodor Körner geschwärmt, Niemand hat den „Dohmschütz und seine Gesellen" gelesen, Niemand erzählt grausliche Gespenstergeschichten, ach Niemand flüstert uns unter'm Siegel des heiligsten Stillschweigens die gefährliche Neuigkeit zu, der Herr Sekretair Schmidt habe unter dem Namen X. in's Wochenblättchen setzen lassen, daß der Herr Registrator Schulz am 3. hujus Abends um drei Viertel auf Zehn noch nicht zu Hause gewesen sei, und er habe den Herrn Registrator Y. genannt — ach, die ganze Welt ersetzt uns Deutschland nicht!

Haben die Leute wohl je daran gedacht, was Heinrich Heine mitunter in Paris für traurige Abende verlebt? Auf der dunklen Stube sitzt er einsam, draußen in den Straßen, auf dem Flur parlirt man in fremden, vermischten Tönen, ach, wie schmachtet er nach einem derben plattdeutschen Worte, wie sehnt er sich nach einem jener einfachen, uneigennützigen deutschen Liedern, als „Ich frage nicht nach Geld und Gut," wie sehnt er sich nach dem früher verschmähten „Schönen, grünen Jungfernkranze," und solchen Liedern, die aus einem Dachstübchen herunterflattern sollen. Wie viel Esprit gäb' er hin, wenn er einen gemüthlichen Deutschen Gevatter haben könnte, der ihm „eine Geschichte" erzählte, eine Geschichte vom Vetter Stephan, den sie unter die Soldaten nehmen wollten und der sich unter den Backtrog verkrochen hatte. Die Käthe bringt ihm Essen und Trinken, streichelt ihm die festen Wangen, und beschreibt ihm, wie der Fall schon einmal vorgekommen sei in der Familie, und dabei giebt sie die ganze Hauschronik zum Besten, und schließt mit einem

tüchtigen Schmatz und der Versicherung, der liebe Herrgott werde noch Alles gut machen.

Ach, zu welchem schönen Ideale verklärt sich dem Heine solch eine Käthe! O, der Deutsche ist sehr elend in der Fremde, und nun gar der Schriftsteller! Was helfen ihm die schönsten Worte, welche er aussinnt; sie werden ja erst Gestalten durch das Publikum, was sie wiederholt, seine Bücher werden ihm erst lieb, wenn er sie durchsprechen kann mit denen, für die sie geschrieben waren, wenn er sie tadeln, loben hört. Wenn wir lieben, so erleben wir das kleinste Ereigniß für die Geliebte. So oder so, denken wir, wirst du's ihr erzählen, wie wird sie staunen, schelten, — lächlen, was wird sie sagen!

Und das Vaterland ist unsre stete Geliebte — Lenau mußte wieder kommen, da er es konnte.

In all diesen angeregten Beziehungen liegt aber der Kern seiner Poesie, darum ist sie so innig, vertraut, so bewegend. Eine Durchgangsepoche wie unsere Zeit, wo Leib und Seele eines scheidenden Jahrhunderts sich unter aufschreienden

Schmerzen trennen, wo die Sehnsucht wie durstiges Hochland nach erquickendem Regen lechzt, wird nicht die schönsten, aber die innigsten Gedichte bringen. Denn zur Schönheit fehlt's an Ruhe, aber zur Wahrheit ist stachelnde Aufforderung da, und jede Wahrheit trifft tief nach Innen, denn sie kommt tief von Innen.

Es ist eine moderne Barbarei, mit welcher die neueren Dichter das Herz mit all seinen Wunden, seinen Geschwüren, seinen zuckenden Bewegungen an's Sonnenlicht reißen — es ist Dantons und Robespierre's Terrorismus, dem sich unsere Poesie hingegeben. Es wäre trostlos, wenn dieser Zustand stetig werden sollte, aber er war an der Zeit, er war das einzige Rettungsmittel, unsre Poeten logen, die wirklichen Zustände erschienen nicht in ihrer Poesie. Die Frucht der Civilisation diene dazu, daß jener Terrorismus in der Literatur nicht weiter gehe als Noth thut, und die äußeren Verhältnisse mögen sich aus ihrer Zerrissenheit zu einer stetigen, festen Form gestalten. Dann wird die Literatur auch wieder eine gleichmäßige Basis

gewinnen. Vossens Spießbürgerlichkeit, Matthissons kränklich weinerliches Wesen, Schlegels geziertes Reifrockspreizen, selbst Schillers bestechendes Ablösen von aller Wirklichkeit, mußten angegriffen, es mußte der Anschein einer neuen Barbarei gewagt werden, um eine neue Klassik vorzubereiten. Und wenn es die Gegenwart aus vielen andern Rücksichten nicht kann und nicht darf, die Literargeschichte wird einst mit Achtung die Namen ihrer Schreckenshelden nennen: Danton-Menzel mit der Löwenstimme, Robespierre-Börne mit dem ursprünglich weichen Gemüthe und Sanct Justus Heine mit dem blutigen Herzen und der schonungslosen, schwertscharfen Lippe. Durch die Spirallinien werden noch Jahre lang jene angeschlagenen Töne schwirren, ehe sie den Kreislauf vollendet haben, ihre Früchte werden gereift sein, ehe die Befruchtung allgemein anerkannt wird. Es ist nichts weniger bekannt als die literargeschichtliche Botanik; mit Mühe erlernen Viele den Namen der aufgeschossenen Pflanze, aber den Samen erkennen immer nur Wenige. Die Helden der

Geschichte haben immer die meisten Feinde gehabt: Christus ward gekreuzigt, Muhamed vergiftet, Abälard entmannt, Huß gebraten, Rousseau verlacht, Napoleon aus der Menschheit verwiesen — auch die Gründer neuer Zustände in der Literatur erben immer ein Theilchen dieses Unglücks: Lessing ward verketzert, Lord Byron ward mit Nadeln erstochen, selbst Goethe's ewiges Glück rettete ihn nicht von dem vielfachen Vorwurfe der Atheisterei Pantheisterei, Unsittlichkeit.

Von jenen oben genannten neueren Terroristen haben nun freilich durch direkte Beschäftigung mit Politik einige ihr Exil aus dem Vaterlande herbeigezogen, und ich habe es hier bloß mit ihrer literarischen Wirksamkeit zu thun.

Der Anstoß zu diesem Reinigungsprocesse in der Literatur war gegeben, wir Späteren hatten das Gegebene zu benutzen, fortzufahren, so lange es Noth that, im Kleinen, in den Winkeln aufzuräumen, was jenen Heerstraßengeistern entgangen war, und — einzulenken, sobald die hineingeworfenen Negationen allmählig positive Gesetze,

Normen, Regeln geworden sind, Acht zu haben, wann diese Zerstörung einer scheinbaren Klassicität selbst klassisch geworden ist.

Und wir dürfen es nicht verkennen: die Anarchie in unsrer Literatur ist vorüber, die Gesetze erlangen wieder ihre Geltung, und sie sind genügend modificirt, gesäubert vom abgestandenen Theewasser Theodor Hell's und Ernst Houwald's.

Je später die subjektive Poesie kommt, desto geläuterter verlangen wir sie; als Heine ihren Ultraismus begann, da hatte der Mensch wenig oder nichts zu thun, fast nur am eignen Individuum durfte der Poet Entdeckungsreisen versuchen. Wie ganz anders ist es schon jetzt; des Nebels Falten sind breit auseinandergeschlagen, hie und da sehen große Streifen blauen Himmels herein, wir haben uns zum Theil aus unsrer zusammengedrückten Stellung aufgerichtet, wir möchten mitunter schon fliegen — was wir aber möchten ist Sache der Poesie.

Das ist der Uebergang von der allzu großen Subjektivität. Und diesen Uebergang bildet Lenau.

Die Interessen des Individuums werden sich verallgemeinen, ausbreiten, das Individuum wird sich selbst universell bilden, und wenn einst das Individuum und die Allgemeinheit einander liebend, unauflöslich in die Arme sinken, dann ist die Zeit erfüllt, und es kann wieder von klassischen Zuständen die Rede seyn.

Solche Annäherung findet sich in diesen Gedichten. Der Poet ist nicht sparsam mit seinem eignen Schmerze, aber der Schmerz pocht schon weniger eigensinnig auf sein persönliches Vorrecht, er ist schon umgänglicher, humaner, vaterländischer. Die Sprache ist kühn, stark, wild wie der Löwe, aber schon nicht mehr grausam wie der Tiger, nicht mehr erschreckend wie dessen Sprünge, nicht mehr so bizarr und grotesk, wie das Alles uns oft in der neuen Schule begegnet. Sie ist gewaltig, selten erschreckend, mannesfest, mannestapfer, manneskühn, weniger jünglingswild. Es ist die gereiftere männliche Jugend unsrer neuen Dichtkunst. Ich kann hier auf den bloßen Ausdruck verweisen, er wird in seiner Kraft darthun,

was ich meine:

> Brausend fliegt des Todes Jagdhund
> Sturm bergan in wilder Eile,
> Seinen Herrn zu suchen, irrt er
> Durch die Felsen mit Geheule.

— Nicolaus Lenau ist übrigens die lieblichste Vereinigung des sanften Uhland, der so zauberhaft singend an die Schwelle unserer Zeit trat, der mit gleichem Schwabenherzen ein Zwillingsbruder Schillers scheint, und des pittoresken Heine, der das Herz mit geistigen Blitzen bewehrt hinauswirft in die tiefverachtete heißgeliebte Welt. — Es ist bereits eine zweite Auflage von Lenau's Gedichten erschienen, worin die zauberischen „Atlantika" seinen sehnsüchtigen Zug nach der andern Welt singen.

3.

Chamisso.

Als Bürge für Gutes und Schönes stand am Eingange des Musenalmanach von 1833 Chamisso's edles, entschlossenes Gesicht. Es sieht ernst und streng unter seine Landsleute und scheint die langen Locken unwillig schütteln zu wollen. Man schickt ihm gar zu viel Klagen und Seufzer „an Emma" und „an Ida" für den Musenalmanach, er weis nicht mehr, wie er die Verse von ganz Deutschland bewältigen soll.

Ich kenne außer Rückert keinen liebenswürdigeren Dichter als Chamisso, es ist eine Gesundheit in ihm, welche das größte Behagen einflößt. Jeder Dichter ist zwar eigentlich liebenswürdig,

weil er uns das Beste seines Herzens schenkt, und weil dies immer liebenswürdig, die Liebenswürdigkeit selbst ist. Aber der Eine liebt das schwarze Auge besonders, der Andere das blaue, mir ist das Chamisso's immer so absonderlich stärkend, labsam erschienen, so Leben, Kraft und Muth weckend, so mannhaft, zuversichtlich, tüchtig ganz und gar. Die Sonne aller Zonen hat in dies kräftige, immer gespannte Auge gesehen, der blaße, magre Norden, der dunkle, üppige Süden, die trockne, öde Insel, welche gleich einem bösen Schuldner die Gedanken an den Himmel weiset, das grüne saftige Eiland, was mit dem Zauber der Erde berauscht.

Er hat das Leben bestanden in allen Kampfesgestalten, und in den tiefen Mundwinkeln sitzt mit verschränkten Armen ein ruhiger, kühler Muth, ja Trotz — aus seinem Kopfe und seinen Liedern sieht ein gestählter Mann, und die mannigfache Welt spiegelt sich auf diesem Antlitze. Um ein Bild vom Poeten Chamisso zu haben, denke ich mir ihn oft wie ein hohes Standbild auf der höchsten, ewigen Alp, über alle Meere und Zonen

sieht er bis in die äußersten Enden der Welt. Seine Poesie hat so breite Schwingen, daß sie in starkem Fluge über den ganzen Erdkreis rauscht, und unsre Stuben- und Provinztriller sich schüchtern zusammenkauern, sobald sein Flügelschlag tönt. Von der fernen Insel Guahia, von Rußlands Eissteppen, von Spaniens Mandelbäumen, aus dem türkischen Kiosk kommt sein Lied, überall ist er zu Hause.

Ueberall ist er zu Hause, damit wird aller erwachende Vorwurf niedergeschlagen: er besingt die Zustände so verschiedener Gegenden, zwischen denen zum Theil die ganze Erde liegt, nicht wie ein Fremder, er bringt nicht Deutschland auf die Sandwich-Insel, nein, er bringt die Sandwich-Insel nach Deutschland.

So liegt ein zaubervolles Mahnen an die Weite und Größe der Welt, an den Raum des menschlichen Herzens für Stoff, Gedanke und Glück in Chamisso's Dichtungen, grüne, wie Baumthäler wogende Ahnungen öffnen sich, wir werden kräftiger, strebender, größer diesem Dichter

gegenüber. Und das ist ächte poetische Macht, das Herz zu erweitern, die Sehnsucht, das Verlangen zu wecken, unbekannte Himmel zu öffnen.

Die poetische Erzählung in jeder Form, überall natürlich und frisch wie sein Sinn, ist Chamisso's glücklichstes Feld, und wie einfach auch mehrere seiner Volkssagen sind, der ungeschminkte Vortrag, das Körnige des Erzählers macht alle angenehm. Er hat auch das Ritterthum und das Freiheitsheldenthum der Deutschen aufgefaßt, aber er ist nicht dabei wie an einem steinernen Götzenbilde stehen geblieben, sondern er hat es in seinen Busen genommen, und so ist er mit ihm weiter gegangen, und wenn er es bringt, so trägt es immer die Züge der charakteristischen Aechtheit, es ist immer wieder jung.

Ich glaube ähnlich dieser Charakteristik wird Chamisso's Standbild in unsrer Literaturgeschichte werden, und er wird im Gedächtniß der Deutschen ein straffer, lebensfrischer, stahlarmiger Dichter bleiben — daran mußt ich gedenken, als ich ihm bei Beginn des Frühlings auf der Markgrafen-

straße in Berlin begegnete. Ach, da ging mir seine Poesie erst recht auf, und ich erkannte es wieder einmal, daß die Dichter eine unsterbliche Seele haben — Chamisso, der Fürst von Guahia, der gehärterte Weltumsegler, schwankte daher wie ein gebrochnes Rohr. Seine langen, starken Lokken hingen alters- und krankheitsgrau um die eingefallenen Schläfe, sein starkes, hohes Auge war geknickt, um die sonst kräftigen, übermüthigen Lippen lag weiches, tief, tief grabendes Leiden, die kranke Brust trug den stolzen, gewaltigen Kopf nicht mehr, sie war eingesunken, und stöhnte unter schmerzhaftem Husten. Der rüstige Chamisso schlich sachte am Stock daher, Chamisso, der mit dem fabelhaften Peter Schlemihl von einem Welttheil zum andern gesprungen war mit den tollen Stiefeln; ach, wie schmerzlich dachte ich da an Peter Schlemihl, worin so viel wunderliches, tief ergriffenes Leben, worin so viel Reiz des Lebens. Die junge Frühlingssonne fiel matt auf eine Seite der Straße, und der alte, mürbegeschüttelte Sänger steuerte langsam nach ihrem

Strahle, noch warf er seinen Schatten, wenn auch schwankend, über das Pflaster, sein großes, vom Husten und Brustweh zerschlagenes Auge suchte den blassen Himmel, und schien zu fragen: Was werd' ich dort in jenem stillen Ocean für Insulaner finden?

Warum befremdet es uns so gar sehr, wenn wir Krankheit und Tod an einen starken Mann, an einen Dichter treten sehn! Ach unsere Ohnmacht überfällt uns dabei so lähmend: solch ein Mann hat so viel ewige Geheimnisse durchforscht, und das lauernde Erbübel der Menschen hat ihn doch übereilt, er hat so viel gesehen und empfunden, und sein Blick in den blassen Himmel ist doch so fragend und unsicher, wenn ihn die Stiche in der Brust an den völligen Wechsel der Dinge mahnen.

Und nun gar Chamisso, solch ein trotziges Gegenbild von Krankheit und Tod! Vielleicht wäre Dir besser, dacht ich, wenn Du in Deinem ehemaligen Vaterlande den Frühling sähest, diesen Beherrscher der menschlichen Brust, der die jungen Lieder und den jungen Tod darin weckt.

Chamisso stammt von den Emigrirten, die sich einst in der Wilhelmsstraße und dem Revier der französischen Kirche niederließen, aus dem südlichen Frankreich stammt der Name, und dorthin ist er vielleicht aus Italien gekommen, worauf seine Bildung deutet. Der Dichter spricht sich aber französisch aus.

So geht's mit unserer kurzen Herrlichkeit von Land zu Land; es mag den Ahnen nicht eingefallen seyn, daß ihr Name einst in der deutschen Literarur fortleben werde.

Die Redaktion des Musenalmanachs wird dem alten Krieger der Weltpoesie natürlich jetzt bei seiner Krankheit schwer und sauer. Er hatte sich deßhalb den Heineschen Schildknappen, Freiherrn von Gaudy, zum Mitlesen der Manuscripte erkoren. Aber dieser schnurrbärtige Dichter, welcher seine preußische Lieutenantsstelle für die Pariser hingegeben hat, ist nach Italien gezogen, und der arme, kranke Chamisso muß jetzt wieder die schlechten Handschriften der deutschen Poeten allein lesen.

Möchte ihm irgend ein Lied die Brust und das Leben stärken! Man hat ja Beispiele, daß todtkranke Vögel von einem Sonnenstrahl gesunden.

4.

Immermann.

Dieser Schriftsteller ist ein auffallendes Beispiel, wie man in allen Lagen des Lebens sich assimiliren, sich unterordnen, anschließen, sich verbünden muß, um mächtig zu werden. Verbindungen, und seyen's nur Bekanntschaften, sind Macht. Man könnte Immermann lieben, daß er sich immer so fest und selbstständig gerirt, keiner Partei in unsrer Literatur gedient, keiner geschmeichelt, keiner sich hingegeben hat, wenn man genau wüßte, ob es mehr sein Wille erzeugt habe, so allein zu stehen, oder mehr sein — Talent, sich zu isoliren.

Es ist viel Hartes, Abwehrendes in diesem einsamen Poeten, und wer die Menschen nicht zu ge-

winnen versteht, den spricht man selten von aller Schuld frei, der Eine gegen die Allgemeinheit wird immer des Unrechts bezüchtigt.

Weltleute, Menschen, die sich beliebt zu machen wissen, wirft man gern mit den bloßen Speichelleckern, den charakterlosen, sich selbst verlierenden Wichten zusammen, welche nur dazu auf der Welt sind, den Damen Strickbeutel und Umschlagetücher nachzutragen; man muß aber darin vorsichtig seyn: jene Grenze, wo die wirkliche Humanität an die Schwäche streift ist leicht verkannt. Man kann Viel lieben, Viel verzeihen, ohne schwach zu werden, und der Haß ist Gott sey Dank in der Literatur nicht so gar oft nöthig.

Jene ganzen, gewaltsamen Empfindungen der herkömmlichen Tragödie sind keine Vorzüge für unsere Verhältnisse, sondern das Gegentheil. Die Empfindung muß sich in unserer komplicirten Welt vielfach brechen und schattiren, um wohl zu thun, und wirkliches Wohlthun, sey's mit einem einzigen Worte, ist immer Tugend.

Wer anderer Meinung ist, möge ja nicht glau-

ben, daß er Goethe für sich habe, Goethe den Unnahbaren, der sich um nichts gekümmert. Dieser große Todte wußte es vortrefflich, daß ein wirklich Existirendes auch ein Recht zum Existiren habe, und es hat sich Niemand so akkommodirt als er; er fand die Blüthe aller Parteien aus, und während er über ihnen stand, stand er auch mitten unter ihnen. Man erinnere sich nur der Zeit, wo die Schlegel allwöchentlich einige Male von Jena nach Weimar fuhren, um ihm Brandopfer anzustellen für die Romantik: er jagte sie nicht fort, er hielt eine literarische Richtung, weil sie einseitig und extrem wurde, nicht alsbald für ein moralisches Verbrechen, er trennte sich von ihnen, ohne ihnen Haß und Feindschaft anzusagen.

Solch eine versöhnende, ausgleichende Humanität, solch eine Freundlichkeit der Liebe scheint Immermann unerreichbar zu seyn. Er mag sie verschmähen, wie all unsere Fanatiker, die sich was darauf zu Gute thun, recht Viel zu verachten.

Diese Eigenschaft hat seine verlassene Position zu Düsseldorf am Rheine hervorgebracht. Er hängt

mit keiner der sprechenden Branchen in unserer jetzigen Literatur zusammen. Nicht mit den älteren und jüngeren Söhnen Goethes, nicht mit der alten, wackern, immer mehr aussterbenden Garde Schillers, nicht mit dem bürgerlichen Tiers parti, welcher die Allegorieen, die Rhetorik, den Witz, die Religion und den Jean Paul liebt, ja nicht einmal mit den künstlichen Liebhabern, welche an Tieck glauben und an Tiecks Romantik und Humor. Er hat Tieck in Dresden besucht, er hat ihn im „Reisejournal," das Letzte, was er herausgab, wie eine romantische Geliebte behandelt — dennoch wird er nie die Leser Tiecks gewinnen, weil er das Tändeln, das Koquettiren mit Gedanken und Empfindungen nie erlernen wird, weil er ein zu ernsthafter Mann ist.

Für die ausschließlichen Verehrer Schillers ist er nicht melodisch, nicht schwunghaft genug, für den Tiers parti macht er zu wenig schöne Gedanken, für die älteren Freunde Goethes ist er zu hart, zu borstig, für die kleinen Reste der Romantiker von Profession, für die Herren in langen,

schwarzen Scholarenmänteln, breiten Randhüten, gottesfürchtigen, blauen Augen ist er zu modern, und für die Modernen, jene jungen, wilden Söhne Goethes? — in Beantwortung dieser Frage ruht die ganze Beurtheilung dieses Dichters.

Carl Immermann ist ein kräftiger Charakter, der es immer vorgezogen hat, sich abzusondern: schon auf der Universität Halle separirte er sich von den herrschenden Constantisten, und wollte die sogenannte Sulphuria Schwefelbande, die nichts von Verbindung wissen mochte, zu Ansehn bringen. Er schlug den allem Studentenkomment fremden Weg ein, in öffentlichen Blättern über diese Angelegenheiten zu reden. Alles, was er that, war appart, und dabei kommen wir auf sein eigenthümliches historisches Unglück: es fehlten ihm stets nur wenige Zoll, sich als hervorragenden, ausgezeichneten Helden hinzustellen, aber diese wenigen Zoll fehlten immer, das höchste Ziel war immer dicht vor seinen Augen, kam aber nie unter seine Füße.

Er hat kein Glück! —

Mit der modernen Schreibart trat er einmal zu einem gemeinschaftlichen Kampfe auf: Platen, der Graf, hatte ihn und Heine insultirt, er schrieb seinen „im Irrgarten der Metrik herumtaumelnden Kavalier“ und gab ihn mit einer geharnischten, tüchtigen Vorrede heraus. Heine vergißt eine alte Genossenschaft, einen literarischen Freundschaftsdienst nimmer, für die Freunde seiner Person hegt er eine unzerstörbare Pietät, er lobt Wilibald Alexis heute noch, weil dieser seine ersten schriftstellerischen Versuche, seinen „Almansor“ und „Ratkiff“ gelobt hat, er nennt auch Immermann noch heute seinen Freund.

Aber es war nur ein Aeußerliches, jene Allianz. Immermann verwirft all' den Wortkram, all' das Geklingel älterer Poesie, er ist charakterisirend, scharf, den augenblicklichen Effekt verschmähend, nach dem poetischen Kern der Dinge und Erscheinungen trachtend, er ist ein Dichter. Aber zur Popularität fehlt ihm der Glanz und die Liebe, welche die Menschen gewinnt, zu einer intimeren Vereinigung mit moderner Dichtkunst fehlt ihm

wiederum die Liebe, welche Genossen sucht, welche die störenden Fehler vergibt. Und es hält ihn der Stolz, der Eigensinn ab, dieser böse Eigensinn, welcher den ganzen, jetzigen Immermann konstruirt hat. Es ist ihm nicht geglückt, den Lebenston der neuen Richtung anzugeben, und obwohl er nun auch in vielen Dingen mit ihr übereinstimmt, so mag er es doch nicht bekennen, sucht absichtlich alles Trennende heraus, drängt sich an die Vergangenheit. Diese empfängt ihn gleichgültig, und so ist und bleibt er ohne Publikum.

Das „Reisejournal“ gibt den besten Aufschluß über sein Verhältniß zur Welt. Die Reise selbst ist unbedeutend und nur der Anhaltspunkt. Er gibt seine Ansichten über Poesie, Politik, Theater, Malerei kund, und meistens stellt er sich so böse, über dergleichen Dinge sprechen zu müssen, daß wir uns eigentlich unterthänigst für die Gefälligkeit zu bedanken haben. Er ist nicht im Komfort mit der Welt; darin ruht das Immermann'sche Geheimniß; wie ein verzogenes, schönes Kind ist er anzuschauen, das immerfort Zucker haben will

und weinend mit den kleinen Händen um sich schlägt, weil ihm die Mutter nicht zu Willen ist.

Immermann tadelt es heftig, daß die jetzigen Umstände nicht poetisch seyen, er hat sich poetische Anschauungen gebildet, die auf einem absoluten Herkommen, einem absoluten Stillstande großer, ewiger Kräfte beruhen — ja, man wird ihm nicht leicht in Abrede stellen, daß spanisches Herrscherthum, wie es im Lopez und Calderon zauberhaft wirkt, leichter und schneller zu handhaben ist für die Poesie; aber die äußeren Zustände sind es nicht, welche die Poesie machen, das Herz macht sie, die Natur, und sey sie die reichste und schönste, ist nicht einmal Poesie, sondern der Gedanke der Natur.

Aber das ist eben Immermann's Eigensinn, die Menschen gerade so haben zu wollen, wie sie in seinen poetischen Kram passen, das hat er sich dem Herrn Ludwig Tieck zu gefallen angewöhnt, der sich immer mehr und mehr dahinein rüttelt, nur eine künstliche Welt und ein wenig Waldeinsamkeit poetisch zu nennen, alles Andre aber nur

spöttelnd für seine große Geschicklichkeit zu verbrauchen. Darin ruhte seine unüberschreitbare Trennung von Goethe, die kein Courmachen, kein Lobpreisen beim alten Olympier aufheben konnte. Goethe wußte es ganz und gar, wie dieses esoterische, künstliche Poetisiren Tiecks nichts zu schaffen habe mit Goethe'scher allgemeiner Liebe, die allen Dingen ein poetisches Etwas zugestand, und er hielt den beredten Ludwig Tieck immer weit von sich ab.

Wenn Immermann von dem Anblick unserer letzten Tage unangenehm berührt wurde, wenn ihn manche Mittelmäßigkeit, die einen flüchtigen Sieg errang, manche rüde Formlosigkeit, die für den Augenblick interessirte, anwiderte, so werden wir ihn wahrlich nicht darum schelten. Krethi und Plethi und das flegelhafte Belieben und Unflätherei aller Art, welche sich zur neuen Schule gedrängt haben, sind uns vielleicht noch schmerzhafter gewesen, als ihm, aber neue historische Erscheinungen springen nicht sauber und fertig wie die kluge Tochter aus Jovis Haupte, sie wachsen unter Drängen und Stoßen auf, und die schlechte Gesellschaft

läßt sich nicht immer vermeiden, wenn die Landstraßen und Plätze das Terrain sind. Und das Berufen auf Goethe bei Abweisung all dieser Bewegungen hilft nicht weit: mit tausendfach verschlungenen Wurzeln nistete Goethe in unsrer Welt; wenn man tadelte, daß so wenig beweglich Menschliches, Sauguinisches in Goethe sey, so rauschte uns aus seinen weitverbreiteten, dichtbelaubten Zweigen eine Mahnung zu, welcher sich nur die befangensten Widersacher entschlagen konnten, daß dieser Geist mit hundert Nerven in der organischen Masse unsers Planeten wurzle, und durch tausend andre Kanäle, und zwar mächtig, auf die wandelnden, kreisenden Dinge einwirke. Der ganze Goethe war ein nothwendiges Ergebniß seiner Innerlichkeit, und nur der Fanatismus tastete die einzelnen Theile an. Aber wo ist in Ludwig Tieck eine organische Nothwendigkeit? Belieben, Sympathie, Antipathie bewegen ihn, und aus Kaprice will's Immermann auch so machen.

Handelt es sich bloß um den Geschmack bei der Unzufriedenheit mit dem Modernen — o, wir

werden geduldig und aufmerksam hören, Geschmack ist wie gute Lebensart, wie feine Manieren, Erziehung und lange Uebung nur gewähren diese, nichts ist der Bildung so unterworfen als der Geschmack. Aber abgeschmackt über das tiefere Wesen moderner Dinge zu reden, das kommt den Herren wahrlich nicht zu, die nichts von den Schicksalen, den wenigen Freuden, den vielen Leiden unsrer jungen Welt wissen, und aus unsern Freuden und Leiden wachsen unsre Worte; der Ursprung derselben ist Herrn Ludwig Tieck völlig fremd, nicht hinter dem Theetisch allein sind sie aufgegangen, sondern auch auf den Schlachtfeldern, in den Gefängnissen, zwischen Leben und Tod, in den schwülen Gemächern alten Uebermuths, unter dem Donner und Blitz stürmender Gewitter. Und Karl Immermann sollte sich jenem Dichter nicht anschließen, wo es sich um mehr als Geschmack, um die Beurtheilung einer neuen Welt handelt, mit welcher Tieck nie etwas zu schaffen haben kann, und welcher Immermann so nahe steht durch Charakter.

Es ist kein Lustspiel, wie man es oft benutzt hat, wenn einen Menschen das Glück auf alle Weise zum Narren hält, die kleinen Chikanen können oft sehr tragisch seyn. Immermann, innerlich und äußerlich so schön ausgerüstet zu Sieg und Glanz, was ist aus ihm geworden? Ein Malkontenter. Der Mann mit dem stolzen, schönen Kopfe macht der Welt ein finster, grimmiges Gesicht, ein Dichter schreibt eine Reise, und nichts gefällt ihm, er keift fortwährend. —

Ueber einer Reise und den verschiedenartigsten Urtheilen muß der Duft einer wohlwollenden Humanität liegen, welche züchtigen und geißeln darf, die aber mit weicher Hand allen Dingen jenes unantastbar historische Recht ertheilt, das Recht, zu existiren. Die Geschichte und ihr Ausdruck in moderner Weise, die Humanität, ist eben der neue Gegensatz vom alten Chronos, der seine Kinder verschlingt; sie nimmt jede neue Periode liebevoll auf und bringt sie in Verbindung mit dem Streben aller Uebrigen. Diese Humanität kann sich auf die verschiedenste Weise äußern, denn sie ist

das Blut der Bildung, das in jedem Individuum anders pulsirt, sie kann als griechische Heiterkeit, oder als nordische Melancholie über Länder und Völker hingehn. Aber sie wird sich nie zur Rolle eines Immermann'schen Malkontenten hergeben, und diese verdrießliche Unzufriedenheit, die sich einstellt, wenn man nicht ausgeschlafen hat, oder wenn die Nerven unruhig sind, oder die Gesellschaft uns weniger beachtet als wir's verdienen, diese prickelnde Unbehaglichkeit ist der Grundton des jetzigen Immermann und seines Reisejournals.

Schickt sich das für einen Dichter, für einen Propheten der Liebe? Selbst wenn er nur einer von den zwölf kleinen wäre, ein Nahum oder Habakuk, den die Schüler nicht behalten, es schickte sich nicht. Der Dichter darf zürnen, aber nicht keifen, grollen.

Und doch sollte man nicht allzu hart gegen ihn sein: er gemahnt mich an eine alte Jungfer, die kein Glück gehabt, das heißt, keinen Mann bekommen hat. Es war ein schönes Mädchen mit blühendem Leibe, mit reichem, kräftigem Geiste,

es kamen Freier in Fülle — der Himmel weiß, woran es gelegen, daß sie sitzen geblieben ist.

Sie hatte kein Glück; Glück hat keinen Grund und erspart dem Erzähler jeden weiteren Grund, es ist eine Gottheit, welcher die Alten eine rollende Kugel unter den Fuß malten, sie rollt ihren eignen Weg durch die Luft und kümmert sich nicht um die Gesetze der Erde. Das arme schöne Mädchen, welche niemals von dieser Gottheit besucht worden ist, sie sitzt einsam auf ihrem Zimmerchen, der schöne Mund ist zusammengekniffen, die großen Augen sind mit Schatten umlagert, auf der hohen Stirn kriechen verdrießliche Linien durcheinander. Sie strickt Winterstrümpfe und schreibt einzelne Sätze an ihrem Tagebuche, an der verunglückten Reise ihres Lebens, an ihrem Reisejournale — wenn wir keine Liebesbriefe mehr zu erwarten haben, denn schreiben wir auch selbst ohne Liebe.

Immermann hat mit all seinen Sachen niemals das Herz Deutschlands getroffen, und das ist nöthig, wenn der Schriftsteller populär werden

soll. Sein „Cardenio und Celinde“ ging zu nackt in bunte grelle Dinge hinein, verletzte die deutsche, furchtsame Prüderie, und entschädigte nicht dafür durch Schönheit, sein Trauerspiel in Tirol behandelte einen Enthusiasmus, der bereits von der Folgezeit Thorheit genannt wurde, sein Hohenstaufe hatte wie bisher alle Hohenstaufen im dramatischen Rahmen keinen Succeß, seine Lustspiele, z. B. „die Verkleidungen,“ vielleich das Anmuthigste uud Liebenswürdigste, was er geschrieben, störten unser tugendsames Publikum durch Frivolität, sein „taumelnder Cavalier“ macht durch übermäßige Galle wieder schlecht, was er durch die besonnene Vorrede gegen den hochmüthigen Platen gewonnen hatte, sein „Merlin,“ ein Produkt für unsre ärgste romantische Epoche mit Allegorie und Mystik und dem Blute des Kreuzes und Grals erschien, als die allegorisch christliche Romantik bereits verstorben war, sein „Alexis,“ eine energische Tragödie erschreckte unsre Schwächlinge, und bewegte sich ebenfalls nur in den Linien der zornigen Schönheit — kein's seiner

Stücke machte Glück. Nun ist zwar das Glück ein tiefes Mysterium und Immermann könnte darüber eine romantische Tragödie schreiben, aber das Glück eines dramatischen Dichters ist ein Zeichen, daß er am Orte ist, daß er seine Zeit kennt und zu behandeln weiß, der Mangel des Glücks ist ein Zeichen vom Gegentheile. Immermann hat zu wenig Geschichtskenntniß, zu wenig historische Intuition. Den Mangel an Glück darf man höchstens einem spekulativen Schriftsteller verzeihen, welcher neues Terrain sucht, und oft erst von den nächsten Nachkommen erkannt und geliebt wird.

Es liegt auch ein Wesentliches darin, daß er, fortwährend Dramata schreibend, nichts für's Theater schreibt. Eine dunkle Ahnung liegt dabei zum Grunde, daß er nicht in das Leben gehöre, was eben sich bewegt, daß seine Poesie etwas andres sei, als was die Herzen der Menschen erfüllt. Statt diese vollkommenste Gattung der Poesie, welche sich persönlich dem Auge und Herzen des Publikums gegenüberstellt, statt das Drama in seiner unmittelbaren Wirksamkeit zu ergreifen, sinnt

er darauf, es nur in den Schatten der trocknen Buchstaben zu stellen. Das ist ein unwillkührliches Bekenntniß, seine Poesie soll etwas Apartes sein, ein Esoterismus; die Poesie ist aber eine Gottesgabe für alle Menschen, und je näher sie ihnen gebracht wird, je weniger sie Mühe und Studium nöthig macht, desto ächter, desto besser ist sie.

Vielleicht hat auch hierin Tieck nachtheilig auf ihn eingewirkt, der bekanntlich nur für ein Häuflein Schule und Schüler Dramata schrieb, denn solche Absonderung ist dem Immermannschen Genius gar nicht natürlich. Dieser ist voll charakteristischer, tüchtiger Kraft, voll Muth, er empfängt die tüchtigsten Charaktere wie Peter den Großen im Alexis, und wer das kann, ist selbst tüchtig, er erschrickt nicht vor wilden Gestalten und bezwingt sie für die Kunst; darin fehlt's ihm also nicht, vor das unmittelbare Publikum zu treten, vornehmer Eigensinn hält ihn also auch hier nur ab, uns ein lebendiger Dichter zn werden.

Er schmäht seine Zeit; der ist aber kein großer

Dichter, welcher aus seiner Zeit nichts Schönes zu machen versteht, er hat keine Kraft zusammenzudichten, unser neuer großer Poet ist der, welcher mit glücklichem Auge all die Verbindungslinien entdeckt, wo die wirbelnden Theile unsrer jetzigen Tage zusammengehn.

5.

Karl Köchy.

Ein Poet aus Braunschweig. Es ist immer gut, wenn man das Terrain und die Atmosphäre kennt, man erkennt und erklärt die Dinge besser. Ein Kardinalirrthum ist mir immer die Meinung erschienen, die Poesie habe nichts mit der zeitigen Gesellschaft zu thun, sie sei unabhängig von allen äußeren Dingen im Herzen angesiedelt. Das Herz ist ihre Residenz, aber dies erhält hier diese, dort jene Eindrücke, es bekommt ander Blut von Kartoffeln und Langweile als von Champagner und Geräusch. Ein Eremit mit gut katholischem Christenthume wohnt nördlich von Schottland auf einem Felsen der Hebriden, ein andrer Eremit

mit demselben gut katholischen Christenthume wohnt auf dem Berge Athos — dort grollt ein grauer stürmischer Himmel, hier breitet der griechische Uranos seine blauen Flügel aus, jene besuchen magre, ernste, cimmerische Fischer, er lebt von Häringen, zu diesem kommen saftige, geschmeidige Griechen mit brennenden Augen, er nährt sich von Südfrüchten — diese beiden Leute haben eine ganz verschiedene Religion, und hier war noch obenein ein positives Medium gegeben. Wie sollten nicht erst die verschiedenartigen Verhältnisse eine verschiedene Poesie erzeugen? Man dichtet sogar in Braunschwrig anders als am Bodensee.

Braunschweig ist eine breite, stille Stadt, die auf ebenem Boden liegt, von Bäumen umkränzt ist, und für viele junge Leute wenig geselligen Verkehr, wenig Societätsreiz bietet. Man lebt beschränkt, einsam, nicht eben besonders angeregt; in der Ferne sieht man die blauen Harzberge, wenn der Nachmittag in einen der Gärten hinaus vor das Augustthor, zu einer Kegelbahn lockt. Das

Theater ist die Hauptstraße, es ist noch der wichtigste geschichtliche Moment des Tages in Braunschweig.

Dort wuchs Köchy auf, von da ging er auf Universität, dorthin kam er zurück. Ich glaube, er war auch um jene Zeit in Berlin gewesen, als Heine, Grabbe und Aehnliche dort den ersten Flaum fühlten und sehr ungezogen, unwirsch, malkontent über die alte Welt waren. Die alten, privilegirten Dichter der Mittwochsgesellschaft ignorirten die borstige, junge Brut, wie das Ignoriren überhaupt ihre Sache war, diese that sich nun auch zusammen in einen besondern Zirkel, wo eigne Produkte vorgelesen und mit viel Arroganz kritisirt wurden. Merkwürdigerweise ist Heine Aschenbrödel in diesen Zirkeln gewesen, hat still und duckmäuserig dagesessen, ist gewöhnlich eingeschlafen, und wenn er einmal einzelne seiner wunderlichen Worte vorgebracht hat, so ist ihnen keine Aufmerksamkeit, kein Glaube geworden; auch das Beste bedarf ja einer Autorität, um nur gehört zu werden.

Ich vertiefe mich oft gern in jene Berliner Tage, wo unsre modernen poetischen Ritter in Faulheit, halbem Ennui, Drang nach exquisitem Vergnügen herumschlenderten. Sie sind mir ein anregend Bild: die junge Welt fühlt sich berufen, nichts aber will passen: weder die Thätigkeit, welche verlangt, noch das Vergnügen, was geboten wird. Sie schlummert und lungert in den nächtlichen Straßen umher, sie will etwas Ungewöhnliches, etwas Reizendes, für die herkömmliche Geselligkeit hat sie nicht Ruhe, Behagen genug, es fehlt der Komfort, der Aplomb, die Welt ist ihr unbequem, unerquicklich, sie hat keine mächtigen, den ganzen Menschen erfassenden Interessen für den faulen, jungen Unband, und doch liebt dieser die Welt sehr in tiefster, unbekannter Stille seines Innern, doch fühlt er unter dem Ennui so viel Lebensdrang in sich. Er geräth unter die Genossen, sie sind eben so, und da fügt sich keine Gesellschaft zusammen; sie laufen in allerlei Vergnügungshäusern herum, sie finden keine Ruhe, keine Fessel.

Aus diesem ungenügsamen, ungestillten Leben blühten Heines barocke Lieder mit dem beleidigenden Dégout, mit der zersprengenden Sehnsucht. Die Leute nennen das Zerrissenheit, mit welchem guten Worte sie überhaupt alle Spekulation, ja sogar Naivetät des Gedankens abfinden. Die Leute hatten nicht ganz Unrecht, nur waren die jungen Lungerer nicht allein dran schuld, es lag tiefer.

Dieses Moment bildet sich nun eben auch bei den Einzelnen ganz individuell und verschieden aus, am Schmerzlichsten hat es mich immer berührt, was mir ein Bekannter von Grabbe erzählte. Grabbe war schon einige Jahre älter als die übrigen Libertiner, die allenfalls auch wie Schillers Helden in die böhmischen Wälder gezogen wären, wenn da Wein und Ballet mit hübschen Tänzerinnen zu erwarten gewesen wären — er war völlig arm von Hause aus, und verschwieg dies in einem wunderlich falschen Stolze. Das heißt: er sprach Niemand an, wenn auch der alte zerdrückte Hut, der abgeschabte Rock das Nöthige erzählten. Auch erschien er nur selten unter der

Compagnie und war ihr fremder. Eines Abends verließ er und jener Bekannte die literarische Gesellschaft sehr spät, sie schlendern durch die stillen Berliner Straßen, Grabbe ist aufgeregt, und dichtet und raisonnirt auf das Lebhafteste. Im Zuge der Rede tritt er mit in's Haus und Zimmer des Bekannten, und schläft bei ihm. Am andern Morgen läßt dieser Kaffee und Semmel bringen — Grabbe frühstückt mit bestem Appetite, aber schweigsam, dann steht er auf, reicht jenem die Hand, und sagt mit tonloser Stimme: Ich danke Ihnen, es war seit drei Tagen das Erste, was ich wieder zu essen und zu trinken hatte. —

Damit geht er, und jener hat ihn nicht wieder gesehn — im Herzoge von Gothland, in den Hohenstauffen, den hundert Tagen fand er später seinen Frühstücksgast wieder. Alle die wilden, grabenden Gedanken einer kümmerlichen Abgesondertheit sind dort leicht zu entdecken.

Ich glaube, es kommt nicht darauf an, ob die Sache wörtlich wahr ist, und es darf Grabbe sehr gleichgültig seyn; wenn auch nur im Mate-

riellen, so charakterisirt es doch seinen frühen Kampf mit der Welt. In Lippe-Detmold, wo er später lebte, ist er auch nicht zu dem Komfort gekommen, welcher einer ruhigen Beschaulichkeit beim Auffassen der Dinge so fördernd ist. Sturm und Drang haben ihn nie ganz verlassen. Neuerer Zeit war er mit Immermann in gesellige Berührung gekommen, und er wanderte zuweilen nach Düsseldorf, um mit diesem einige Tage zu poetisiren, und das von Immermann gebildete Schauspiel anzusehen. Jetzt ist er seiner störenden häuslichen Verhältnisse wegen ganz zu ihm gezogen, und Immermann, ein gastfreier, edler, poetischer Mensch, hat ihn mit offnen Armen aufgenommen. Möge jenes noch als ein Strich zur Bezeichnung dieses Genres hingenommen werden: er wird nie für die Bühne schreiben können, weil das Einverständniß zwischen ihm und unsrer Gesellschaft von früh auf fehlte.

In Heine fand jene Berliner-Zeit andern Ausgang. Bequemere Mittel ließen ihn nicht in Kollision kommen mit den erdigen Fragen der öko-

nomischen Existenz, es konnte ihm mehr Schimmer, mehr Uebermuth bleiben, die Geselligkeit mit all' ihren Fasern war und ist ihm nothwendig, er mag noch so sehr dagegen depreciren, er brauchte und braucht Lob, Anregung, Liebe; diesen Dingen rannte er nach wie der Wind den Wolken, und dabei fand und sah er all' die kleinen und großen Risse unsrer Zustände, und er besang und besprach sie im Laufen, und er besang und besprach sie poetisch, weil er im Grunde ein ganz anders, weit entlegenes Ziel erreichen wollte, die Schönheit und Harmonie, den Zusammenklang von innen und außen. Darum ist er auch immer voll Launen geblieben, weil er fühlt, wie Alles nur Stationen sind, die er erreicht, und glücklicherweise liegt zwischen den Launen auch meist die Laune. Behagliche äußere Zustände, ein ursprünglicher Zug nach Glück und Lust, wie er allen modernen Charaktern eigen ist, haben ihm einen Anflug von Humor gegeben, welcher die Ironie mildert, für die er eigentlich durch seine Stellung zwischen alten und neuen Zuständen prädestinirt ist.

Denn die höchste Spitze der Subjektivität, welche Heine Anfangs repräsentirte, und der Uebergang zur Objektivität, wie er ebenfalls bereits in ihm ruht, ist die Ironie — sie ist auch die Spitze der allgemeinen Bildung unserer Tage bis jetzt gewesen, selbst unsrer Poesie. Das Ironische ist jenes geistige Element, was ein Höheres bestimmt voraussetzt, ohne sich dessen wirklich bemächtigen zu können, und was nun über diese eigne Kraft und Unkraft zu lachen versucht. Wenn Columbus seinen Matrosen nachgeben und vor der Höhe von Guanahan umkehren mußte, Amerika also nicht erreicht, doch aber den festen Glauben gegen alle übrige Welt bewahrt hätte, es existire dort drüben jene neue Welt, so kam er in eine ironische Stellung zur alten Welt, falls er sich nämlich von dem tragischen Momente seines Schicksals nicht überwältigen ließ.

Hierin ist auch das wesentlich sogenannte „Moderne“ angedeutet, was kein zufälliges, überflüssiges Wort ist, wie Manche voreilig glauben. Nicht nur die Spekulation, der Drang nach Neuem liegt

darin, sondern auch das streng Verschiedene von dem herkömmlich Tragischen. Man kann seine Unzulänglichkeit fühlen, kann erliegen, aber nicht mit dem Tragödientroste: es ist gerecht, nothwendig, daß Du erliegst; nein, sagt man lächelnd, es ist zufällig, dieser Zufall liegt aber in höheren, historischen Gesetzen, welche noch nicht allgemein gültig geworden sind, mein Unglück liegt außer mir, liegt darin, daß meine Umgebungen noch nicht passen, daß ich vielleicht nur eine Stunde zu früh ausgegangen bin, eine Kleinigkeit hat zum Gelingen gefehlt, und es ist ein Lächerliches neben diesem großen Unglück.

Dahin würden auch moderne Dramen zu richten seyn, denn das geachtete Faktum der herkömmlichen Tragödien ist nicht mehr das Wirkliche unsers Leidens — Heine will jetzt eine Tragödie schreiben, vielleicht bewähren sich darin einige dieser Andeutungen. Aus Shakespeare sind sie oft zu ziehen, da er sich eben auch einer ganz neuen Stellung bewußt war, und seine Gestalten für die damaligen Zeiten modern schuf. Alle vorgrei-

fenden Erscheinungen der Geschichte sind moderne, man nennt nur par excellence die letzten immer so, Huß war's, Cervantes, Luther, Goethe ganz und gar. Dieser hat sich in unsrer Poesie mit Riesenkraft der Objektivität voraus bemächtigt, ehe sie in der Zeit war, als sein Wesentliches erscheint zwar das Abbilden, aber die ironischen Zweifel, eine moderne Interpunktion gehen durch die Sachen. Seine Söhne, Heine und die modernen Schriftsteller, sind wieder zurückgegangen, und machen historisch diese Nothwendigkeit der subjektiven Stadien durch.

In Bezug auf das Vorhergehende wird man es erklärlich finden, wenn wir das Wort Unglück und Aehnliches völlig abweisen, wir können gequält werden, aber ein gewisses Lächeln wird uns immer übrig bleiben, vom Verzweifeln kann gar nicht die Rede seyn, an den Fortschritt, an die pyramidenförmig aufrückende Menschheit glauben wir fest, und das Glück und die Sonne sind unsers Herzens Blut, auch wenn es uns noch so schlecht geht. Es ist nicht Epikur, nicht Stoa,

es ist auch nicht jenes italienische Sprichwort: lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt, es ist vielleicht Folgendes: Die Welt hat immer Recht, und wenn die Menschen oft Unrecht haben, so wollen wir uns darum doch der Welt freu'n und ihrer Harmonie.

Und Karl Köchy ist eben auch eine Schattirung der modernen Dichter, wenn er es auch selbst nicht wissen sollte. Unser Kopf weiß oft nichts von der Liebe unsers Herzens. Mit all' jenem geschilderten Wesen der in Berlin herumtappenden Jugend kam er wieder nach Braunschweig, in die stille Stadt zurück. Da gab es wenig Reiz und Glanz, noch weniger Befriedigung der unklaren Herzensforderungen an Welt und Menschen. Was blieb übrig? Man ging vor's Augustthor Kegel schieben, sah nach den blauen Harzbergen, ging einen Akt lang in's Theater, und machte des Nachts Gedichte. Wenn nur das Schreiben nicht so unbequem wäre, Karl Köchy hätte schon viel mehr geschrieben. Er ist der trägste unter diesem jungen Volke, er hat sich auch noch nicht die

Mühe gegeben, seinen eignen Standpunkt genau zu umblicken. Die Stellung, welche ihm hier angewiesen ist, wird er vielleicht geradezu depreciren, er rechnet sich zu den Romantikern, weil er Ludwig Tieck mit Andacht lies't, weil ihm die neue Welt viel zu bewegliche Hände und Füße hat. Aber die Kritik muß er Andern überlassen.

Auf einer andern Seite haben ihn welche einen Nachahmer Heine's genannt. Das ist eben so thöricht. Der Granatapfel und der Mandelbaum geben beide Südfrüchte, weil die südliche Sonne beide reift, aber sie sind verschiedene Bäume. Es ist wahr, viele seiner Gedichte erinnern lebhaft an Heine, sie tragen ähnlichen Stachel, ähnliche Blätter, ähnliche Farben, und sind nur zum Theil sanfter, weil sie aus einem sanfteren Gemüthe kommen, weniger ergreifend, weil Koch die unsichtbaren, tiefen Hebel der Erschütterung weniger gekannt, weniger gesucht hat. Aber es ist die richtige Poesie der Zeit, und weil Heine der erste war, der diese Saite traf, weil er zuerst offenherzig verkündigte, wie's ihm im Herzen aussah, so

klingen ihm alle späteren ähnlich. Ich will nicht in Abrede stellen, daß bei gar Vielen ein gutes Stück Nachahmung in Rechnung zu bringen sey, oft ist ein solcher Prototyp eben auch nur der Wegweiser. Ist dem Wegweiser nun aber die Reisebeschreibung zuzurechnen, welche uns dann der Wandersmann gibt?

Gutzkow sagt in der Ankündigung seines „Phönix" sehr treffend: „Jene alte klassische Literatur wurde, statt fortgesetzt, angebetet. Man verwandelte ein Andenken, was lebenskräftig auf den Nachwuchs der Generation wirken sollte, in Marmor; Goethe und Schiller wurden als Büsten ausgerufen, und eine Herrschaft begann, welche die demüthigendste ist, die Herrschaft des Ruhms. Die Schulen unterwiesen uns in deutscher Literatur, sie erzählten uns von unsern Vätern wie von alten Helden, welche längst dem Plutarch anheim gefallen waren, — und es blieb uns, der Jugend — nichts zurück, als eine zitternde Andacht."

Was noch ärger ist; Alles war verändert worden in der Welt, und wir leierten immer noch

im alten Schlendrian, sangen „Vergißmeinnicht,“ während Alles vergessen war. Menschen und Poeten waren in neue Verhältnisse getreten, und die Literatur erfuhr nichts davon. Man hatte Titanenkriege vom Tajo bis zur Moskwa schreiten und eine durch sie herbeigeführte Auflösung vieler gesellschaftlichen Verbindungen gesehen, an deren Lösung nicht der keckste Idealist in Deutschland gedacht hatte. Die Braut vergaß in der Kurzweil der Zeit den langweiligen Bräutigam, die Frau, welche bisher anspruchslos gewesen war, sah, was die Welt gewähren konnte, öffnete den weiten Schrein ihrer Wünsche, und ging hinweg vom armen Manne, der ihr nichts zu erzählen wußte von den schattigen Wäldern am Quadalquivir, der Freund folgte einer andern Fahne als sein früherer Genosse, der Nachbar erfand ein neues Gewerbe, und neue, bisher unbekannte Aussichten öffneten sich auch in diesen Kreisen, Alles stand in Flammen, weil die Welt brannte, Alles lebte sich ins Große hinein, weil rings Großes geschah, die Herzen waren erweitert, die Wünsche geflügelt,

weil ungeheure Räume geöffnet waren. Der Wiener Friede brachte die Politik in's alte Geleise; aber was fing man mit den Herzen an, mit den Wünschen, beiden waren Flügel gewachsen.

Wenn eine große Zeit ihren Kreislauf nicht ruhig vollenden kann, so sind ihre nächsten Folgen Langeweil und Ironie; diese ist der Versuch, durch ein geistiges Sichüberheben Entschädigung, Genugthuung zu erhalten; jene ist die natürliche Abspannung nach hochgeschraubten Zuständen. Unsere Großväter wußten nichts von Langeweile und verstanden es auch zu schlafen, sie wußten auch nichts von Ironie, denn sie hatten immer bescheidene Wünsche gehabt — sie hätten Heine für einen Narren gehalten. Ennui und Langeweile sind moderne Erscheinungen. Sie werden vorübergehn, wenn die angeregte Zeit auf irgend eine Weise erfüllt ist. Aber sie sind da, und die Literatur, das Gedankenbuch der Geschichte, mußte Zeugniß davon ablegen.

Die höchsten und niedrigsten Aeußerungen des Geistes und Herzens, Religion, Liebe, Langeweile,

Ruhmsucht, Poesie ꝛc. werden zu verschiedenen Zeiten verschieden seyn, denn das innere Wesen des Menschen ist nichts an sich, ist nichts allein, es wird bestimmt durch die äußeren Dinge, wie umgekehrt diese durch jenes bestimmt werden.

Man trägt im Winter einen Pelz und im Sommer Seide oder Leinen, nicht weil unser Herz nach Seide oder Leinen trachtet, sondern weil's kalt oder heiß ist, man macht nicht Ode oder Satire, weil man eben das Versmaas dazu hat — das thun nur die Versmacher und Handwerker — sondern weil zwischen den Linien der Zeit solch Versmaas verzeichnet steht. —

In den Gedichten ist es Köchy weniger gelungen, der vulkanischen Stoffes Herr zu werden, welcher unsre Zustände durchkriecht, die meisten sind nur der Weg zum Mittelpunkte ihres Gedankens, und übereilen entweder diesen Mittelpunkt, oder erreichen ihn nicht. Aber es ist auch eine Gattung moderner Dichtkunst, das Ganze wie ein fliegendes Blatt dem Herzensspiegel hinzuhalten, wie ein Bildchen, eine Skizze. Das Gedicht ist

oft das beste, was nur die Poesie wekt, ohne ihren Namen auszusprechen. In dieser letzten Art, die weniger Kunst als reiches poetisches Gemüth verlangt, ist Köchy glücklicher gewesen.

Das glücklichste Feld für Köchy's Wirksamkeit wäre aber vielleicht die einfache, ansprechende Erzählung. Namentlich beweis't seine Novelle „die Schauspielerin" in ihrer Originalität, in ihrer trefflichen poetischen Darstellung, wie schön unsre losen, geselligen Verhältnisse von den Gefühlsfäden zwischen Mrenschen und Menschen zu einem duftigen Ganzen zusammen gewoben werden können.

Wie denn überhaupt die Novelle unser passendstes Epos geworden ist. Das Detail ist für Verse zu unwichtig und doch für's Ganze so nöthig, wie oft ist eine kleine oder große Thür die Lebensfrage für zwei Herzen. Das Gedicht hat sich allmählig mehr koncentrirt, und die Novelle ist sein freundliches Supplement geworden.

6.

Hoffmann v. Fallersleben.

Nach diesen trüben Tagen
Wie ist so hell das Feld!
Zerriss'ne Wolken tragen
Die Trauer aus der Welt.

Und Keim und Knospe mühet
Sich an das Licht hervor,
Und manche Blume blühet
Zum Himmel still empor.

Ja, auch sogar die Eichen
Und Reben werden grün!
O Herz, das sey dein Zeichen,
Herz, werde froh und kühn.

In der Flasche kein Wein,
In der Tasche kein Geld,
Und so sitz' ich allein
Ohne Freud' in der Welt.

Und sie tanzen geschwind
Um die Säule herum:
O, Du englisches Kind,
Und so sieh' Dich doch um.

Ich kann niemals über Hoffmann sprechen, ohne nur einige seiner Verse zu singen, und mich dünkt, das ist ein gutes Zeichen. Er ist ein Sänger, und nicht blos ein Sängerbegriff, wie dergleichen unser gutes Vaterland so manchen besitzt. Nicht an Sekunda und Prima denk ich, wo uns Metrik gelernt wurde, wo wir in einem leichenweißen trostlosen Zimmer auf schwarzen, unergiebigen Bänken saßen, nicht an die Striche und Haken der Versmaaße denk ich, wenn ich Hoffmann sehe, Gott sey Dank, nein, man braucht nichts gelernt zu haben, um sich an ihm zu erfreuen. Die schallenden Buchenwälder auf un-

sern Hügeln, die Dorfschenken mit den schwarzen Brettwänden, und den braunen Mädchen und den schnalzenden Burschen in kurzen Lederhosen und kurzen Jacken, das ganze, liebe, ländliche Deutschland fällt mir ein bei diesem Dichter. Die kleinen friedlichen Thäler mit ihren grünen Abhängen thun sich auf vor mir, ich sehe die weißen Häuschen, ich höre die Klarinette, und unter der großen Linde vorm Wirthshause sitzt ein langer Herr mit ein Paar Reisegenossen, dicht unter den Bauern, ein großer Krug Wein steht vor ihm, eine glückselige Freundlichkeit ruht mit lachenden Augen auf seinen Zügen, auf dem schmalen, feinen Gesichte. Lange, lockige Haare wallen ihm auf die Schultern, und ein klein, possierlich, schwarzes Mützchen deckt ihm den Scheitel. Man sieht's ihm an, es freut sich sein Herz über die Klarinette, die lustigen Bauern, die Sonnenstrahlen, welche durch die Zweige der Linde hüpfen — über die ganze Welt und über das nächste Liedchen, was ihm schon auf der Lippe sitzt. Ist's ein alter, fahrender Meistersänger? Er hat im

ganzen Zuschnitt so etwas aus dem späten Mittelalter, so was Scholarenmäßiges, Unbesorgtes, Deutsches. Solch ein langer, schmaler Mann mit dem lieben Wohlgefallen an seinem Vaterlande, das kann nur ein Deutscher seyn, der den Frühling und die Weinkanne und ein Wanderlied nach der Melodie

„Es waren 'mal drei Gesellen,
Die thäten sich was erzählen“ —

der das Alles mehr liebt als Freiheit und Ruhm und Gott weiß noch was.

Ja, das ist ein Deutscher, und zwar einer aus Fallersleben, das ist der lange Hoffmann von Fallersleben, der lange Professor. Ein deutscher Dichter um und um und über und über. Es ist mir nie etwas anders eingefallen als Deutschland, wenn ich ihn bei Breslau auf dem Marienauer Oderdamm dahinschreiten sah, langen, weiten Schrittes in den Schatten der Eichen hinein. Des Tags sitzt er in der kühlen, hohen Bibliothek auf der Sandgasse, wo einst Mönche oder Nonnen gebetet haben, da studirt er alte, deutsche Kodices,

daneben bimmeln die Glocken von der Sandkirche, einzelne fleißige Studenten gehen andächtig und nur leise knisternd an den langen Bücherreihen dahin und betrachten staunend die Folianten. Da fällt ihm wohl ein stilles Lied ein vom romantischen Verlangen nach dem alten Rheine und dessen Thürmen und Kellern. Und wenn er Abends heimgeht, da rauschen die Bäume, da singen die Mädchen, da jodeln die Buben, die Mutter trällert den Säugling in den Schlummer, ein Liebender steht auf der Brücke und wartet auf seine Liebe.

Aus alle dem spinnt sich die heimliche, herzige und doch so muntre und frische Poesie Hoffmanns zusammen. Das deutsche Lied ist seine Seele.

Es schallt und rauscht und klingt durch alle seine Liederbändchen, man muß eigentlich nur wieder ein Lied von ihm schreiben, das Recensiren klingt wie ein Mißton. Schwalben, lebendige Schwalben sind seine Gedichte, und der Frühling ist nicht weit.

Hoffmann v. Fallersleben ist ein Dichter ganz und gar. Da sind keine Redensarten, keine

Floskeln, da ist kein Redepomp, keine gährende Rhetorik — Alles ist abgeklärt zum Gedichte. Alles ist runder, voller, im Herzen fertig gewordener Klang, die ganze Welt ist ein runder Reim, Alles tanzt, ist fertig, ist schön. Da erfährt man wieder was Dichtkunst ist, und daß sie nicht im Kopfe, sondern im Herzen wohnt, und grüne Blätter, Gesang, dunkle Augen, ahnende Gedanken, Luft, Sonne und Mondschein verdichtet zu einem klingenden Gruße, daß sie der Frühling des Herzens ist, der Alles rundet, färbt, grün und schön macht mit seinen Blumen. Kauft Frühling, Ihr armen Leute, die Ihr nicht wißt, was Schönes sey an den langen vier und zwanzig Stunden, da ist ein ächter Poet. Aber les't sie um's Himmelswillen nicht diese weichen, im Sonnenschein spielenden Verse, les't sie nicht etwa mit Eurem fischbeinigen Pathos, wie Ihr die Verssentenzen Eurer sogenannten Klassiker les't, singt sie, gesungen wollen sie seyn, es sind Gesänge. Summ, summ, summ, wie wird der vernünftige Herr Hofrath die Nase rümpfen, und die Frau Hof-

räthin werden sagen: Mon dieu, das seyn ja Kindereien.

Ach, ich wollte, wir hätten viel solcher Kindereien, die machen jung, und das Kritisiren hätte ein Ende.

Das mittelmäßige Poetisiren hat unsrer Kritikasterei den Arm geboten, davon lebt sie.

Es haben wenig Völker einen solchen äußeren Mangel an Poesie als wir, und doch hat nicht leicht ein Volk so schöne Gedichte als das unsere. Die Gesellschaftszustände sind bei uns komplicirt und ohne Blüthe, nirgends sieht man darin reine Elemente, aus welchen der Vers wie die Quelle aus der Erde springt, die Polizei ist nur zu gut, die Landstraßen sind sicher, es kann nicht leicht etwas Ueberraschendes, Freies geschehen, die Philister sind bei uns zu Hause, diese Giftmischer der Poesie, die Posten sind in Ordnung, die Wälder mit ihren Schauern und Geheimnissen sind aufgeklärt, die Berge abgesucht, vom Meere haben wir einen kleinen, dürftigen Strich, dessen Möven und Dünen hundertmal da gewesen. Die weiten,

schweigsamen Flächen mit den flüsternden Geister- stimmen fehlen, die Ruinen sind zu Vergnügungs- orten modernisirt, wo man Weißbier und Caffee bekommt, oder wo störsames, nützliches Getraide wächst bis an die grauen, stummen Gesichter der alten Mauern. Wie sind wir trotz dem zu Ge- dichten gekommen? Aus Hoffmann können wir's lernen. Wir haben uns großer Einfachheit und Natürlichkeit befleißigt, wir haben aus den un- scheinbarsten Dingen den Kern gezogen. Auf diese Weise sind wir zu besseren Poesieen gekommen, als die meisten andern Völker. Der Italiener bringt nichts als ganz ordinaire Complimente in glatter Form, welche durch eine geschmeidige, wohl- klingende Sprache auf das Aeusserste erleichtert wird, der Franzose tanzt ein wenig mit seinen gewandten Worten und schreibt gereimte Conver- sation, der Esprit ist unterhaltend aber nicht poe- tisch, weil er nur die Aussenseite der Dinge be- rührt, seine neueren Dichter werfen um wilde Gedanken rothe Mäntel, aber sie haben noch keine unbefleckte Schönheit gefunden, der Engländer

phantasirt und ist breit, nur der Schottländer hat Balladen, der Spanier Romanzen.

Wenn es nöthig ist, so bemerke ich hierbei, daß es sich um das ursprüngliche, einfache Gedicht handelt, nicht um die sogenannten Dichtungen.

Franzosen und Italiener sind uns nur nachtheilig geworden. Jener verführt zur formellen Leere, und dieser bringt dazu nichts als einen sprachlichen Wohlklang. Das englische oder nordische Element der Gedankenphantasie ist das Unglück unsrer poetischen Literatur, ihm sollte unsre Kritik die größte Aufmerksamkeit schenken.

Unsere Kritik hilft die Poesie verderben, der baare Verstand, die blasse Reflexion haben uns immer hinreichend gedünkt für den Kritiker, die Gedankenentwickelung ist von solchen Recensenten aus lieber, natürlicher Wahlverwandtschaft zur Hauptsache gemacht worden, sie hat die Halbpoesie geboren. Nicht das Auseinanderlegen, sondern das Zusammendrängen ist Sache der Poesie, dichten, nicht breiten heißt die Kunst.

Auf jenem falschen Wege haben wir eine Haupt-

gattung befördert, die förmlich bei uns grassirt. Der Poet fühlt ein Drängen von Gedanken und Empfindungen in sich, was ihn zu Versen treibt. Sind diese Gedanken und Empfindungen nun irgendwie ausgezeichnet, und finden sie sich mit einiger Geschicklichkeit im langen Gedichte ausgedrückt, so sind unsre Kritiker schon sehr kontentirt. Es heißt: Der Mann hat Poesie. Man kann aber sehr viel Poesie haben, und doch kein Gedicht zu Stande bringen. Die Herrschaft der Schönheit über die Maße gehört noch zum Dichten, das Herausfinden des Kerns, des Mittelpunktes, das Herz der Gedanken gebiert das Gedicht, nicht das bloße Produciren von Gedanken und Empfindungen.

Versteht nun dieser Mann obenein dergleichen mit einem gewissen Schwunge, mit sogenannter poetischer Rhetorik wieder zu geben, so ist der bedeutende Dichter fertig. Denn die Rhetorik blüht in Deutschland noch über die Maaßen, sie ist aber nur eine Pauke, und die Pauke allein macht keine Herzensmusik. Sie ist die geschmückte Waffe der Reflexion, und gehört somit in die Prosa.

Frankreich, das Land der glänzenden Prosa, ist ihr ächtes Vaterland. Die Franzosen sind die neuen Helden der Rhetorik, die Phrase ist ihr Gipfel des Ausdrucks, und die Phrasen sind es immer gewesen, welche sie an Corneille und Racine schön fanden. Ein schneller praktischer Verstand, den ein schnelles Temperament für die nächsten Thaten unterstützt, ist ihr Wesentliches, dies hat ihre Sprache geschaffen, die Sprache des Esprit, die Sprache der Geschmeidigkeit, welcher immer und ewig der geheimnißvolle; stille Wohlklang abgehen wird, die Sprache der Mathematik, der Diplomatie, die Sprache des Beweises, des Schwatzens, der Minutien, die Sprache der Phrase. Die alten Spanier, die alten Türken sind allein in Europa nicht halbfranzösisch, alle übrigen Völker haben mit dem Frack mancherlei Französisches angenommen, dies und das wurmstichige Erbtheil unserer philologischen Schulbildung hat auch in uns jenen rhetorischen Geschmack erzeugt, von dem es sich hier handelt, und welcher allem Gedicht lebensgefährlich ist.

Unsre schöne Schillersche Krankheit, diese edle Gedankenschwärmerei unsrer Jugend hat leider das Ihrige redlich beigesteuert.

Auf rhetorischem Wege entstehen die meisten unsrer Gedichte, und es ist nicht oft genug zu sagen, daß Rhetorik keine Dichtkunst ist. Jene drängenden, stolzen Gedanken und Empfindungen müssen sich erst geklärt und geläutert, zu einem runden Wesen gedichtet haben, eine klare, schöne Auffassung muß sie erst in bestimmten, scharfen Umrissen aus dem All hervorgeschoben haben, wenn ein Gedicht entstehen soll. Nur solchergestalt entrinnen wir jener unsäglichen Breite, jener poetischen Geschwätzigkeit, die uns oft befürchten läßt, daß einmal die ganze Jurisprudenz oder die Technologie oder alle Pfennigmagazine zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Gedichten erscheinen werden.

Es ist unglaublich, wie wenig eigentlich der Hauptstrom deutscher Kritik auf Form und Kunst achtet. Der Gedanke ist ihm Alles, und Menzel hat leider eifrigst dieser Richtung beigesteuert. Nicht

genug, daß man den Gedichten alle innere fertige Form erläßt und sich vollkommen mit mächtigen Worten und Gedanken begnügt, auch die äußere Erscheinung dieser gährenden Ungethüme läßt man hingehn. Es ist verzeihlich, daß man ohne Tadel über ein glattes, äußerlich rund und fertiges, weich schmeichelndes Gedicht hinschlüpft, aber es ist unverzeihlich, daß man äußere und innere rüde, unreife Gestalt wegen einiger Gedankenvorzüge loben kann. Am Ende hört die Dichtkunst völlig auf, eine Kunst zu seyn.

Goethe, Wilhelm Müller und Hoffmann von Fallersleben warnen in ihrer ächten und künstlerisch geläuterten Liederkraft dagegen. Hoffmann erinnert mich an die deutsche Ursprünglichkeit des Gedichts so sehr, daß ich ihn als eine Empfehlung unsrer poetischen Nationalität preisen möchte, die in ihm von gar nichts Französischem berührt ist. Seine Gedichte sind ferner so wenig das Produkt einer poetischen Wissenschaft, daß ich ihn auch als Gegensatz für eine philologisch rhetorische Gattung unsrer Poeten herausstellen möchte.

So habe ich seine schöne poetische Erscheinung als Lichtstrahl benutzt, um die Kehrseite derselben zu beleuchten.

7.

Die Poeten von der Elbe.

Von Theodor Hell und seinen Freunden — „sprecht mir von allen Schrecken des Gewissens, von Hell und seinen Freunden sprecht mir nicht." Die breite, endlose, wasserlose Wüste der Restaurationszeit unsrer Literatur mit der trocknen, dürren Sonne, dem langweilig ununterbrochen blaßblauen Himmel stellt sich vor unsre Blicke, und man schüttelt sich in Durst und Verschmachtung. Wahrlich, jene „Abendzeitung," der Moniteur unsrer Mittelmäßigkeit und Schwäche, und aller darum herkrabbelnden abendlichen Schriften ist ein traurig Blatt unsrer Literargeschichte, und ist leider eine

Erscheinung, die nur in Deutschland vorkommen kann. Und es ist nicht zu läugnen, daß diese Eunuchen-Literatur ein Moment von mehren Jahren gewesen ist.

Es giebt eine alte halbchristliche Sage, daß diejenigen Leute, welche nicht recht gut und nicht recht schlecht sind, weder in den Himmel noch in die Hölle kommen, sondern auf „die grüne Wiese.“ Diese „grüne Wiese,“ das Symbol der grauen Mittelmäßigkeit, ist die Kolonie in Deutschland, auf welcher Theodor Hell und seine Freunde ihr saftloses, schwächliches Wesen trieben, die lüneburger Haide der Schriftstellerei, auf welcher das dürftige Völkchen der Haidschnucken seine kümmerliche, spärliche Nahrung sucht.

Was soll die Literatur? Die Zeit tödten — dies war beim großen Gott die einzige Antwort, welche man damals geben konnte, wenn man all die Gestalten jener Elbpoeten und derer betrachtete, die mit verwandtem Wasser ihre arme Seele erfrischten, wenn man jene platte, ja eingedrückte, schwindsüchtige Gefühlsbrust, jene weitläufigen Gesichter

ansah, in welchen sich ein gutes Pferd todtmüde rennen kann, ehe es einen grünen Zweig zur Nahrung findet. O du blasse Literaturzeit der Hofräthe vom ängstlichen schwarzen Frack und der weißen Halsbinde, gesegnet sey Dein Tod!

In die zwanziger Jahre fiel dies Interregnum der Unterröcke, und wenn durchaus ein Talent an die Spitze gestellt werden soll, so ist es das Ernst v. Houwalds, des larmoyanten Poeten, welcher „das Bild" verfaßt hat und den „Leuchtthurm," „die Heimkehr" und „Fluch und Segen." Ich kann es leider nie vergessen, wie uns gequälten Sekundanern in den „deutschen Stunden" diese Produkte vorgelesen wurden, und die ganze Klasse flennte! Houwald ist gewiß ein guter, braver Mann, aber diese jämmerlichen Altenweiberthränen kann ich ihm nie vergeben.

Alle Kräfte Deutschlands waren angespannt gewesen, seit der Herkules der Kritik, Gotthold Ephraim Lessing aufgetreten, seit die große von ihm angeregte literarische Krisis durchgedrungen und bis zu ihrer höchsten Blüthe in Schiller und

Goethe gediehen war. Man hatte ein Ziel erreicht, und stand still, sich umzusehn. Auch äußerlich war es ruhig geworden, Napoleon war in's ewige Weltmeer gestürzt, der große Lärm in Deutschland verhallte bis auf das schwächste, fernste Echo, Görres schwieg, Arndt verstummte, Schiller war todt, Goethe galt für todt, Tieck hatte aufgehört mit seinen Waldliedern und sprach stille Novellen, Fouqué gab einer kleinen Schaar den Ton an zu neuen, männiglichen Rittergeschichten, wo die Recken ihre lichtbraunen Rößlein tummelten, es war große Siesta. Sogar die fernen nächtlichen Kämpfe in Spanien und Italien verhallten, die Welt war dem Herrgott wieder übergeben, man war des Zuthuns müde, es war abendlich still in Deutschland, man lag auf dem Sopha — da kamen zu Dresden in's Linkische Bad die mittelmäßigsten Musikanten und begannen ein ordinaires Dudeldumdei. Niemand störte sie, man ließ sie gewähren: wo's keine Thaler giebt, da floriren die Pfennige. Es wurden dadurch die Spielleute bei der sinkenden Abenddämmerung kühner und immer kühner, grün-

deten ein vollständiges Orchester, und spielten auf in der Abendzeitung. Reisende Musiker, van der Velde und sein Sproß Tromlitz debütirten und machten großes Glück, die Musikanten theilten es mit ihnen und hießen nun allgemein Virtuosen.

Damals gab es gar keine Fragen, keine Zweifel, keine Gegensätze, die Kritik lobte nur, auch wenn sie tadelte, man küßte sich auf beide Wangen, wenn man sich drei Stunden lang nicht gesehen, man lächelte immer, das Herz war von Papiermaché, die Augen waren von Glas und die Konversation wurde auf einige bestimmte Noten gesetzt. Die Kunstblätter sprachen vom Farbenschmelz, die Theater koquettirten mit den Malerstücken, Clauren schrieb sein Vergißmeinnicht, und Theodor Hell machte alle Jahre ein andres Sonett dafür, um zu zeigen, wie die Dichtkunst nichts sagen könne über nichts. Der liebenswürdige Weber wurde gute Beute und zwei Jahre lang schrieb die Abendzeitung über die „veilchenblaue Seide“ und zergliederte den Jägerchor.

Theodor Hell und seine Freunde sind die lite-

rarischen Jakobiner Deutschlands — Gott, wie werden sie erschrecken unter den Nankingkleidern! — wie jene die Freiheit, so ruinirten diese bei uns den Geschmack und die Kunst. Jene mordeten durch die Guillotine, diese durch Langweile.

Ich fürchte, manches Herz zu verwunden, wenn ich daran erinnere, daß Theodor einst ein gefeierter Name war und manche spät Vermählte ihr erstes Söhnlein aus Dankbarkeit für seine heiraths-förderlichen, moralischen Sachen Theodor nannte. Es waren allerdings, und sind noch die alten Jungfern, welche sich am Lebendigsten dafür interessirten, und es giebt der alten Jungfern sehr viele, denn eine große Anzahl spielt den umgekehrten Achill und trägt Frack und Pantalons; aber die ganze Zeit bleibt doch eine Schmach des Geschmacks. Unter der ganzen Abendgesellschaft gab es keinen Mann. Man schrieb, weil geschrieben werden mußte, weil das Schreiben bezahlt wurde, man trieb's wie mit dem Vesperbrode: es war Angewohnheit. Aus dieser Periode stammt das Geschleck und Geleck, das Antoasten und Ansingen, das gegenseitige Her-

ausstreichen und Empfehlen, die ganze Frau Basen- und Gevatterschaft in unsrer Literatur; in Deutschland grassirten die großen Männer, wenn man jenen Verwesern des Reichs trauen durfte. Das kam Alles aus dem richtigen Instinkt, daß keiner ein Selbst, ein Selbständiges war, und sich zu sichern trachtete, wenn einmal plötzlich die Erkenntniß aufgehen, und Deutschland den leeren Kopf, das leere Herz erblicken mochte.

Die Zeit der Abendzeitung war die Zeit der Grippe in unsrer Literatur: die schönen Wissenschaften ennüirten sich und hatten den Schnupfen, die Leute waren nicht krank; denn das ist ein entschiedner, ganzer Zustand, sie waren kränklich, sie aßen lauter schlechten Kuchen und hatten aufgeschwemmte Gesichter. So sind ihre Schriften; wie der sächsische Dialekt breiweich, man greift überall durch und greift nichts. Sie sind ein schwammiges Holz, woraus man nichts schnitzen, das man nicht brennen kann. In der Wissenschaft süßliche Pedanten, in der Kunst Wortklimperer mit verwässertem Geschmack, in der Kritik Speichellecker, muth-

lose Allerweltsmenschen, oder schwachnervige Kleinigkeitskrämer. Eine Literatur der Visitenkarten! —

Houwald, Schilling und van der Velde sind Talente jener Zeit und die letzten beiden sind von den meisten und gröbsten Vorwürfen frei zu sprechen. Houwald tauchte bis über die Ohren unter in diese Poesie der zerflossenen Butter, die Welt war ihm ein Klagehaus, und sein Herz hatte keinen Muth. Schilling war kecker, dreister, ja geistreicher, ein wirkliches Novellentalent, denn er sah nicht bloß das Gewöhnliche, sondern auch das Ungewöhnliche in Verhältnissen und Zuständen, es war ein Drängen in ihm, das Triviale zu überspringen. Aber er ist leider nur auf die Seite gesprungen, hat das Lüsterne erhascht statt der Formenschönheit, ist bizarr geworden, barock statt neu und original und am Ende in Manier und Vielschreiberei untergegangen.

Van der Velde steht halb zufällig bei dieser blaßblauen Fahne, es ist zu bedauern, daß er keine bessere gefunden hat, denn er besaß in hohem Grade das Geschick, zu erzählen, Interessen

anzuregen, es war viel Reiz in seinen Sachen, wenn sie auch aller tieferen Bedeutsamkeit, aller künstlerischen höheren Schönheit entbehrten. Er war ein gemüthlicher, sanfter Jurist, der größtentheils in dem kleinen, schlesischen Bergstädtchen Zobten lebte und in Breslau, seiner Vaterstadt, starb. Seine einzige Leidenschaft war eine dramatische: er wollte durchaus für das Theater schreiben, und obwohl ihm alles Zeug dazu abging: scharfe, trennende Charakteristik, ein lebendiger, beweglicher Geist, eine mannigfache, tiefe Intention, so ist er doch bis an seinen Tod bei dieser Vorliebe geblieben, und hat seine Erzählungen nur der Abendzeitung und seinem schmalen Geldbeutel zu Gefallen angefertigt. Theodor Hell, der Gewaltige, hat seine Correspondenz mit Van der Velde herausgegeben; dieser Briefwechsel repräsentirt die Memoiren der Abendzeitung-Epoche, und man kann des Todes erschrecken vor dieser friedseligen Beschränktheit, alle künstlerische Spekulation, alle höhere Kultur scheint verloren gegangen zu seyn, lauter häusliche Kartoffelgedanken kriechen vorüber.

Wenn Van der Velde was Neues schreiben wollte, so ging er zu Karl Schall und bat sich ein Paar Bücher aus über Karl XII. oder Christine oder Heinrich IV., dabei sprach er mit Schall, was die Leute wol zur damaligen Zeit für Wämser und Röcke oder Mützen getragen hätten, klagte ihm seine Noth, daß er noch immer Justizrath in Zobten sey, gar keine Anregung, kein Theater habe, und empfahl sich.

Die Abendzeitung nennt ihn heute noch unsern Walter Scott, und er war wirklich ein guter Mann, für welchen die Gymnasiasten noch lange schwärmen werden.

8.

Ludwig Tieck.

Es ist ein gewöhnlicher Vorwurf, der vielen unsrer kritischen Schriftsteller gemacht wird, daß sie die Erscheinungen der Geschichte in Personen und Begebenheiten nur nach ihrem Parteiinteresse beurtheilten. Ich bin nicht der Meinung, daß dies so durchweg verwerflich sey, denn eine würdige Partei der Geschichte kann die Hauptmomente aller Kritik in sich fassen, ich bin sogar fest überzeugt, daß dies Manöver oft nothwendig seyn mag zum schnellen Siege; aber ich erkläre, daß ich dieser Art von Wirksamkeit nicht angehöre. Und zwar namentlich darum nicht angehöre, weil ich wol Individuen, aber keine der jetzigen Parteien auf dem ho-

hen Standpunkte erachte, welcher zu solchem ausschließlichen Verfahren berechtigen könnte. Daneben finde ich übrigens diesen letzteren Zustand ganz in der Ordnung, denn eine Partei schließt ein früher festgestelltes Dogma in sich und muß in Kurzem zurückbleiben hinter ihren fortspekulirenden Individuen.

Man möge also auch diesen Artikel über einen unsrer bedeutendsten lebenden Dichter nicht durch das bloße Parteiinteresse hervorgerufen glauben. Es wird Fanatismus, von den Dichtern eines Landes zu verlangen, daß sie alle Jahre einmal eine Kokarde aufstecken sollen. Die Saamenkörner großer Schriftsteller sind oft farblos, oft selbst für die welche sie streuen, weil das Genie mehr vermag als es weiß, und erst die späten Früchte prangen in glänzender Farbe. In diesen Farben ruht ja eben das Geheimniß der Weltregierung, der weiße Kern bringt rothe Frucht und der rothe weiße.

Ist es uns doch nicht viel anders mit Goethe ergangen, dem wir immer mehr und mehr vaterländische Vorwürfe abbitten werden.

Aber es hieße zur Winterszeit den Sonnenstrahl aus dem Zimmer scheuchen, wenn wir nicht von dem Vortheile unsrer jetzigen literarischen Atmosphäre Gebrauch machen wollten, für welchen wir im Eifer so viele Fehler begehn, von dem Vortheile, alle literarischen Erscheinungen in ihrem Verhältnisse zur Volksbildung und Volksentwickelung zu beurtheilen.

Die Poeten erfinden die Welt, welche Gott geschaffen. Die Poesie schafft Religion, Sitte, Gesetz, Gesellschaft; Brahma, Moses, Christus, Muhamed sind auch Poeten gewesen, wenn auch nebenbei jedes Volk von dem seinigen sagt, er sey der einzige und rechte.

Die Poeten sind also wichtigere Leute, als die Juristen glauben.

Welchen Einfluß auf sein Volk hat Ludwig Tieck gesucht, welchen hat er gefunden?

Er hat sich von Haus aus mit seinem William Lovell als einen Künstler angekündigt, der Glaube und Schönheit und Form sucht. Er hat den Prinz Zerbino und Aehnliches geschaffen, um in seiner

Ironie anzudeuten, daß Alles nicht recht wäre, wie es sein sollte, er hat die Genofeva geschrieben, als das religiöse Element Mode ward. Man erzählt, daß er sie dem Goethe vorgelesen, und daß Goethe gesagt habe, nur der Anfang und das Ende hätten ihn interessirt. Deshalb sind Einige der Meinung, Goethe sey drüber eingeschlafen, Andre, er habe sehr aufmerksam zugehört. Es muß hierbei auch bemerkt werden, daß Tieck sehr gut vorlies't und Goethe nicht gern vorlesen hörte.

Kürzer: er arbeitete lange Zeit für das Haus Schlegel et Comp., für die Firma der christlichen Romantik und wurde in Rom katholisch.

Die Romantik, dieser schöne künstliche Automat, verlor sein Interesse an der hellen, modernen Sonne, die Zeit ward vernünftig, besonnen und ein wenig trivial, Tieck sprach nirgends von seinem Katholizismus, besuchte weder eine protestantische, noch eine katholische Kirche und fing an künstliche Novellen zu schreiben, wo ein Thema durchraisonirt und durchgelebt ward, irgend ein Interesse, der Pietismus oder die Malerei oder die Verrückt-

heit oder so etwas den Mittel= und Endpunkt ab= gab. Zwischen all diesen Aeußerungen seiner Thä= tigkeit ging sein Studium ausländischer Literaturen, die meist großen Einfluß auf seine Schriften hatten, das Studium des Cervantes, Calderon, Boccaccio, Schakespeare. Es thut ihm heute noch sehr leid, daß wir Kulissen, Verwandlungen, und sonstigen Theaterapparat besitzen, er möchte viel lieber Alles von einer Leinwand abspielen sehn, weil es zur Zeit der Königin Elisabeth in Eng= land so Mode gewesen ist.

Diese Skizze nun soll ihm nicht etwa den Vor= wurf machen, daß er katholisch oder protestantisch, oder keins von beiden sey — solche Thorheit und Unbilligkeit ist fern von mir — sie soll ihm auch nicht vorwerfen, daß er von da oder dort die Ironie sich geholt, daß er Romantiker oder so etwas ge= wesen sey, daß er bald hierhin, bald dorthin ge= hört habe, daß er niemals konsequent gewesen sey, daß er eine fünfzigjährige Julia lieber hört als eine sechzehnjährige. Wer wird die Freiheit der Liebhaberei beschränken, namentlich einem Poeten,

wer wird im Entwickelungsgange eines Menschen starre Konsequenz fordern, welche meist die inhumanen Fanatiker und Philister gebiert.

Aber sie soll der Wegweiser sein, uns zu zeigen, wie Ludwig Tieck sein ganzes Leben hindurch getändelt habe, wie das Meiste seines poetischen Glaubens gemachter Flitter, ja, wie sogar das Herz seiner Poesie eine Lüge sey. Seine Dichtungen sind nicht aus seiner Seele gewachsen, ja er hat nie gewußt, was er wollte, und nie gewollt, was er wußte. Sein großes Talent hat ihn auf die poetischen Arbeiten hingewiesen, er hat eben poetisirt, weil ihm das leicht und bequem war, nicht weil ihn der Geist getrieben hätte, unwiderstehlich getrieben hätte, wie's dem höheren Poeten geschieht.

Er ist der größte Gelegenheitsdichter unsrer Literatur, mehr oder minder wurden die Sachen alle bei ihm bestellt, oder richtiger: er ist der talentvollste Komödiant unsrer Literatur, er spielt alle Rollen, er weint ein Wenig, und lacht recht laut, er ist heftig, er ist sanft, er schwärmt, er

spottet, was man will — aber dafür hab' ich ihm in meinem Leben nichts geglaubt, ich habe immer das doppelte Gesicht erblickt, und in unsrer Literaturgeschichte ist mir lange nichts so aufallend gewesen, als von Tieck's überwältigendem Humor reden zu hören. Man erzähle mir von der schönen, künstlerischen Konstruktion dieses oder jenes Buchs von Ludwig Tieck, so werd' ich das in der Ordnung finden, denn Ludwig Tieck ist ein überaus feiner, geistreicher, künstlerischer Schriftsteller, er ist ein ausgezeichneter Kopf, und mit dem Kopfe kann man die herrlichsten Dinge machen, man kann sogar Herzen schildern. Aber zum Humor bedarf's des eignen, ächt bewegten Herzens, er ist das Lachen des Herzens, und in den feinen Nüancen dieses Lachens erkennt man den Menschen. Und wahrlich, das ist kein liebes, herzliches Lachen eines trefflichen Gesellschafters, der vortrefflich lachen gelernt hat, und manchmal, wie die humoristische Partie in der „Ahnenprobe," ist es gar ein unheimlich Grinsen.

Und warum ist so viel von Tieck's Humor ge-

sprochen worden, warum hat man namentlich daraus so viel Wesen gemacht? Weil sehr wenige von unsern bessern Lesern, die wieder über Bücher sprechen, Humor haben, weil die Bildung uns so angekünstelt und unnatürlich beigebracht wird, daß wir die Quellen zur baaren Natur verlieren. Und dies plötzliche Bewußtseyn und Nebeneinanderstellen des Natürlichen und Künstlichen ist ein Hauptaktus des Humors.

Da wurde nun Alles, was wie höherer Spaß aussah, lebhaft willkommen geheißen, denn man hatte uns gesagt, daß eben der Spaß unsrer Literatur fehle, und nun kam jenes unnatürliche Lachen auf, bei dem die Straßenjungen zu einander sagen: kitzle mich — ach, es wird mir unbehaglich, wenn ich an diese Zustände denke. Ich erinnere mich nur, daß ich einmal bei der „verkehrten Welt" über den geknebelten Mann gelacht habe, sonst hat es das durchweg Gemachte der Tieck'schen Schriften niemals in mir aufkommen lassen, trotz dem daß ich es jeden Augenblick suchte und immer dazu bereit war. Ich halte es für ein

außerordentliches Verdienst eines Mannes um seine Nation, ein treffliches Gelächter zu erregen, denn es ist eine ganze und eine ganz neue Schöpfung — das Leben ist ernst für die Mehrzahl.

Als geistreicher Mann wußte er aber das immer sogleich zu bedecken mit irgend einem gescheidten Worte, und da die meisten Menschen nach Symptomen schließen, so hielten sie alsbald das Vorhergehende auch für gescheidt, und der Herr Regierungsrath sagte zur Frau Regierungsräthin: O, Siegelinde, wie ist das komisch — warum lachst du denn nicht — „ich lache ja," erwiedert Siegelinde, „ich hab's auch schon früher gelesen." —

Es ist so, als wenn man jetzt noch über den Arlequin der italienischen Pantomime lachen soll.

Und an welche Klasse von Lesern mußte man sich immer mit Tieck'schen Sachen wenden? Nur an die, welche durch allerlei Leseübung vorbereitet war, an die Professionsleser, er hat nie etwas geschaffen, was unsre Nation interessirt hätte, er wurzelt nirgends in der Nation, und das geht Jedem so, dem es nicht Ernst ist, der nur spielt mit

den Dingen. Es geht dem Dichter mit seinem Volke wie dem Liebhaber mit den Mädchen: wenn diese sehen, daß er nichts Ernstliches wollen kann, daß er keiner tiefen ausschließlichen Neigung fähig ist, dann wird er höchstens ihr Gesellschafter, aber ihre Liebe gewinnt er nimmer.

Solch ein Gesellschafter Deutschlands ist denn auch Tieck geworden, und wenn man jetzt gefragt wird, welch eine Stelle ihm anzuweisen sey in unsrer Gesellschaft, so geräth man in Verlegenheit. Er hat sich immer nur mit todten Dingen beschäftigt, zum Liederdichter und zu dem, was man so gewöhnlich Dichter nennt, hat er kein Talent, es dreht sich in seinen Versen Alles um die „Waldeinsamkeit,“ und sie machen viel zu viel Gerede von dieser schönen, stillen Sache. Unser Volk weiß nichts von seinen Interessen. Die Romantik hat er bekanntlich nicht erfunden — nun, das soll ihm nicht zum Tadel angerechnet werden, man kann Deutschlands größter Mann sein, und kein Altdeutsch verstehn — aber er hat sie verdorben, er hat uns eigentlich durch seinen geistreichen Indif-

ferentismus um das Interesse für unsere Vorfahren gebracht, er hat auch, wie mit Allem, mit unsern schönsten Sagen getändelt, den Spott hinein getragen, ihre Unschuld zerstört: das reine Gegenstück Uhlands. —

Und so ist unser Zustand: es fehlt uns von jeher an einem kernigen Mittelpunkte unsres Volkswesens, in welchem sich unsre zahlreichen Kräfte vereinigen könnten, und deßhalb bleiben wir immer dieselben reichen Bettler Europas, die einander selbst die Lumpen vom Körper reißen. Da erfand man uns die Romantik — vielleicht war sie ein Anfang, uns innerlich historisch zu entwickeln, und herabgehend bis zu uns mit der Zeit einmal einen ganzen Deutschen zu Stande zu bringen. Aber da bemächtigten sich ihrer die Narren, die Betbrüder und die Müßiggänger — die poetische Geschichte eines Volks ist das hauptsächlichste religiöse Element eines Volks. Es heißt eines Volkes Seele tödten, wenn man dies verletzt — und Ludwig Tieck hat mit seiner Tändelei das Ehrwürdige jener alten Stoffe aufgelös't.

Kurz: er ist der Repräsentant all jener Leute, welche in geschäftiger Spielerei das Leben verbringen, die nie bei den Thaten der Geschichte zugegen sind, der Kaffeehauspolitiker, welche hinterdrein das große Maul führen, der Komödianten unsrer Literatur.

Sogar sein Stil geht dahin: in kleinen Gedanken zierlich einherhüpfend ist auch dieser gerühmte Stil eine Sprache für die Augen, ein hübsches Bildchen, was man einmal mit Vergnügen ansieht — durch die Augen wirkt man zunächst auf den Verstand, durch das Ohr gehen die kürzesten Wege in die Seele eines Menschen, eines Volks. Es ist in Tieck's Stile nichts von jenem Hineinfallen in das Herz, was den Völkern die Lebensworte giebt, nichts von jenem markigen Laute, dem kein Ohr entrinnen kann — man lies't ganze Seiten von Tieck, tänzelt mit den Augen darüber hin, und am Ende weiß man nichts von den kleinen niedlichen Dingen.

Und wozu nun all diese Vorwürfe? darf man denn nicht das Leben auf alle Weise anfassen, darf

man denn nicht auch damit spielen, wie es Einem eben gefällt, wenn dies noch obenein mit dem feinsten Geiste geschieht? Müssen denn alle geistigen Thätigkeiten unter einen einzigen immer stark nach bloßer Ethik schmeckenden Grundsatz gedrängt werden? Beschränkt nicht eine solche Kritik alle individuelle Freiheit?

Wahrlich, ich halte es selbst für einen Frevel, die Individuen unsrer Geschichte also zu behandeln, ich glaube man hält die mannigfache Entwickelung der Welt auf, wann man ein Gewisses von Allen verlangt; es muß Alles gestattet seyn, auch das Tändeln und Spielen und zwecklose Dahlen. Wäre Tieck dabei ein unbefangener Mann, wie manche unsrer liebenswürdigen Poeten, nimmer würde ich seinem reichen Talente mit solch rauher Hand zu nahe treten.

Aber er tritt dreist und übermüthig in die Bestrebungen aller neueren Literatur herein, und geberdet sich wie ein zürnender Priester — er, der nie etwas Heiliges aufgefunden, der das Wenige, was wir noch besaßen, zerstört, der nicht ein ein-

ziges großes Interesse für uns gewonnen, der die Lüge in unsrer Poesie propagandirt hat, er maaßt sich einen vornehmen Ton gegen die moderne Schriftstellerei an, und dadurch fordert er heraus, ihm hinzuzeichnen, welch zweifelhafte, kümmerliche Stellung er in unsrer Nationalliteratur einnimmt.

Wir wissen es sehr wohl, daß wir den Mittelpunkt einer neuen Kunst noch nicht überall gefunden haben, aber wir sind ehrlich, und gestehen es, und suchen redlich, studiren Goethe und die Welt, und fragen nun ihn, Herrn Ludwig Tieck, was er uns hinterläßt zu Hilfe und Anleitung — was?

Ein Paar feine, ja schöne Novellen über einzelne Interessen des Lebens. Berechtigt das zu solchem Gebaren?

Und wegen all der matten Winkelschreiber unsrer jetzigen Tage mußte einmal Rechnung gelegt werden über Ludwig Tieck. Dies Volk des „Bitte, Bitte“ und des ewig polizeigemäßen Herzens, was nicht auf eignen Füßen stehen kann, dieser Fluch unsrer dreisten Mittelmäßigkeit, die sich im-

mer irgendwo anklammern muß, ist auf dem besten Wege, eine Koraxerei mit Ludwig Tieck anzustimmen, wie sie's mit Goethe machten, den sie uns auf Jahre in widerwärtigem Dampf verhüllten. Wenn die Wasser stille stehn, da kommen die Frösche und Unken. Und es war doch noch ein größer Wesen bei einem so festwurzelnden Manne wie Goethe, als hier, wo aller Mittelpunkt solcher Verehrung, wo der Charakter fehlt.

Es ist einmal unser Loos, daß wir kein Maaß finden für unsre Schriftsteller, die ökonomischen Verhältnisse lassen sie hungern, wenn sie in der Blüthe stehn, kümmert man sich nicht um sie, wenn sie abgeblüht sind, übertreibt man die Pietät — wir laboriren an unrichtigen Verhältnissen in Bezug auf Personenwerth. Das bringt denn auch den ewigen Krieg in unsre Literatur, in keinem Lande befehden sich die Schriftsteller so als in dem unseren — die Römer hetzten die Löwen aufeinander, und wenn sie sich getödtet hatten, zogen sie ihnen die Felle ab und nützten sie. Dieser unser literarischer Zustand hängt genau mit

unsern äußern Zuständen zusammen, und man müßte zu viel darüber sagen, wenn man Etwas sagen wollte.

Die ächten Professoren und die ächten Leute von Stande haben die Schriftsteller noch immer nicht anerkannt, ein ächter Professor und ein Grand Seigneur sehen noch heute vornehm auf Goethe herab; und das weiß auch die Menge noch, und Ludwig Tieck ist derjenige, welcher diesen Glauben konserviren helfen wird, auch wenn er es natürlich nicht will. Er hat niemals einen Mann, einen Charakter gezeigt, er hat für Alles geschrieben. — Viele erzählen, er habe auch von einer Dame aufgefordert ein charmantes Büchlein zur Vertheidigung der Leibeigenschaft angefertigt. Das mag nun wahr, oder nicht wahr seyn, es bezeichnet die Stellung, welche sein innerstes Wesen in unsrer Tagsgeschichte einnimmt.

Ludwig Tieck kann nie zu einer Hauptfigur unsrer Literaturgeschichte gemacht werden; er hat nichts mit unsrer Nation zu schaffen. Er muß als reiches, ausgezeichnetes Talent seine Würdigung

erhalten; ja man darf nicht einmal seinem kritischen Talente einen großen Einfluß gestatten, weil es kaum ein kleines aesthetisches Gewissen, aber keinen Sinn für breitere Entwickelung, für allgemeinere Interessen haben würde.

So muß heutiges Tags Ludwig Tieck angesehn werden: als ein geistreicher Privatmann in unsrer Literatur, der an der Regierung keinen Theil haben kann wegen Mangel an Grundsätzen und nationaler Würde.

Es hat mir oft geschienen, als ob Goethe Aehnliches nur verschwiegen hätte: wo er Tieck erwähnt, da geschieht es ohne Interesse, kühl und um es doch gethan zu haben.

„Der Tod des Dichters" ist Tieck's letzte Novelle, und gewiß eine seiner besten. Sie füllt den Novellenkranz der alljährlich bei Reimer erscheint, und Camoens, der portugiesische Dichter ist der Held derselben. Sie ist fein und geschickt komponirt und enthält einen vortrefflichen Schluß. Und doch ist auch in dieser Novelle der ganze Tieck wiederum abgedruckt: nicht die Thaten des Ca-

moens, nicht sein bewegtes Leben in Indien, nicht dieses ganze fabelhafte Treiben der Portugiesen, nicht dieses reiche epische Element rollt er ab, nein, dies wird als zu tummultuarisch bei Seite gelegt und in einem trüben Winkel, wo es dem Camoens erbärmlich geht, erwähnt er die Erzählung nebenbei. Der ganze, althistorische Camoens wird zu einer kleinen, interessanten Novellenfigur zusammengedruckt, die an einer alten Liebschaft krankt. Wie wenig aber dieses Zusammendrucken nöthig ist, möge man aus Walter Scott's besten Sachen ersehen. Außerdem findet sich wie oft bei Tieck ein altkluges, junges Mädchen, das die vernünftigsten Dinge spricht, und man begegnet in der Mitte der Novellen jenen langen Tieck'schen Strecken, wo die kleinen Worte, kleinen Gedanken und kleine Dinge dem Leser durch Augen und Finger fallen. Das sind jene Stellen, wo das Talent einmal nachläßt und das matte, charakterlose Wesen des Schreibenden gähnend heraustritt, jenes Wesen, was eigentlich nichts will. —

Mögen die Leser nur auch das Wesen dieses

Aufsatzes erkennen. Er weis't nur allen tiefern Einfluß Tieck's auf unsre Literatur entschieden zurück, er spricht ihm die dazu nöthige Würde völlig ab, aber er tritt dem nicht in den Weg, sich an seinen geistreichen Kompositionen zu erfreuen, und diesen Eindruck dem Dichter als großes Verdienst anzurechnen. Man soll nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, es aber auch nicht im alten abgestandenen Bade verschleckter Zeiten liegen lassen. —

Bis daher ward der Aufsatz im Frühsommer des Jahres 1834 geschrieben; man sieht ihm das Gereizte an, obwohl er es mit guten Gründen zu rechtfertigen sucht; die Befürchtungen, welche ihn hervorgerufen, die Befürchtungen, Tieck werde sich mit abschmeckenden Worten über moderne Schriftstellerei aufthun, und mit gichtkranker, alternder Hand in den Kampf mischen, erfüllten sich wenige Monde nach Abfassung des Aufsatzes, der zufällig damals nicht gedruckt ward. Tieck gab in der

Urania die Geschichte von der Fee Gloriana heraus, worin er die neue Romantik eine „roh Mantscherei“ nannte und erklärte, außer Camoens und einigen andern habe die Fee der Poesie nur ihn geküßt. Es war außerdem viel von Zubereitung der Butter die Rede, Heine spielt, wenn ich mich recht erinnere, als Kobold eine sehr garstige Rolle, und kurz: es war ein unreifer und des Tieck'schen Talentes auch in der Form unwürdiger Angriff, wie ich ihn längst bei seiner wachsenden Zuversichtlichkeit vorausgesehen hatte.

Ueberwältigende Kraft, auch wenn sie unsre Freunde trifft, imponirt, und ich gestehe, daß ich einen starken spannenden Eindruck erwartete, als ich an die Lektüre dieser mir bereits als polemisch angekündigten Novelle ging; es geschah zudem in der sterilsten Umgebung, die ich je erfahren, und welche Muße in Ueberfluß für Lesen und Denken darbot. Aber ich habe meinen Literatureifer stacheln müssen, um das Buch zu Ende zu bringen. Wahrlich, aus einem Kampfe, bei dem man einschläft, wird nicht viel ersprießen. Und wenn

selbst das nicht wäre, was wird und soll ein Feldherr bewirken, der nur chimärische, vorgefaßte Ideen von dem Terrain hat? Einige Unfläthereien französischer Romantiker, einige Ungezogenheiten Heine's, das ist Alles, was Tieck zu wissen scheint, um es der neuen Schule vorzuwerfen. Gott sei Dank, wir sind klarer über unsre Fehler, aber auch klarer über unsern Ursprung, welchen Tieck nimmer erkannt hat, weil er nimmer ein Herz dafür besaß. Denn es handelt sich hier nicht um ein künstliches Interesse, was man lernen kann, sondern um ein ursprüngliches, und Tieck hat erst in seinen letzen Jahren ein solches geltend gemacht, als es bereits zu bloßen Gelüsten des Alters ausgeartet war, früher ist er immer der Commis dieser oder jener Schule gewesen, und seine Sachen waren bestellte Waare. Tieck ein Feldherr! Da hat man erzählt, ein alter Diplomat, ich glaube, Gentz, der anerkannt ein äußerst gebildeter Mann voll Geschmack und Schönheitssinn war, Gentz habe die Heineschen Reisebilder und Lieder kurz vor seinem Tode in die Hände bekom-

men, und sei höchlichst entzückt über Poesie und Witz derselben gewesen. Das wurmt den Hofrath Tieck über die Maaßen, er nennt Gentz „die blasirte Blasirtheit,“ und macht Heine zu einem garstigen Kobolde. Drängt sich nicht der Gedanke auf, es sei hier nichts als Neid im Spiele — pfui, welch' ein garstiger Gedanke zwischen Dichtern, als ob sich Sterne einander ihren Glanz, Nachtigallen ihre Stimme mißgönnen wollten, — und sollte Ludwig Tieck so wenig Kritik besitzen, nur in Heine's Liedern die Poesie zu erkennen Aug in Auge? Nimmermehr! Und wenn nicht anders, so fände er sie heraus mit seinem überaus feinen Verstande, denn er hat ihm Fühlhörner von allerlei Art angesetzt, und selbst einzelne Herzensfähigkeiten an ihm ausgebildet. Nein, es ist seine alte Lüge, welche auch hierin zum Vorschein kommt, diese künstliche Lüge seiner ganzen Schriftstellerkarrière. Die weiblichen Umgebungen des Herrn Hofrath haben längst die deutsche Literatur wie eine Familienangelegenheit betrachtet, sie ärgerten sich eine Zeitlang, einer Seitenlinie beige-

ordnet zu sein, welche gar keine Aussicht auf's Majorat hatte; aber das Glück war günstig, die Hauptlinie starb aus, sogar der große Stammhalter Wolfgang legte sich in die Gruft, nun sollten die Ansprüche geltend gemacht werden. Da, abscheulich, zeigt sich's, daß ein vergessener, verarmter Zweig aus der großen Linie zu Kräften gekommen ist und auf dem Erbschaftsboden erscheint, er verlangt kein Majorat, aber er heischt Boden und Erbe. Das darf nicht gelitten werden, heißt es, sollen wir so lange gewartet und uns nichts erwartet haben? Auf, Ludewig, erkläre, diese Prätendenten seien nicht ehrlich geboren, seien Gnomen. —

Pfui über uns alle, daß wir uns zu solchen Insinuationen und Replicken verleiten lassen; aber wie gerüstet soll man aufstehn gegen einen Kampf mit Kochlöffeln?

Vielleicht ist's das Beste, diese unglückliche Kriegsidee Tiecks zu ignoriren; er wird sie selbst fallen lassen, wenn er auch niemals erfährt, daß sie ein erfolgloser Streich in's Wasser gewesen ist,

denn sie hat wirklich nicht mal Aufsehn gemacht, und die besten Freunde mochten einsehn, daß auf solche Weise kein Heil zu finden sei. Nun werden zwar die Damen am Altmarkte in Dresden Viel erzählen von den Todten und Bewundeten, vom Viktoriaschießen und vom Ausrufen des neuen, einigen Imperators, aber Tieck hat einen leichten Sinn und wird's vergessen, wir werden ihm sein eminentes Talent nicht antasten, nachdem wir jeden civischen oder moralischen Einfluß von seiner Seite abgewiesen haben für die Literatur, so weit sie Manifestation nationaler Entwickelung ist, wir werden ein wenig Breite seinem Alter anrechnen, und nur gelegentlich bedauern, daß er seine eigenthümliche Position in unsrer Schriftwelt verfehlt hat, durch seine Unwahrheit verfehlt hat.

Er ist ein feiner, Geschmackreicher Geist, welcher Laune und Schärfe genug besitzt, um solcherweise ausgerüstet uns ein höchst ersprießlicher Prosaiker zu werden; aber das war ihm zu wenig, er fabricirte in München z. B. Gedichte unter den quälendsten Gichtschmerzen, und setzte sein Ent=

zücken über die Waldesstille in Wort und Reime, während ihm die Lippen bebten vor Weh, und so machte er die Lüge durch alle Stadien durch, redete sich und Andern Enthusiasmus ein für die Transsubstantiation, und für die unbefleckte Empfängniß und für einen obskuren Maler, während ihm jeder Enthusiasmus unnatürlich war und ist. Er war von jeher ein Beobachter erster Art, ein Stilist erster Art, und das hat er verkannt.

9.

Bettina.

Es ist ein Spott für uns Männer, daß es zwei Weiber sind, welche in den letzten Jahren alle Lese-aufmerksamkeit absorbirt haben, und mit Recht absorbirt haben, Rahel und Bettina.

Ach ja, wir haben viel neue Schriftsteller, und sie krabbeln näher oder weiter um den modernen Gedanken der neuen Welt herum, sie sind durch den allgemeinen Gedanken reproducirt, und namentlich seit ein Paar Jahren geberden sich gar die zweiten und dritten Schößlinge des ersten Wuchses, als ob sie recht ursprünglich und besonders wären, aber wir haben bei alle dem verzweifelt wenig ganze neue Leute, wie es doch ei-

gentlich zu erwarten stand bei den großen Wehen. Die Zunft ist im Grunde schon wieder fertig und der Gewerksspruch auswendig gelernt.

Wahrlich, es ist mit den Schriftstellern, mit der Gedankenentwicklung, mit den Anschauungen wie mit den mathematischen Gesetzen, und die Idee jener Philosophen, welche die Mathematik in philosophische Formeln übertrugen, war nicht so oberflächlich — man kann es gewöhnlich schon nach der Vorrede wissen, zu welcher Formel dieser oder jener Schriftsteller gehört, nach bestimmten Rechengesetzen kombiniren, entwickeln sich nun die Ansichten von der Eisenbahn, vom Laokoon, von der Dreieinigkeit, vom Sein oder Nichtsein. Und deßhalb brauchte man im Grunde nicht viel Bücher um der letzten Gründe willen zu lesen, und darum ist's keineswegs so unrichtig, wenn man Viel und Alles auf Form gibt und ein Wesentliches darin sucht. Es gibt selten mehr als zwei bis drei Leute, welche bei strebsamer Seele volle Eigenthümlichkeit sich bewahren, nicht Ergebnisse der Zeitrechnung sind.

Rahel und Bettina in unsern Tagen. In diesem Einen, in der ungestörten Selbstständigkeit des Gedankens und Gefühls, sind diese Frauen neben einander zu stellen, wenn sie auch übrigens ganz verschiedene Wesen sind, und verschiedene Wesen sein müssen, um sich eben diese Wesenheit des selbstständigen Ganzen zu bewahren. Bettina ist musikalisch, Rahel universal, so läßt sich vielleicht am kürzesten ihre Verschiedenheit definiren. Rahel durchlauft den ganzen Kreis menschlicher Möglichkeit und Entwickelung, Bettina koncentrirt sich mehr auf einen einzelnen Ausschnitt dieses Kreises, auf dasjenige, was unser Herz unmittelbarst bewegt.

Es ist merkwürdig, daß gerade diejenige Bildung, welche sich durch schnellen Verstand, leichten Witz, juristische, rationale Oberflächlichkeit auszeichnet, die just Fait vom Lesen macht und vom Kritisiren, daß unsre raisonnirende Bildung diese Frauen gar nicht erkennt, sie nach hergebrachten Branchen einordnet. Solche Leute erfinden nämlich nie etwas Neues, und so erkennen sie auch

nichts Neues. So sind Rahel und Bettina gerade=
zu Probirsteine geworden, aus den Urtheilen
über sie können wir mit Leichtigkeit Stellung und
und Werth der Urtheilenden erkennen. Was nie
gegraben hat in Herz und Welt, nie wirklich ge=
sucht nach Auflösung, Harmonie, das redet immer
thöricht und absprechend über diese Erscheinungen.

Uebrigens muß man bei Vergleichung dieser
Frauen sehr vorsichtig sein, ihre Aehnlichkeit ist
nur die zweier Landsleute.

Auch Bettina respektirt kein Hergebrachtes
darum, weil es hergebracht ist, sie vindicirt die
Freiheit des Individuums in Launen und Liebe,
aber man findet doch bald, was ich bereits ange=
deutet, daß sie nur im Ahnungsreichen, Behagli=
chen, Wollüstigen der Kunst sich gern bewegt, daß
sie nur gern in einem Enthusiasmus weben mag,
während Rahel in allen Äußerungen der Welt
athmet, forscht und liebt. Bei der Lektüre Bet=
tinas wächst uns Rahel still im Hintergrunde
höher und höher durch die Gedanken an ewige
Humanität, welche bei Bettina fehlen. Rahel ist

verdrießlich, und trägt und liebt dabei; man muß nicht gerade dies oder das seyn, um von ihr angenommen werden — Bettina dagegen ist voll Fanatismus, man ist nur dem Glück oder Unglück Preis gegeben ihr gegenüber, kurz: der Laune; ihre Gunst ist auf keine Weise zu erwerben. Und mag's auch nach Prosa schmecken: dies darf für nothwendig gehalten werden, wenn das Wesen und die Civilisation wohl thun soll. Der Zufall, daß man eben so oder so ist, daß man dies vermag und jenes nicht, muß überwunden werden können, es darf nicht gleich alle Perspektive abgeschnitten sein. Dies ist das Versöhnende, der Segen der Bildung, und dies ist vollkommen anzutreffen bei Rahel, gar nicht bei Bettina, hier sieht man sich einer Tyrannei gegenüber, wenn diese auch zufällig mit Liebe oder Rosen schlägt.

Abgesehen von diesem Punkte ist das Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" nicht genug zu loben und zu lieben. Es macht die alte, ewige Liebe des Herzens wieder muthig und

stark, es erinnert auf das Tüchtigste daran, daß die äußeren Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, wenn auch nöthig und zu beachten, doch nicht ursprünglich und ewig sind, daß man wohl das Herz nach ihnen beschränken, aber nicht tödten darf, daß der Gott im Menschen mehr ist, als der Mensch in der Kommunalverfassung.

Unsere professionirten Leser werden sich bei diesem Buche dadurch auszeichnen, daß sie überall fragen und untersuchen, ob Bettina diese Dinge wirklich als Kind geschrieben habe, und daß sie Jedermann erzählen werden, Goethes Briefe seien doch sehr unbedeutend. Der Titel lautete allerdings richtiger: Briefwechsel eines Kindes mit Goethe.

Um eines Einzelnen zu gedenken, hebe ich den Tyrolerkrieg und Beethoven heraus. Beide sind nirgends noch so schön vor Herz und Geist geführt worden, und Goethe, welcher den bewegenden Störnissen so sorgfältig aus dem Wege ging, giebt ihr in drei Worten kund, wie sehr ihn das Unglück zwischen jenen Bergen getroffen und wie

er gewünscht habe sammt dem Großherzoge, mehr von Bettinen darüber zu lesen.

Und Beethoven und die Musik, wie der Gott, welcher seine langen Locken schüttelt, und seine Göttin an der Hand daherführt, so erscheinen beide im zweiten Theile dieses Buchs. Wie ein Titane spricht er für seine Kunst, „die Offenbarung des Geistes in den Sinnen.“ —

Viele werden es erfahren, daß ihnen die Welt zu rauschen und zu tönen beginnt beim Lesen dieses Buches, daß ihnen all die kindlichen Ahnungen von dem verborgenen göttlichen Gesichte aller Dinge, erwachen, daß die Steine und Bäume den Mund öffnen, die Sterne herniederschweben, daß der einige Gott persönlich uns bei der Hand nimmt, sie werden Erfahrungen in ihrem Herzen finden, welche die Romantik und Mühe nimmer wecken konnte.

O, wie sollten wir sie einander danken, diese Entschädigungen, denn die Außenwelt ist starr und unerbittlich — dies mit Weinlaub bekränzte Kind ist jetzt eine Matrone! Ein rauher Frühlingswind

strich durch die Linden von Berlin, als mein Begleiter mich anstieß und sagte: Da kommt Bettina! Eine kleine ungefaßte Gestalt strich an uns vorüber, in ein farbloses graues Kleid gehüllt, das traurig braune Umschlagetuch war schief zusammengezogen um die Schultern, und das gealterte blasse Antlitz sah freudlos unter dem verblichenen Hute hervor.

10.

E. T. A. Hoffmann.

Es ist Hoffmann, der Kammergerichtsrath, der Callotist, der nächtliche, von dem hier ein Paar Worte gesagt werden.

Hoffmann, Devrient und noch einige, geistreiche Gäste von Lutter und Wegener an der Ecke der Charlottenstraße und des Gensd'armes-Markts zu Berlin sind die Künstlerroué's unsrer Literatur, und sie bilden ein Nachspiel der klassischen, ein Vorspiel der modernen Zeit. Auch Weisflog gehört zu ihnen.

Man möchte sagen: es war der Abschnitt der Lüderlichkeit, des Rums, des Rothweins, des spanischen Pfeffers, ein Abschnitt der pikanten Gour-

mandise. Weil Lebenslust, Drängen nach Neuem, bunte Kleider und lose Sprünge sich unter unsern modernen Leuten vorfinden, haben sich manche Leute geneigt erwiesen, Hoffmann, Weisflog und Consorten herüberzuziehen in die neue Branche. Das ist ein schwerer, historischer Irrthum. Dort war Nachtzeit, Schwelgerei, Uebersättigung, gewaltsamer Reiz, hier ist Morgen und Jugend.

Jene Leute inklinirten von Hause aus zu einem ungeregelten Leben, ihr künstlerisches Empfinden war willkührlich, unbändig, momentan; nicht auf Ruhe und Schönheit, sondern auf Sturm, Ueberraschung, ja auf Erschrecken basirt. Sie wuchsen auf im Trubel Deutschlands, die Franzosenkriege schüttelten Alles durcheinander, der rasche Wechsel des damaligen Lebens gewöhnte sie an Kontraste, zerstörte das gleichmäßige Behagen, zeugte die Sucht nach Ueberraschung. Das Wort „pikant" wuchs groß mit ihnen.

So bildeten sie die eine Richtung der Restaurationsperiode, den Ueberreiz, weil Muth und Fond in ihnen war, die andre war jene Schlaff-

heit und Schwäche, welche in Dresden ihren Mittelpunkt hatte in Theodor Hell, Ernst Houwald, und die Abendzeitung. Dort Hypersthenie, hier Asthenie.

Die Zeit ist eine Atmosphäre, man darf nie vergessen, daß sie durch Fenster und Thüren bis in das abgelegendste, versteckteste Arbeitszimmer dringt — freilich kamen nun bei jenen drei extravaganten Künstlern auch persönliche und zufällige Verhältnisse, körperliche Anlagen hinzu, um sie eben so arten zu lassen, wie sie geartet sind. Weisflog hatte durch rasches, wildes Jugendleben Gesundheit und Finanzen zerrüttet, Devrient fand nicht genug Leben in der Welt, um seinen vulkanischen Menschen genügend anzubringen, er überbot sich früh, und ein outrirter Zustand ward ihm bald Bedürfniß für Körper und Geist, Hoffmann schlug sich lange Zeit in platten, trivialen Dienst- und Familienverhältnissen herum, kämpfte in einem fremden Lande, in Polen, um die nothdürftigen Reize eines magern geselligen Lebens, und kam schon aufgerieben nach Berlin.

Hier war's nun, wo sich das unnatürliche System ausbildete, die Menschen für Gespenster zu halten, von welchen bloß einzelne für den Umgang, für das Interesse zu verbrauchen wären. Der Tag, die Welt, war eigentlich für Hoffmann gar nicht mehr da, und wo uns eine Schilderung desselben in seinen Schriften begegnet, da ist es die Erinnerung aus früherer Zeit, erst wenn der Sonnenschein überstanden war, und er im Weinhause sich eingerichtet hatte, begann sein Leben; aufgeregt von Wein und excentrischen Gesprächen fing er nach der Heimkunft tief in der Nacht die Schriftstellerei an. Gespensterstimmung wurde auf alle Art zu Wege gebracht, wenn der goldne Tag durch die Fenster wollte, um den Spuk zu vertreiben, da wurden die Gardinen heruntergelassen, die Läden geschlossen. Armer Hoffmann, so quälte er Leib und Nerven zu Tode, und mit seinem eminenten Talente schuf er Fratzen.

Und ihn, den Ungeordneten, den Unglücklichen hat man nachgeahmt! Es giebt keine unglücklichere Idee. Hoffmann war ein Genie, wie

es selten wiederkehrt, mit den zartesten feinsten Werkzeugen zur Empfängniß des Schönen begabt. Durch mannigfache Schicksale geschleudert, von allerlei Genüssen erschöpft, zerrüttet, unzufrieden mit einem morsch gemachten Körper, welcher den reichen Gelüsten und Wünschen einer erfindungsreichen Seele nicht einmal nachzuhinken vermochte, unzufrieden mit den festen Verhältnissen, die rings seinem schweifenden, phantastischen Wesen entgegentraten, wurde er eben jener wunderliche Hoffmann. Welch ein Beginnen, wollte nun Einer auf ganz andern Wegen derselbe werden. Die schreienden Disharmonieen seines Wesens, was in ursprünglicher Tiefe nach Wohlklang schmachtete, schufen seine disharmonischen, geistreichen Bilder. So kam es, daß er mit den außerordentlichen Anlagen zur Kunst kein schönes Buch schreiben konnte. Seine Sachen sind pikant, genial, immer geistreich, aber schön ist vielleicht nur der „Meister Martin,“ nur da haben ihm die Dämonen auf einige Tage Ruhe gelassen. Ja, man könnte sagen, er war ein Schriftsteller, der sich nur mit dem Teufel be=

schäftigte. Alle möglichen Spielarten dieses Phanthoms erfüllten seine Phantasie, und er war als Künstler ganz des Teufels. Es fehlte seinem innern Wesen Versöhnung, Befriedigung, sein Genie ward gehetzt und keuchte durch die Bücher, er rang seinem gährenden Innern nicht einen Augenblick Ruhe ab, Frieden, wie dessen jede künstlerische Schöpfung bedarf.

Es erfaßt mich immer ein quälender Schmerz, wenn ich dieses Mannes gedenke, der mit dem enormsten innern Reichthume nur glückschillernde Stunden der Aufreizung, aber kein Glück genießen konnte, der wie Tantalus zwischen den lockendsten Genüssen schmachtete und bis in's tiefste Herz unglücklich war. Die Lebenslust war für ihn verloren, nur mit der Todeslust durfte er buhlen.

Und dieser Mann, dessen Form nothwendig Manier werden mußte, weil sein Genie nur einen schmalen Weg zum Ausflusse finden konnte, dieser Mann wird von den Deutschen, sogar von den thörichten Franzosen nachgeahmt, die auch einmal Gespenster haben wollen, um vor Furcht unter

die Bettdecke zu kriechen, weil das in Paris etwas Neues ist.

Hoffmanns Schriften sind der schauerlich schöne Ball, wo Himmel und Hölle in heißen Küssen mit einander schwelgen, wo rosenrothe, schöne Engel mit schwarzen grinsenden Teufeln tanzen, wo dem Zuschauer vor Entzücken die Zähne klappern.

Und solche Schreibart, der Abdruck, der Originalabdruck einer in Glückseligkeitsdrang zersprengten Brust sollte nachgeahmt werden! O thut das nicht, es schmerzt des Todten wunde Brust; zerrt nicht an der Schönheit seines Elends, es ist ein Diebstahl, den Ihr an ihm begeht, buhlt nicht mit seinen Schmerzen — Hoffmanns Seele, die bis zum krampfhaftesten Wehsein liebte, hat nie gewollt, daß ein Andrer eben so schreiben solle, als er, denn er schrieb nicht willkührlich so, er mußte es.

Geht mit Thränen im Auge an dieser von Schlangen tödtlich umgürteten Laokoonsstatue im deutschen Pantheon vorüber, aber kopirt ihn nicht,

läßt ihm sein Bild allein: diesen Vorzug, allein E. T. A. Hoffmann zu bleiben, hat er mit seiner innersten Qual bezahlt. Betrügt die Hoffnung seiner liebevollen Seele nicht, daß Niemand solche Schmerzen affektiren könne. Die Manier seiner Schreibart war sein Fluch; achtet die Götter, tastet den Fluch nicht an.

Ein ander Volk als wir verständigen Leute hätte auch wirklich zu wiederholten Malen in Hoffmanns Leben die Götter selbst, die zürnenden erblickt. Aber wir nennen es eben auch Kultur, keine Götter mehr zu sehen. Hoffmann war bekanntlich nicht bloß Dichter, sondern auch Musiker und Maler, und zwar in keineswegs gewöhnlichem Grade. Er konnte sich eine Oper mit all ihren drei Staatsgewalten, mit Text, Musik und Dekorationen ganz allein hinstellen. Er hat doch auch, wie bekannt, wirklich eine Oper komponirt, und die Kulissen dazu gemalt, nur den Text der „Undine" hat Herr v. Fouqué gefertigt.

Diese Oper war ein- oder zweimal über die Bühne geschritten, da brach jener wilde Brand

über das Berliner Theater herein, und zerstörte in einer Nacht das Haus, und all den Täuschungsapparat, und die hundert Manuskripte, und die ganze Hoffmannsche Udine, nur die Fouquésche Arbeit blieb übrig. Die war auch im Feuer gefestet, denn sie war abgeschrieben.

Aber das Genie Hoffmann hatte immer kaum zum einmaligen Schreiben Zeit — da lag die mystisch romantische Musik, der Gesang der Wassernixen, der Baß Kühleborns als kleines Aschenhäufchen in dem großen Haufen, und die Sonne sah lächelnd auf die schwarze, rauchende Brandstätte.

Erinnert das nicht an die Finger der Götter? Wenn wir noch ein reputirliches Fatum hätten, so wäre aus diesem Vorfall eine Tragödie gewachsen. Wahrlich, es ist so etwas von dem unglücklichen Orestes in Hoffmann, den die Furien verfolgen. Er hat den Tag, die Sonne, das ächte Leben erschlagen in seinem Herzen, dieser unglückliche Kammergerichtsrath, dafür verfolgen ihn die Nachtgespenster, und sie verbrennen ihm das einzig

Wohlklingende, was er dem stöhnende Schicksale abgerungen hat, die Partitur der Undine.

So ist uns nichts von seiner Musik übrig geblieben als die Grimace Kreisler mit den verzerrten Geigenstreichen und Kapriolen.

Konnte Hoffmann nach jenem tückischen Brande noch an das Glück glauben? Und welchem Poeten kann die Schönheit kommen, wenn ihm der Glaube an's Glück entwichen ist, sei's auch nur das Glück des Schmerzes?

Armer, nächtlich gehetzter Hoffmann. Ein ursprünglich starker, muthiger, schöner Geist. Bis in die Nähe des Todes ging der Teufel nicht von seiner Seite; das Rückenmark war ihm ausgedorrt, nicht dem Teufel, sondern Hoffmann, und es mußte gebrannt werden. Unter den Schmerzen und dem Geruch dieser Operation rief er aus: Nun Teufel riechst du den Braten?!

Beiläufig bemerke ich, daß bei allen dämonischen Angelegenheiten die Nase eine Hauptrolle spielt.

11.

Die französischen Romantiker.

Diese guten Leute haben eine sehr gemischte Renomée bei uns: die Einen denken dabei an Schinderhans, an Casanova, an das blutschänderische Geschlecht der Borgia, an Skandal und Gräuel, die Andern an Shakespeare, an den sehnigen Hernani, die wunderbar reizende Esmeralda, an neue Kraft und Gewalt der Rede — diese französischen Schriftsteller sind wirklich Gegenstände des Hasses und der Liebe geworden. Die schonungslosen Klassiker, die keine Perspektive haben, nur baar und nackt das vorliegende Quantum, und in diesem das einzelne Wort nach festgestellten Regeln richten, sie rufen das Anathem aus über die Rotte

Korah, die Jüngeren dagegen, welche nur Blut und Drang, Muskel, Bewegung, Leben, Wechsel haben wollen, denen die Schönheit der Form, der Reiz stiller Verhältnisse und Maaße noch still und sprachlos in einem Winkel des Herzens ruhn, die sind entzückt von jenen Romantikern.

Ich möche einen Standpunkt der Beurtheilung finden, wo weder hingerichtet noch gekrönt würde, nicht Greveplatz noch Kapitol — eine geschichtliche Entwickelung giebt gewöhnlich den sichersten Weg an.

Nach der romanischen Zeit kam die romantische: die neuen Völker, das Christenthum, die aus jenen hervorgehenden Nationalitäten, die aus diesem sprießende neue Liebe bilden den Mittelpunkt. Und Frankreich war ein wichtiges Land dabei, was im Grunde allen vorausging, wenn das nun auch eine Erscheinung seyn mag, wofür die späteren Franzosen nicht können. Kurz, die verschiedenen Völkerelemente waren nun eben so gemischt, daß sich zwischen dem Var und der Maaß die ersten Volksdichtungen losrangen. Im Süden die Troubadour's mit den Liebeshöfen, das ächte Vorbild

französischer Kokettierie, denn dies ganze Treiben, all diese Poesie war eine gezierte Lüge, eine künstliche Farce, und eine Hauptader dieser Geburt ist den Franzosen durchweg geblieben, findet sich jetzt noch bei ihren so gräßlich wahren Schriftstellern. Die französischen Literaturperioden sind mehr oder minder Offenbarungen künstlicher Lüge. Damit hängt genau zusammen, daß gerade bei dieser Nation die Galanterie, die Diplomatie, die gute Gesellschaft erfunden ward.

Die Troubadour's verbreiteten sich durch das aquitanische Reich hinüber nach Spanien und auf der andern Seite nach Italien; sie gaben namentlich in Neapel den ersten Impuls zu Dichtungen. Damals war die provençalische Sprache so poetische Sprache wie das französische jetzt Umgangssprache ist. Erst nach ihr bildeten sich die einzelnen Dialekte in den Ländern aus, und besonders durch Dante wurde z. B. in Italien erst der florentinische zweifellos anerkannt.

Poetisch bedeutender waren im nördlichen Frankreich die Trouvèren: sie erfanden das, was wir

vorzugsweise Romantik nennen, und wovon beim Abschnitte „Roman“ breiter die Rede seyn wird, sie erfanden die Sagen vom Gral, vom König Arthur, die Fabliaux, den Roman von der Rose, aber diese Richtung wanderte zum großen Theile mit den Normannen nach England und die Vermischung mit Sachsen, brittischen und gälischen Resten schuf dort die Balladen, die schwerere, gewichtigere, englische Poesie.

In Frankreich selbst verflachte und verflüchtigte sich dieser Einfluß, wir finden später nichts als die gewöhnlichen Fastnachtsspiele, und alle Bestrebungen bedeutender Geister blieben im Grunde vereinzelt bis zu den Tagen Ludwigs XIV., wo sich die französische Klassik in all ihrer Grandezza entwickelt. Sich von dieser und den Konsequenzen derselben zu emancipiren war im Grunde das Streben der neuen romantischen Schule.

Man war damals in Paris übereingekommen, daß sich jedes künstlerische Werk, jede künstlerische That nicht bloß in den Alten spiegle, sondern eben so angezogen ginge. Es war Alles nur im Ver-

hältniß zu dem einst Gewesenen schön. Und auch dies war Lüge, war nichts als Convenienz, es schwebte eine so durchsichtige, man möchte sagen reizende Ironie über dem ganzen Wesen, daß kaum ein Wort der Bezeichnung für diese Zustände aufgefunden werden kann, der Cid, Achilleus, Britannikus ras'ten umher mit französischen Ideen und Allongeperücken, der klassische Beigeschmack, die aristotelische dreifache Einheit, welche sich im ganzen Aristoteles nicht findet, alle die künstlichen Schranken und Fesseln waren bloß da, um ein Pikantes herauszustellen gegen die völlige Zügellosigkeit in allen sonstigen Branchen des Pariser Lebens. Denn das Ungewöhnliche pikirt: in strenger Zeit das Leichtsinnige, Freie, in leichtsinniger Zeit das Strenge.

So komisch es uns erscheinen mag, an der Spitze der Corneille'schen Iphigenie und des Cid das stolze Wort Tragödie zu sehen, wo doch die ganze Angelegenheit glücklich und fidel zu Ende geht, wir müssen doch zugestehn, daß die Corneille'schen Sachen noch weniger nach Paris schmeckten

als die späteren; aber im Racine tritt diese befremdliche Ironie mit lachenden Augen heraus. Wahrlich, die Franzosen sind immer nur in ihren Komödien wahr gewesen, und selbst in ihrer Geschichte haben sie nur zuweilen ernsthafte Intentionen gehabt, weiter ist der Ernst niemals gegangen. So wichtig die Idee der Fronde war, dieser Kampf des Adels gegen den Despotismus, so scherzhaft, fastnachtsartig wurde sie betrieben, so fundamentalseriös die Revolution begann und sich in der blutigen Schreckenszeit offenbarte, nach Robespierres Tode siegte das Lustspiel schon wieder, das Direktorium war bereits eine Komödie, und Napoleon wendete Alles zu einer glänzenden Vorstellung, unter deren Flitter, Brillantfeuer und blendendem Strahle ganz Frankreich seine finstern republikanischen Träume vergaß.

Die ganze klassische Literatur war Unterhaltung und im Begünstigen derselben von Seiten des Despotismus liegt eine auffallende Idee der Nemesis; denn Corneille und Racine haben so gut wie Voltaire und Rousseau die Revolution vorbe-

reitet: alle die stolzen Römerideen, welche die geputzten Helden sprachen und welche man für ganz unschädlich hielt, weil die Sache eben nur Spaß war, wucherten fort, und wurden Terminologie; wir begegnen ihnen wieder im Jakobinerkloster, im Saale der Kordeliers, auf der Tribüne des Konvents. Alle die Spielereien wurden wichtig: wenn man von Verbannung eines guten Bürgers sprach, so durfte Aristides, bei der Freiheit durfte Brutus der jüngere, bei republikanischer Selbstverläugnung Brutus der ältere nicht fehlen, kein Frauenzimmer, das sich ausgezeichnet hatte, konnte ohne die Namen Clölia und Virginia genannt werden, Cornelius Nepos und Tacitus steuerten die Namen für den französisch poetischen Ausdruck. In den Sektionen zur Zeit des Schreckens finden wir all diese Namen wieder.

So verflicht sich blutiger Ernst mit den spaßhaften Gelüsten, es kann uns aber nicht entgehn, daß alles literarische Wesen Frankreichs ein gemachtes war, und ihre nach Rom schmeckende pathetische Beredsamkeit, ihre rhetorische Sprachbildung

erinnert uns noch heute lebhaft daran, wie ihre in Schrift und Wort sich äußernde Kultur aus jener Koketterie erwachsen sey, die von Ludwig XIV. datirt.

Diese Insinuationen dürfen übrigens nicht so ernsthaft genommen werden, daß alles sonstige Verdienst von ihnen erdrückt werden könnte, es kann sich selbst in der Koketterie viel Tüchtiges entwickeln, sie ist oft nur ein störendes Gewand.

Die Revolutionszeit hatte keine Zeit zum Schreiben, und unter der Kaiserherrschaft geschahen zu große Dinge, als daß die größten Buchstaben daneben hätten bestehen können. Napoleons Bülletins waren damals die französische Literatur, und wahrlich, in ihrer Großartigkeit waren sie eben so kokett nnd lügnerisch wie Racine's Tragödien, wie die ganze ernsthafte französische Literatur. Was sonst noch geschrieben wurde, das geschah im Dienste der gröbsten Lüge und der verdorrten, alten Formen. Der Herr Viennet und sein Gelichter borgten von Racine und Corneille Worte und Phrasen, und machten daraus ihre Paukenverse.

So war's eigentlich bis zur Restauration ein kümmerlich verstelltes Wesen mit der Poesie, und wenn man in die Tragödien japanesische Namen hineinsetzte, so konnten eben so gut die Japanesen solche Verse gemacht haben. Die leichtsinnigen Romane Crébillons, wie gesagt die Lustspiele und dem Aehnliches waren das einzige Unentstellte, was baar und klassisch Frankreich wiederspiegelte seit der Frau v. Pompadour.

Da kam die Restauration, das gehetzte Volk ruhte aus, man wollte alle Sünden abbüßen, auch die literarischen, die jungen Schriftsteller sahen sich nach fremder Literatur um, und fingen an, die baare Wirklichkeit, die baare Leidenschaft zu schildern, wie sie vor ihr Auge trat. Die alten Formen wurden weggeworfen, es begab sich das Ungeheure, daß selbst im Théatre français Aristoteles, der französische, nicht mehr respektirt wurde, und man ging nun noch einen gefährlichen Schritt weiter, um ja die Wahrheit nicht zu verfehlen und ja das Interesse zu wecken: man malte die Wirklichkeit in's Grelle, weil man Aufsehn erregen, um

jeden Preis Aufsehn erregen wollte. Wie früher mit der Lüge, so kokettirte man nun mit der Wahrheit oder richtiger mit der Wirklichkeit.

So entstand die romantische Schule: ihre Schüler nahmen Alles, was vor ihnen lag ohne Auswahl hin, es ist die Zeit der Egalitê, des Schreckens, des Blutvergießens in der Literatur Frankreichs, Victor Hugo ist der neue Danton und Eugène Sue der Marat.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese Schule mehr Energie entwickelt als die frühere französische, daß sie an Victor Hugo, Alexander Dumas, Balzac, Eugêne Sue, Vitet, der verkappten Dame Sands, Alfred de Vigne, Jules Janin, Paul de Kock, Charles Nodier ꝛc., bedeutende, kräftige Talente besitzt, aber man darf ihnen auch keinen Augenblick den schweren Vorwurf erlassen, daß sie mit wenig Ausnahmen — de Vigne, Vitet, Nodier — noch gar keinen höheren Geschmack bekunden, daß sie sich noch im Extrem der früheren Formellheit herumwälzen. Sie wissen offenbar nicht, oder wollen's nicht wissen, daß es nicht genug ist, wahr

zu sein, daß die Darstellung aus Wahrheit und Schönheit geboren werden müsse.

Die Aehnlichkeit dieser Autoren mit unsrer modernen Schreibart ist also nur eine aus dem Gröbsten gehauene, und der Skandal, die Geschmacksloſigkeit aller Art bei ihnen, das Ueberladne, Outrirte wird völlig von uns deprecirt.

Mit vieler Vorsicht müßten zum Zweck einer solchen Parallele einzelnes Schöne, bedeutsame Blitze herausgelesen werden: Alfred de Vigne's „Cinq-Mars,“ Hugos „Orientalen“ und die tief dringenden Blicke in vielen Einzelheiten, Janins „Jugendleben, und wie er Schriftsteller ward,“ von Balzac viel, viel geistreiche Aperçüs, von Nodier so manche kleine wunderhübsche Schilderung, die sogar eine Fähigkeit des Franzosen von ferne andeutet, humoristisch zu werden, wie „der Blaustrumpf“ und Aehnliches.

Gewöhnlich klagt man auch die Romantiker an, dreist und eigenmächtig mit der Sprache umzugehn, indessen wäre dies ein Fehler, welchen wir ihnen am Ersten vergeben, ja zum Verdienste

anrechnen könnten. Eine wirklich neue Wendung der Literatur bringt auch neue Sprache, und da die Franzosen nun einmal herabgestiegen sind aus den Salons in die Gassen und Winkel, so können sie wirklich nicht mehr in seidnen Hosen, Strümpfen und Schuhen gehn.

Und das ist ihnen wirklich sehr vortheilhaft. In ihrer Sprache war bereits Alles so zugeschnitten, ausgerechnet, daß man sie öde nennen durfte, denn öde ist eine Sprache, wenn sie keinen Wechsel, keine Phantasie hat. Die Phrase war nach allen Seiten hin fertig, und wenn neue Zustände und Ideen bezeichnet werden sollten, so hieß es: Das sagt der Franzose gar nicht.

Diesem majorennen Zustande haben die Romantiker ein Ende gemacht, die alte blasirte Sprache ist wieder verliebt durch sie geworden, sie trachtet wieder zu wachsen, und wahrlich, Victor Hugo hat ihr in seinen outrirten Stücken eine Spannkraft, eine Elasticität gegeben, wie man sie nimmer diesem Kompositum aus geselligen Hobelspänen, Biscuit, Gelächter und Klanglosigkeit zugetraut hätte.

Wenn man das Wort Romantik hört, so glaubt man auch immer dunkelrothe katholische Fahnen flattern zu sehn, und es haben sich darum wohl auch Einzelne die Mühe gegeben, christliche Tendenzen in diesen Autoren nachzuweisen, Chateaubriand, welcher eine Flasche Jordanwasser nach Frankreich gebracht hat, als den Vater dieser Söhne zu bezeichnen und in Victor Hugos Eifern gegen die Zerstörung mittelalterlicher Denkmale haben sie den ächten romantischen Finger Gottes zu sehen geglaubt.

Dergleichen Manifestationen sind indeß bei Franzosen nicht in solcher Ausdehnung aufzunehmen: es ist ihnen ein wirklicher, ächter Glaube an die Poesie gekommen im Gegensatze zur früheren rhetorischen Convenienz, darin besteht ihre Romantik: sie haben offenbar andere Empfängnißorgane; zu wünschen bleibt nur, daß die Ausdrucksweise sich allmählig der Schönheit theilhaftig mache, daß sie nicht mehr den Skandal der Wirklichkeit für die poetische Wahrheit halten mögen.

12.

Die fremden Sprachen.

Die bedeutenden Schriftsteller fremder Völker sind doch bereits so einheimisch bei uns, als gehörten sie zu unserm Wesen. Diese vermittelnde Stellung deutscher Nationalität ist hierbei sehr angenehm, jenes Medium, was uns den politischen Charakter raubt und den historischen anvertraut.

In neuerer Zeit ist mannigfach dafür und dawider geschrieben und geschimpft worden; aber die Nationalität ist eine Persönlichkeit, die sich bilden aber nicht verläugnen läßt. Es wird seine Früchte tragen, daß man uns unsre Thatlosigkeit vorgeworfen, denn falls wir auch den Fehler, welchen wir erkannt haben, nicht ablegen, so mildern wir

ihn doch, aber wir werden die Deutschen bleiben, welche die Reformation in Gang brachten und durch fremde Völker ausfechten ließen, welche das Pulver und die Presse erfunden haben, um im Kriege geschlagen zu werden und über die Preßfreiheit zu diskutiren. Es wird immer ein vergebliches Unternehmen bleiben, uns auf die alten Deutschen zu weisen, und ihre rothgelben Haare, ihre Energie, ihre Eichen, ihre Treue bei uns zu suchen. Die fränkischen Reiche, welche sie gegründet haben, sind mehr nach dem Westen gedrängt worden, das Christenthum, was bis in's Mark auf die Nationalitäten eingewirkt hat, ist in Deutschland ein ganz anderes geworden als sonstwo, wir sind mit slavischen und ähnlichen Völkerschaften mannigfach versetzt, andere Völker haben bessere Eichen, blondere Haare und eben so gute und treue Menschen als wir.

Das Schematisiren erleichtert, aber verwirrt auch oft die Erkenntniß. Unsre Eitelkeit ist neuerdings arg verletzt worden, man hat uns gestachelt mit Schimpfnamen, um durch die Scham unser

Blut in Bewegung zu setzen, man hat auf der andern Seite unsre Fehler gepriesen, um uns zu trösten. Was thun Eicheln, Sauerkraut und Treue in der Weltgeschichte? Das dürften wir einerseits fragen. Sie werden verspeis't. Was helfen künstliche Erregungen? Sie erzeugen um so größere Reaktion. Es war aber wol Beides nöthig, um uns durch Licht und Schatten über unsern wirklichen Standpunkt aufzuklären, nicht bloß Kenntniß ist Macht, auch Erkenntniß.

Es wird uns von wesentlichem Nutzen sein, wenn wir mit fremden Völkern in lebhaftem Verkehr bleiben, wenn wir übersetzen, Sprachen lernen, nachbilden, verarbeiten, wenn wir unser Medium in der Geschichte begreifen lernen. Man kann sein Vaterland lieben, und all seine Unarten mißbilligen; es würde mir sehr schmerzlich sein, wenn ich einmal nicht mehr Braunbier, Klöße, Sauerkraut und Treue um mich hätte, denn die alten Bänke auf unsern Jugendplätzen gehören zu unserm Herzen, aber ich werde nie über unsre Untugenden hinwegsehen, wenn ich uns neben

andern Völkern erblicke. Deshalb soll man es nicht scheuen, nein, man soll es suchen, andere Völker neben uns zu betrachten. Der Purismus ist ein Unglück. Die Worte „amüsiren," „charmant," „Ennui," „komfortable," „fashionable" sind nicht allein zu uns gekommen, sondern in Begleitung ihrer Begriffe. Unser Leben hat sich nicht allein und unabhängig entwickelt, eine solche Entwickelung giebt es in Europa nicht mehr — sollen wir neue Bezeichnungen abweisen, während wir doch die Zustände nicht abwehren mögen, welche durch sie ausgedrückt werden? Wie lächerlich. So lange wir nicht wie Dr. Francia ein abgeschlossenes Paraguay für zuträglich halten, können wir auch unsere Sprache nicht verschließen. Die Eremiten werden nicht mehr gepriesen, das Zeitalter, in dem wir leben, ist eins der Geselligkeit, man glaubt nicht mehr, daß sich der Mensch allein am besten bildet, und die Gesetze der Persönlichkeit wiederholen sich, ich habe es bereits gesagt, in den Nationalitäten.

Gestatten, befördern wir also den Verkehr mit

andern Nationen, kultiviren wir die Uebersetzungen, wenn wir unbefangen und klar über uns sind, so wird sich mannigfacher Nutzen daraus ergeben für unsre Literatur und für unser Volksleben. Denn die Rede, die Literatur ist die Seele des Volks, und der Staat ist das Kind unsrer Seele.

Unsre ganze Kultur ist das Ergebniß von Uebersetzungen: die übersetzten Juden, Griechen und Römer haben uns erschaffen. Es dürfte eine Frage Noth thun, ob sich die Philologie redlich und weise dieses Geschäfts entledigt habe, ob die Philologie aufrichtig in unsern modernen Spiegel hineinkuckt.

Die Philologie, die Kunst zu dollmetschen, war früher ein abgesonderter, zünftiger Stand, man nannte sie geradezu die Gelehrsamkeit. Heut zu Tage ist Sprachkenntniß so gewöhnlich worden, wie Essen und Trinken, ein Paar fremde Sprachen gehören zum Hausbedarf, und die Philologen retten sich nur noch mit der Entschuldigung, daß es nicht die klassischen Sprachen seien, welche gang und gäbe geworden. Das neue Uebersetzungs-

wesen hat aber an diesen anderen Objekten die Gesetze der Philologie flüssiger, koulanter gemacht, und man hat mit dieser kritischen Förderung ausgerüstet geradezu behauptet, die Philologie in der herkömmlichen Form habe die Entwickelung des Menschengeschlechts förmlich aufgehalten.

Das Thema ist eines näheren Einblicks werth.

Die sogenannte klassische Kunst und Wissenschaft in Griechenland und Rom war ein wesentlicher Bestandtheil, war Blüthe und Kern des damaligen Lebens. Die klassischen Zeiten und Völker gingen zu Grunde, neue Elemente, und darunter gewiß auch die lebendigsten, drangen mit den Barbaren in Jahrhunderte langen Völkerwanderungen herein, ihre rohe Kraft wurde durch's Christenthum gebrochen, und ihre Gesittung ward lange auf diesem Wege der christlichen Religion versucht. Das gelang in einem sehr unvollkommenen Grade, denn man brachte es mit geringen Ausnahmen nicht über eine christliche Barbarei hinaus. Endlich kam die Zeit des sogenannten Wiederauflebens der Wissenschaften, in Italien erhob sie sich

und ihr natürlicher und schöner Stützpunkt war die sogenannte klassische Kunst und Wissenschaft.

Was hätte aus der Welt werden können, wenn jener Wendepunkt der Weltgeschichte nicht konfiscirt worden wäre durch die Philologie; diese machte den Ausgangspunkt, die griechische Herrlichkeit, zu dem Alpha und Omega, nicht Fundament sollte sie sein, nach jener Lehrmeisterin, sondern Ganzes und Einziges.

Ich habe schon in der Einleitung des Ursprungs der Philologie gedacht: zu Alexandria in Aegypten ward sie geboren; als die griechische Produktion vorüber war, erfand man dort am überschwemmenden Nil die Reproduktion, und diese verdünnte sich bald zum bloßen Kritteln. Die Philologie war ursprünglich das Besprechen der schönen Künste und Wissenschaften, so wie immer das Besprechen losgeht, wenn die Schöpfung zu Ende ist. Von jener Zeit datiren sich die vielen unnützen Bücher in der Welt, und weil sie uns zufällig durch ihren Fehler manches Buch aus der Zerstörung gerettet hat, was sonst verloren

gegangen wäre, so sind wir geneigt worden, einen Fehler zur Tugend herauszuputzen. Diese Periode erlebte nun mit dem Erwachen der Wissenschaften, mit der Scholastik eine neue Auflage, denn bis dahin war sie lediglich von den dogmatischen und kirchlichen Untersuchungen in Beschlag genommen worden, so wie denn überhaupt die griechische Kunst, zerbrochen durch die ausgelebte griechische Nationalität, im Christenthume unterging. Die Griechen brachten den Himmel auf die Erde und genossen, die Christen arbeiteten daran, die Erde in den Himmel zu bringen, und entbehrten.

Die Philologie bemächtigte sich denn auch bei jenem Wiederaufleben des Aufganges neuer Kultur, und vertrocknete sie. Petrarca machte nicht wegen seiner nationalen Dichtungen, sondern wegen seiner lateinischen Verse Anspruch auf den Lorbeerkranz.

Die alte Bildung sollte eine neue erzeugen und fördern unter neuen, ganz andern Völkern, man sollte alten Samen in neuen Boden werfen. Statt dessen holte man Erdboden aus alten Staaten, legte klassische Gärtchen an, zog mit Mühe künst-

liche griechische und römische Früchtlein — das wurden die Gelehrsamkeitsoasen der zunächst hinter uns liegenden vier bis fünf Jahrhunderte.

Unglückselige Gelehrsamkeit, die so viele Generationen um besseres Glück betrogen hat. Sie hat das neue Lebenselement, das mit den östlichen Völkern nach Europa gekommen war, auf das Vehementeste und Ungeschickteste verkümmert. Statt mit der Classik den Anstoß zu originaler, natürlicher Bildung zu geben, welche aus dem innersten, wirklichen Boden herauswächst, hat sie einen Zwitterzustand der Volksthümlichkeiten erzeugt, an welchem wir heut noch laboriren.

Die neuere, ächtere und lebendigere Verbindung der Nationen durch ihre Sprachen und Literaturen wird es vielleicht erreichen, was jene Sprach- und Kulturkunst verfehlt hat: das wirklich Gemeinsame, Lebendige unter den Völkern zu einem allgemeinen Lebensquell der Bildung zu vereinigen. Die ungeschminkte, schamlose Natürlichkeit, welche sich noch vielfach in moderner Literatur ausspricht, ist jener erste Versuch der Verzweiflung, die Sünden

der hergebrachten Gelehrsamkeit und Künstlichkeit abzuwerfen und eine Bildung heraufzubeschwören aus dem ächten, innersten, wirklichen Leben der jetzigen Welt. Abwege, Grauen erregende Abwege, wie sie zum Theil die französische Romantik einschlägt, müssen verziehen werden, rings von Lüge umgeben, glaubt man die Wahrheit erst dann zu erkennen, wenn sie blutet und schreit.

Die Unterdrückung des Vandalismus, noch heute eine geläufige Redensart der Gelehrten, war das Verbrechen der Gelehrsamkeit, denn die Vandalen waren ein menschliches Volk, in welchem alle Fähigkeiten originaler Ausbildung ruhten, wie in jedem Volke. Die Gelehrsamkeit mit ihrem fratzenhaften, einseitigen Wesen hat unsre unnatürlichen Zustände, unsre verkünstelten, geistigen und moralischen Bedürfnisse erzeugt, und sie hat das Zeitalter der Revolutionen erzeugt und geschaffen, weil sie die folgerichtige Entwickelung der Völker gestört hat. Sie hat Europa verkehrt, und die Extreme geboren, denn es entstehen keine Extreme, wenn die Dinge naturgemäß wachsen. Es wurden Menschen gezogen, die

ihr ganzes Leben über nichts Interessanteres kannten als griechische und römische Partikeln, und wenn sie die Richter der Unterwelt nach ihren Thaten fragen, so werden sie von der feinen Distinktion des Optativ und Conjunctiv erzählen, worauf sie ihre Manneskraft verwendet.

Vernünftige Leute werden hinter diesen Dingen keine barbarischen Invektiven gegen alle gelehrte Bildung finden, wir erkennen und bewundern das Kulturgeheimniß der Sprachen, die Erinnerung an Griechenland mit seinen Staaten und Statuen, seinen Männern und Bildern, seiner Schönheit und Weisheit ist auch uns ein Hauptquell des Bildungstrostes, aber das trostlose rein philologische Element, der alte, akademische Plunder mit seinen Buchstabenlarven, die thatlose Wissenschaftlichkeit, die nicht mit der kleinsten Faser in unserm Leben wurzelt, scheint uns die ärgste Befehdung zu erheischen.

Und das rüstige Uebersetzen unsrer Tage dünkt uns eine lange Waffe dagegen. Wenn Bulwer griechisch geschrieben hätte, so würden zehn Kollegia

über ein Buch gelesen, und alle Jahre erschienen zehn Kommentare und Erklärungsversuche. Glücklicherweise sind seine Sachen englisch, und ihr Grobes und Feines wird binnen vier Wochen unser durch gute Uebersetzungen — das alte Frachtfuhrwerk der Philologie ist durch Chausséen, Eisenbahnen und sonstige neue Erfindungen an den Bettelstab gekommen. Die Natur ist bei solchen Gelegenheiten auch immer behilflich: seit einigen Jahren hat sie tödtlich aufgeräumt unter den Führern: Niebuhr ist gestorben, der rasche Reisig, der tüchtige Passow, der alte Schütz und Beck, der Grammatiker Buttmann, eine schmerzlich süße Bekanntschaft aus Tertia, Beier, Wellauer, in Frankreich Gail, Thurot, Lemaire; in der Schweiz Usteri.

Man wird mich nicht der abscheulichen Frivolität zeihen, daß ich diese wesentlichen Verluste mit einer Gattung von Freude anzeige — das sei fern; aber die Partei wird anders gestaltet, wenn sie allmählig der Führung entbehrt, sie entwickelt dann gewöhnlich mehr Individualitäten, und die

Individualität steht dem natürlichen, wirklichen Leben immer näher, als die Partei.

Eben so wenig möge man ein anderweitiges Zuviel herauslesen, und das Kind mit dem Bade verschütten: Bestrebungen in jedem Einzelnen sind oft sehr wichtig, und münden sich, wenn auch oft in tief verborgner Stille unter alten unscheinbaren Weiden in den großen Strom der Bildung und Förderniß — es galt das Obige nur einem Ultraismus, der vor Augen liegt, und in jedem nothwendigen Kampfe fällt wol Einer zu viel.

13.

Der Stil.

Das Wort kommt aus dem Griechischen und wird darum richtiger mit dem y geschrieben, wenn mich nicht alle klassischen Erinnerungen täuschen. Ich bemerke das, um nicht aller philologischen Achtung zu entbehren, stehe aber nicht dafür, daß irgend ein schlimmer Conrector mir deswegen einen Streich spielt. Man hat bei den Damen mehr Autorität mit den nöthigen Schulkenntnissen, und ich will deshalb ein Breiteres über das y sagen.

Es ist das Aschenbrödel unter den Buchstaben, es ist nicht modern, dies Ypsilon. Sogar die alte gute Lehre, des Hamletsche „sein oder nichtsein" zum Unterschiede von dem Besitzworte „sein" mit

dem y zu schreiben, ist in Vergessenheit gerathen. Ach, es ist eine böse, eine frivole Welt, nichts ist ihr heilig, nicht Klopstock, nicht das Ypsilon.

Das griechische Wort στυλος heißt der Griffel. Damit zeichnete man die Charaktere, und das ist auf die Schreibart übergegangen, wie man ja heute noch sagt: der Mann schreibt eine gute Hand, er führt eine gute Feder, er ist ein wackrer Pinsel.

Wer über den Stil spricht, muß Buffon kennen, und wer gebildet ist, der denkt bei diesen Worten nicht an die große Naturgeschichte mit den schön kolorirten wilden und zahmen Thieren, sondern an jenes schöne Wort: le style, c'est l'homme. Hierbei wird er ernsthaft, und prüft seine eigne Art zu sprechen und zu schreiben, damit er seinem Charakter nachgehen könne, welcher im Stile zu finden sein soll.

Es ist diese Untersuchung noch weiter getrieben worden, und man hat den Menschen aus seiner Handschrift herausblicken wollen. Der Charakter der Handschrift hat gewiß etwas mit dem Charak-

ter des Schreibers zu schaffen, denn auch die größere oder kleinere Geschicklichkeit, das Flüchtige oder Langsame, das Gleichmäßige oder Wechselnde der Handschrift geht mehr oder minder vom Charakter aus. Sind nicht Schillers langausschreitende Buchstaben ganz so wie seine weit greifenden Ideale, kann Chateaubriand anders als phantastisch unsicher schreiben wie er's thut, paßt nicht Delavignes zierliche Kaufmanns-Unterschrift völlig zu seinen ausgerechneten, abgezählten Jamben und anständigen, niedlichen Gedanken? Napoleon hatte keine Zeit zum Schreiben, — dawider kann selbst Herr Karl Adolf Menzel nichts einwenden, welcher ihn sonst nur „Wüthrich," „Hyäne" und bei sanfteren Regungen „Blutmensch" titulirt, — er schrieb also, nicht etwa Herr Menzel, sondern bloß Napoleon, ungleich, ungerade, kurz so, wie es ein Schreiblehrer „Hühnerfüßchen" nennen würde. Auch schrieb er selten Napoleon drunter, gewöhnlich nur Nap. oder N., kurz seine Blätter erwecken sogleich den Gedanken, der Mann habe im Stehen die Feder geführt, und bei jedem neuen Buchsta-

ben sei er im Begriff gewesen, weiter zu gehn, etwa nach Moskau oder nach Cairo.

Ist nun seine Handschrift nicht richtig? sein Stil ist er in leibhafter eigner Person, wie wir weiter unten sehen werden.

Eh' ich mich tiefer verwickele, schalt' ich die Bemerkung ein, daß ein industriöser Schullehrer, der sich für seine Lectionen im „deutschen Stil" nach Hilfsmitteln umsieht, weder diesen jetzigen Satz noch den obigen brauchen soll, wo Herr Carl Adolf Menzel neben Napoleon steht. Das heißt: nicht zu Mustersätzen, sonst wohl; sie sind nicht gegliedert genug, sie fallen nicht wie Kaskaden, sie sind auch anderseits nicht lang, verwickelt und athemreich genug, da einmal von Carl Adolf Menzels Geschichte der Deutschen und seiner Fortsetzung der Beckerschen Weltgeschichte die Rede ist.

Ein Mann im Schulamte muß einen Satz schreiben, vor dessen bloßer Natur der Schüler Respekt hat, der Anblick solches Satzes muß gleichen dem Anblicke eines Braunschweiger Frachtwagens: die Pferde keuchen, die Peitsche kreis't, die Räder

seufzen, die Ladung bauscht und thürmt sich so gefährlich, daß jeder Vorüberwandelnde zehn Schritt ausweicht — das ist der Stil eines entschlossenen Gelehrten aus dem achtzehnten Jahrhunderte, der Anno 1835 über deutschen Stil belehrt.

Wenn ich ihm sage, daß dies letzte Wort „belehrt“ durchaus ein Jambus sein müsse, um den Fall und Schluß des Satzes harmonisch zu machen, und daß ich nur deshalb den Spondäus „vorträgt“ nicht gebraucht habe, so hält er mich für einen Narren.

Der leichtsinnige, neuere Stil, das flipprige Satzwesen ist gar kein Stil — ich bin hierbei ganz ernsthaft, und werde mehr darüber sagen. Jetzt sind die Handschriften und Buffon zu erledigen.

Von Handschriften fällt mir gerade noch Müllners ein, die des Verstorbenen, Varnhagens, Karl Schalls, Heines und Theodor Hells, des Manns aus Dresden. Müllner schrieb eckig, hart, garstige Spitzen starrten wie Nägel aus den Buchstaben, der Verstorbene schreibt ungenirt, bald dick, bald dünn, hastig, mit entschlossener Willkühr, Varn-

hagen wie gestochen, sauber, fein, die Briefe sehn aus wie kleine Kunstwerke, Karl Schall hätte es auch gern so gemacht, aber er fiel dabei in's kleinlich Manierirte, seine Buchstaben waren mehr zipp als fein, das Format der Briefe sank bis in's unbrauchbare Sedez der Taschenbücher, aber zierlich, artig sahen sie doch aus, Heine streicht rasch mit leichter Feder über den Bogen, die Buchstaben sind von hübscher Raçe, einzelnes Ausgestrichne erinnert an das Künstliche seiner Schreibart, kleine verschwimmende Zeilen an das plötzliche Hereinfluthen des Genies, wozu der Brief nicht Zeit noch Raum hat; und Theodor Hell, der Mann, schreibt natürlich wie ein Theatersekretair, der seine Stelle nicht verlieren will. —

Und nun wieder von der Hand zum Stile: der Stil ist der Mensch selbst! sein eigenstes Wesen, seine ganz ihm allein gehörende Seele drückt sich aus in Folge und Stellung der Worte. Wir werden oft selbst überrascht durch unsre Rede, es ist ein geheimes, unbekanntes Etwas in uns, was sie gestaltet. Ist nicht Jeder schon einmal an ein

verborgenes, geisterhaftes Wesen erinnert worden, was in ihm zuweilen schalte, ihn dränge, ihn zurückhalte? Nun, dies Wesen, was die hypochondrischen Historiker Dämonen nennen, das meldet sich am deutlichsten, wenn wir sprechen und schreiben, es ist ein Regent in unserm Stil. Der Stil ist unser geistiges Blut, was wir nicht verläugnen können: statt der bloßen Unterschrift in den Pässen sollte man verdächtige Leute wie Schriftsteller, Handwerksburschen, Schauspieler, Vagabonden, Pferdehändler rc. einen Satz niederschreiben lassen von eigner Construktion. Daran können sie ewig erkannt werden: man kann den Blick des Auges eben so wenig verläugnen als den Stil.

Der Stil ist wie das Gesicht: es giebt doch viele Millionen Menschen, aber jeder hat ein anderes Gesicht, und selbst die einander ähnlichsten besitzen charakteristische Verschiedenheiten, kurz dasselbe wiederholt sich nicht. Und eben so ist es mit dem Stil: er ist das Kulturgesicht.

So hängt der Stil auch genau mit den Nationalitäten und geschichtlichen Zuständen zusammen.

Die Nationalität ist die erweiterte Persönlichkeit, oder umgekehrt: unsre Persönlichkeit in civilisirten Staaten ist ein Abdruck, ein Mikrokosmos unsrer ganzen Volksgattung, und darum hat denn auch jede Nation ihren besonderen Stil. Die geschichtliche Entwickelung des Volks giebt ihm die mannigfaltigen Modifikationen von Farbe und Gestalt, so daß es zu einer wichtigen Geschichtsaufgabe gemacht werden kann, die Schreibart der Völker aus ihren Physiognomieen und Schicksalen zu erklären, und Physiognomie und Schicksal aus ihrer Schreibart.

Die Griechen hatten ihr Leben nach den mannigfaltigsten Richtungen durchgebildet, wir finden also auch bei ihnen den mannigfaltigsten Stil, ihr Wesen war so durchgefurcht, von Schönheit geläutert, daß sie nirgends mehr eine störende Persönlichkeit mitbrachten, sondern unbefangen vor den Stoff traten und ihn seinem innersten Charakter gemäß behandelten. So schreibt Xenophon den Zug der Zehntausend einfach, ohne Schmuck, die Begebenheiten folgen sich ohne störendes Dazwischen-

treten des Verfassers so natürlich, ungekünstelt und doch voll wahren, thatsächlichen Lebens, wie das bei einer Kriegsexpedition nur immer der Fall sein kann; im Thucydides, dem Historiker, häufen sich alle die vielfältigen Staatsgedanken, das komplicirte Interesse eines Staatenverbandes, welcher sich der Auflösung naht, und seine Tausend Lebensfragen nach allen Richtungen berührt, sein Stil ist gefüllter, schwerer, seine Reden befangen den Leser mit mannigfachen Anfängen, Rücksichten, Perspektiven; im Plato breitet sich der ganze Gedankensonnenschein Griechenlands aus, der Stil ist fein, spielend mit den schwersten Gegenständen, wirft Ballon mit den größten Felsblöcken menschlicher Ideen und nimmt dabei noch ein graziöse Stellung ein.

Anders, ärmer ist das schon mit den Römern: sie haben im Grunde nur zwei ächte, nationale Stilarten, die übrigen sind Nachbildung. Der erste und eigentlich römische ist der Memoirenstil der Feldzüge von Cäsar. Diese Commentarien, worin besonders seine gallischen Eroberungen in der

dritten Person erzählt werden, sind eben so rastlos, furchtlos, unaufhaltsam, tapfer wie der Römer selbst. Kein müssig Wort, keine griechische Redseligkeit, keine asiatische Ausbreitung: wie er die Legion geschlossen in's Treffen führte, so leitet er den Satz mit seinen Faktis über alle störenden Gedankenspitzen hinweg zu einem schnellen, völligen Siege. In Cäsars Commentarien liegt der römische Charakter in seiner glänzendsten Einseitigkeit, und Cäsar war nicht nur der erste und ächteste römische Kaiser, sondern auch der erste und ächteste römische Schriftsteller.

Das wird uns öfter in der Geschichte begegnen: der wirkliche Kaiser seiner Nation ist auch in geistiger Hinsicht Hauptausdruck derselben: Karl der Große, Alfred, Friedrich der Zweite von Hohenstauffen, Napoleon waren nicht bloß die ersten Schwerter ihrer Völker, Napoleon verstand es zum Beispiel auch am Besten, seine Siege zu beschreiben, er erfand dazu die Bülletins.

Die zweite Manifestation im Römerthume ist schon gemischter, und beruht nicht so sehr im

Ursprünglichen des Romanismus als im Gewordenen desselben. Cicero ist ihr Repräsentant, der juristische Rednerstil ihr Ausdruck. Das ganze Allmählige einer formellen Staatsbildung, ich möchte sagen alle sich abstufenden Municipalstellen ruhen in diesem gehäuften, aufbauenden Stile, alles Erbtheil der zerblätternden griechischen Philosophien späterer Zeit, alle Advocatenarroganz mit dreisten Winkeln und pomphaftem Schwulste stellt sich dar im Ciceronianischen Stile.

Also ebenfalls römische Geschichte, nur nicht die schönste. Aber just dieser ist mit der Juristerei und der schwatzhaften Gelehrsamkeit vererbt worden.

Nicht Livius, der lateinische Thucydides, aber vielleicht Sallust und Tacitus dürften bei dieser Eintheilung vermißt werden. Indessen prägt sich doch in Sallust's dunklen, verlangsamen Sätzen nichts Klares, Bestimmtes aus, so interessant seine Schreibart manchmal erscheinen kann: ein völlig entschiedener Stil ist es doch nicht, und der abrupte, nach alter Republik schmeckende Tacitus mit seinen körnigen Andeutungen und schwarzen Schatten ge-

hört dem Wesentlichen nach doch in die Cäsarsche Schreibart. Nur das Aeußerliche widerspricht dieser Einordnung.

Und auch in seinem Stile liegt der ganze römische Zustand unter den ersten Kaisern. Alte Gedanken, Anschauungen und Worte aus der stolzen, eisernen Römerzeit, gezückte Waffen, denen man ansieht, sie sind bloß theatralisch gezückt und werden niemals zum Stoßen und Tödten gebraucht. Das ist Rom unter Domitian; die stolzen Worte des Tacitus verrathen selbst, was sie nicht verrathen wollen, darin liegt das Geheimnißvolle, das Dämonische des Stils. Denn Tacitus hatte wie Johannes von Müller, mit welchem er in der Schreibart so oft verglichen worden ist, nur Muth zu verhüllten, geschriebenen Worten, er war als Schattensenator so artig und geschmeidig gegen den despotischen Herrn wie unser kleiner gepuderter Johannes, welcher den unschädlichen Schweizern bäumende Dinge in den Mund legte.

Mit den alten Staaten hört auch der Stil auf; er ist die Blume einer vollendeten Bildung. Wir

müssen also bei Betrachtung desselben alsbald bis zu den romanischen Staaten herabgehn, nachdem sie endlich die alte, adlige römische Mutter völlig verstoßen und sich aus lauter Parvenüs eine neue Familie gebildet hatten.

Alle Sprachen blühen in Poesie auf, sie stammen aus dem Boden und aus den Herzen, die Völker haben immer erst Lieder, ehe sie zur Prosa kommen, die Prosa ist das gesetzte Alter, sie entsteht erst wenn alle Kräfte reif und ausgebildet sind. Darum giebt es so viel Nationalpoesie und so wenig Nationalprosa, denn hundert Nationen vegetiren, verkümmern, gehen unter, ohne zur Prosareife zu kommen. Der Ausdruck prosaisch ist nicht mehr auszurotten, aber er ist aus jenem jugendlichen Irrthume entstanden, der Reiz des Lebens und der Völker sei verschwunden, wenn die Lieder und die Jugend ein Ende nähmen — die Prosa hat nicht minder ihre Schönheit, das ist der Stil, und sie ist keineswegs der Gegensatz von Poesie, so wenig wie der Mann Gegensatz ist vom Jünglinge, und das Weib vom Mädchen.

Die moderne Prosa unsrer Zeit soll dies exemplarisch beweisen.

In den romanischen Sprachen nun bildeten sich vorzugsweise die Vokale heraus; dies hat den Klang befördert, die Entwickelung der Prosa aber gestört, denn die Prosa lebt und webt in Mannigfaltigkeit, der Gleichklang, der Reim ist ihr nachtheilig, und wo die Vokale, deren Zahl gegen die Konsonanten sehr gering ist, vorherrschen, da hat sie große Schwierigkeiten zu überwinden. Gerade weil das Italienische und Spanische so wohlklingend sind durch die Vokale, gerade darum ist die Ausbildung der italienischen und spanischen Prosa aufgehalten worden. Namentlich die italienische, welche durch sonstige Nationalität und die entschiedene Gesangsrichtung ganz einseitig und für die Rede verweichlicht worden ist. Die spanische Sprache ist schon bedeckter, und wenn sich in Spanien ein mannigfaltigeres Staatsleben ausbildet, so ist es wol möglich, daß auch eine Prosa entsteht, ein Stil, welcher neue Reize entwickelt. Denn wenn die Prosa ein schöner Ausdruck der Kultur ist, dann

wird sie auch durch eine Sprache gewinnen, welche an sich so wohl klingt, und dann ist die jetzige historische Erscheinung keine Nothwendigkeit, daß just die am schwersten zu bewältigenden Sprachen, die englische, französische und deutsche für den Stil ausgebildet werden.

Unsere eigne Sprache kann in einer Beziehung nie übertroffen werden: sie ist eine Ursprache, und unerschöpflich wie die Bildung selbst, sie allein garantirt uns schon eine noch unbeschreibliche Ausbildung, denn es ist noch gar kein Zeichen da, daß sie einmal fertig werde. Sogar, was ihr so oft zum Vorwurfe gemacht wird, ihre Neigung, von der Fremde aufzunehmen, deutet auf eine unendlich breite Bestimmung der Sprache.

Aber wir können doch nicht in Abrede stellen, daß sie dem Wohlklange mit tausend rauhen Armen widerstrebt. Hören wir nur einmal unbefangen auf all das Zischen und Poltern, auf die unfügsamen Härten unsers Ausdrucks, dann werden wir das Lächeln des Südländers, wenn er uns hört, nicht mehr arrogant finden. Als die deutsche Oper

in Paris den Freischütz gab, da ist bei den deutschen Worten „Täuscht das Licht des Mond's mich nicht" immer ein allgemeiner Ruf des Erstaunens über diese harte Sprache durch das Haus geflogen, und man hat mühsam in allen Winkeln die barbarischen Laute nachgeflüstert. Das thaten Franzosen, welche doch wahrlich keine Sprache von höherem Wohlklang haben. Ist nun auch zuzugeben, daß jene „Kindischen" Worte ungebührlich plump sind, so kann uns doch der Vorfall erinnern, wie viel in unserer Sprache abzuschleifen ist.

Trotz dem kann vorzugsweise nur von Deutschland die Rede sein, wenn der Stil in Frage kommt.

Die Engländer haben schon in ihrer Sprache die Bestimmung zur Industrie verrathen, sie haben genommen, was sich eben darbot, um auszudrücken: Lateinisch, Französisch, Deutsch, und sie schreiben eben auch noch, wie just der Gedanke am Deutlichsten und Schnellsten wiedergegeben wird. Wer englisch versteht, kann auch englisch schreiben, jede

Subjektivität ist gestattet, was nicht grammatisch fehlerhaft ist, das ist auch englisch. Darin sind sie der baare Gegensatz von den Franzosen: Manches läßt sich im Französischen gar nicht ausdrücken, weil es die Konvenienz der Sprache nicht gestattet. Wir Deutsche haben darin unzweifelhaft die rechte Mitte: eine Form der Erscheinung achten wir für nothwendig, wenn wir auch diese Form weit ausdehnen. Darum sind wir das Land des Stils, während die Engländer eigentlich gar keinen Stil haben.

Die Franzosen bilden sich natürlich ein, die vollkommenste Sprache zu haben, weil zufällig unsre jetzige Gesellschaft von ihnen stammt, und ihr also die französische Sprache die homogenste ist. Aber man muß sehr befangen sein, wenn man das Quikende dieser Sprache nicht mehr hört, wenn man nicht mehr bemerkt, daß sie ihre Armuth, ihre Schwächen nur mit großer Geschicklichkeit verdeckt. Man schlage das nächste französische Buch auf, und sehe diese immerwährenden é's, de's, diese ganze geflickte Herrlichkeit, welche von allem

wirklichen Wohlklange so entfernt ist, man höre diese kleinen, unharmonischen Sätze klappern, wie eine Musik, die nur ganze Noten besitzt.

Dabei aber brauchen wir doch nicht zu läugnen, daß die Franzosen einen Hauptanstoß gegeben haben, unsern Stil in Deutschland ein Wenig zu befreien. Wir hatten einen lateinischen Stil, übersetzte Schulprogramme der alten Rectoren. Lessing, dieser vortreffliche Mann tüchtiger Besonnenheit, schrieb zuerst einen modernen, markigen Stil, Goethe sänftigte und verschönte die Härten und Kürzen desselben; aber in das allgemeine Schreiben kam noch keine durchgreifende Umgestaltung. Die Journale und neuen Schriftsteller haben sie durchgesetzt, und man darf jetzt den lateinischen und den noch schlimmern Kanzlei-Stil für gestürzt erachten.

Die Sprache der Journale ist uns aber aus Frankreich gekommen, ihr ganzes Wesen mit allen Vortheilen und Nachtheilen haben wir den Franzosen zu danken. Die Engländer haben die Zeitungen erfunden wie die Constitutionen und die Franzosen haben sie propagandirt.

Dieser Journalstil soll aber unserer Diction eine Kur sein, nicht mehr, nicht minder, und auf dem Punkte dieser Frage sind wir jetzt mit unserm Stile angekommen; unsere junge Schriftstellerwelt scheint sich damit begnügen zu wollen, daß die kleinen, einzelnen Gedanken kurz und einzeln ausgedrückt werden. Dadurch wird die Verständlichkeit allerdings befördert, in einzelnen abgeschlossenen Figuren stellt sich die Folge der Ideen dar, die Gedanken sind einzeln gruppirt, nicht wie sonst in chaotischer Masse durcheinander geworfen, man bedarf nicht mehr eines überladenen Gedächtnisses, jeder Vermittelungssatz präsentirt sich dem Auge und Geiste selbstständig.

Dieser Durchgang war nöthig, aber wir dürfen uns nicht läugnen, daß dieser Verständlichkeit am Ende alle Schönheit geopfert wird: die Sätze fallen kahl und platt neben einander heraus wie Holzscheite, aller harmonische Rhythmus, alle melodische Gliederung geht verloren, — wir büßen allen Stil ein, und mit ihm ein Wesentliches und nicht das Schlechteste unsrer Nationalität. Ist es denn unsrer

Zeit entgangen, daß der Stil, das Wogen der Worte ein esoterisches Geheimniß birgt, was dem Geheimniß eines ganzen Gesichtes gleicht? Einzelne Züge regen diese oder jene Thätigkeit unsrer Empfindung oder unsres Verstandes an, eben so einzelne, kurze Sätze der Sprache, aber die ganze Physiognomie, der eigentliche Stil überkommt uns mit all den verborgenen Andeutungen eines ausgebildeten Antlitzes. Erst im Stile ruht jener höhere Reiz der Sprache, welcher sich gleich dem der Schönheit nicht so ohne Weiteres definiren läßt. Einzelne Sätze bringen wol Gedanken und Begriffe, der Stil aber bringt den Menschen, und darum ist es auch der Stil, welcher das Denken im Ganzen und Großen, das Empfinden im Mannigfaltigen anregt, welcher Geist und Seele erweitert.

Nicht die alte Manier soll wieder gebracht werden, wo der Schriftsteller eine halbe Stunde über dem Satze schrieb, und wenn er ausruhte, keinen Punkt machte, sondern Richtscheit und Winkelmaaß anlegte, die fortregierenden Präpositionen von der vorhergehenden Seite suchte, und eine neue

schwierige Fortsetzung ersann, wo ein fleißiger Autor des Tags zwei Sätze schrieb, wo das Lesen eine Uebersetzung war, nein, jener unbeholfene Anfang des Stils soll hinter uns bleiben, wie eine Drangperiode, aber die Befreiung der zusammengeketteten Gedanken soll nicht zur zerrißenen, schlotternden Anarchie der Sätze ausarten. Dem Journale bleibe der kurzgeschürzte Gang, denn das Plötzliche, das Einzelne ist sein Leben, aber dem Stile im höheren Sinne des Wortes werde der Zauber vereinigter Wort- und Satzinteressen vindicirt.

Das wird sich auch mit der wandelnden, wechselnden Geschichte finden — noch niemals war die Schriftstellerei so nächstes Ergebniß derselben als in den letzten Jahren, man schrieb auf dem Markte und für den Markt; da gab es keine Zeit zum beschaulichen Lesen, da dachten die Skribenten, was sie anbringen wollten, das müßte blitzschnell geschehn, die Leute dürften durch nichts behindert werden, die Hauptgedanken sogleich und ganz und allein zu sehn, man schrieb Wirthshausschilder.

Und für diese giebt es freilich keinen Stil der Art, wie er hier besprochen wird.

Aber die Hast der Geschichte geht vorüber: das augenblickliche Einwirken weicht weiter dem tiefen und schönen Eindrucke, welchen der Schriftsteller erstrebt, und es steht zu verhoffen, daß die nackten Lebenselemente Form und Gewand erhalten werden. Sie mögen und sollen ihre Individualität behalten, diese soll sich nur zu einer Schönheit ausbilden, welche mit allgemeinen Normen Verbindungspunkte findet.

Das ist ja der große Reiz unsrer Sprache, daß sie sich auf so tausendfache Weise offenbart. Die Franzosen haben eine Schreibart, wer sie nicht versteht, schreibt nicht französisch. Zehn Schriftsteller schreiben bei uns auf zehnfache Weise, und alle zehn schreiben gutes und schönes Deutsch. Darum haben wir außer gut und schlecht so viel Adjektiva für den Stil: Heine schreibt glänzend, Rumohr eben, Menzel brennend und so weiter.

— Wenn im Vorstehenden vom alten Stile die Rede ist, so gehört eigentlich seit der Goethisch-

Schillerschen Zeit kein bedeutender Mann in diese Kategorie. Herder, der wackere mit dem großen Menschheitsherzen, streift daran, aber er gehört nicht dazu. Sein Stil ist nicht sowohl schwierig, gehäuft, lateinisch, als schleppend, ohne Halt, ohne Form. Wielands Prosa ist zu porzellanartig, zu gekünstelt nach griechischen Mustern, Schillers zu pomphaft. Wenn Schiller aber nicht in diesen Fehler geräth, dann ist er auch in der Prosa gewandt, belebt, leicht geformt und tüchtig. Aber komisch genug, Friedrich Schlegel, Zugführer aus einer der letzten Phasen unsrer Literatur, renommirt unter einer gewissen Elite aus dem Anfange unsers Jahrhunderts als eleganter Stilist, ward in seinen letzten Schriften, vor Allem in seinen „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" über die Maaßen gethürmt, schwülstig, unschön. Dieses Buch ist merkwürdig genug in vielen Partieen ein Dokument schwerfälligen, ungeschickten Stils, und erinnert lebhaft an die Bemerkung, welche oft vernachlässigt wird: Je reiner, unbefangener das Wort aus dem Manne springt, je reifer,

ausgebildeter der Stoff in ihm ist, desto vollendeter wird der Stil. Friedrich Schlegel bildete sich wol in manche Zustände hinein, in denen er eigentlich niemals recht heimisch wurde, aus der Verwirrung seiner falsch und richtig befriedigten Bedürfnisse wuchs sein künstlicher, verworrener Stil; er galt für den Periodenbauer; aber so viel die neue Journalistenschreibart noch Füllung, Wechsel, Schönheit braucht, so wenig darf doch auch dies störsame Schlegelsche Satzgerüst mit seinen ekelhaften Dehnungen und unmelodischen Renkungen wieder aufkommen.

Es ist natürlich nur von dem sterbenden Schlegel hier die Rede, welcher zu Wien unweit den Kapuzinern wohnte, und die Lucinde abbüßte. In seiner Jugend schrieb er anders, und eine gewisse Jugend braucht der Stil ewig für Gang und Kolorit.

14.

Wolfgang Menzel.

Das Morgenblatt hat seit vielen Jahren durch die unabläſſige Bemühung des Hauſes Cotta immer einen sehr erfreulichen Mittelpunkt deutscher Journaliſtik abgegeben. In einer Zeit, wo Deutschland noch weniger als jetzt die Macht der Journale würdigte, wo die noch lebenden Notabilitäten unſrer Schriftſtellerei wenig Notiz von ihnen nahmen, war der verſtorbene Hofrath Müllner im Beſitz des Literaturblattes zum Morgenblatte und würgte mit einer Art von Blutdurſt. Nicht nach Geſetzen, ſondern nach Willkühr, oder doch nach Geſetzen, welche ein öder Advokatenkopf erdacht, die eine magre Juriſtenhand aus dürren Ruthen

zusammengeflochten hatte, Müllner war ein einseitiger, unduldsamer, inhumaner Mann, der mit einer geschickten Rhetorik den Mangel an Poesie bedeckte, durch den glücklichen Erfolg seiner fürchterlichen „Schuld“ verwöhnt war, und auf eine vandalische Weise mit dem verfuhr, was seinen mangelhaften Sympathieen nicht zusagte. Diese Wirthschaft setzte er später in seinem Mitternachtsblatte fort, und es war ein allgemeines Aufathmen, als er in seinem Kettenhund-Grimme zu Weissenfels in der Provinz Sachsen verstarb. Der Marat der deutschen Literatur war mit ihm gestorben.

Ich habe zuweilen von einem „sächsischen Protestantismus“ gesprochen, und ich muß dieses Ausdruckes hier gedenken, denn die sächsische Poesie, welche die zwanziger Jahre wie ein schwindsüchtiger Zustand bewegte, hängt damit zusammen. Nur die beschränktesten Leute können übrigens in solchen Ausdrücken eine Beleidigung des Landes finden, was eben bezeichnet wird, und es hängt oft so sehr vom Zufälligen ab, was für eine Manifestation sich grade besonders geltend macht, daß man

nichts thörichteres thun kann, als solche einseitige Bezeichnungen für erschöpfend oder gar für süffisant auszugeben und anzusehen. Die Abendzeitung, das prüde, zippe Tugendwesen der sächsischen Moral, die leipziger Magister, der Hofrath Müllner drängen sich aber wirklich zu einer Figur zusammen, wenn das Auge auf dies graue Blatt unsrer Geschichte fällt, und sie sind gewiß durch mancherlei Fäden verbunden.

Schon in der letzten Zeit war Müllner in seinem verbissenen Wesen unmächtig geworden, und auch seine Partei sank zu Boden, diese waren aber die eigentlichen Recensenten Deutschlands, welche wie dreiste Dorfhunde den Vorübereilenden die Hose zerreißen, ohne jemals nach Antlitz und Auge des Wanderers zu sehen, jene Recensenten, die nur nagen, zerren, an den Einzelnheiten herumbeißen, ohne Terrain zu ordnen, zu schaffen. Ihr Gekläff verhallte.

Wolfgang Menzel bemächtigte sich allmählig jenes Stuttgarter Literaturblatts, und lös'te noch einige Batterieen gegen jene Müllnerschen Nach-

zügler. Er haßte und haßt Müllner mit Leidenschaft, und drückt dies oft leidenschaftlich genug aus. Indeß ist es nicht der Sieg über jene Partei, welcher ihm einen mit Recht geachteten Namen erworben hat. Er brachte Müllner'sche Keckheit und weitere, edlere Absichten mit sich auf den kritischen Sessel, und er ist jenen griechischen Heroen zu vergleichen, welche mit tödtlicher schwerer Faust über die Ungethüme und schädlichen Thiere des Landes herfielen, die alten, faulen Stämme des Waldes ausrissen, und das Land der Luft und Sonne zugänglich rodeten. Er hat unsere Literatur urbar gemacht, er hat die Faselei mit Spott hinausgejagt, hat den Impuls gegeben, die Götzenbilder zu zertrümmern, er hat den Kampf gegen die lähmenden Autoritäten mit Kraft und Geschick begonnen. Das ist aber in Deutschland ein wichtiges historisches Verdienst, denn die Autoritäten sind unsere Krankheit, unsere Götzen, in deren Fesseln wir schmachten. Es ist noch gar nicht lange her, daß die kühnste Forschung aufhörte, wenn sie nur an den ersten Buchstaben eines Namens wie Klop-

stock oder Goethe stieß, und ein berühmter Professor war heiliger, denn ein Bramine zu Delhi; ja wir waren glücklich wie die indischen Fakirs, wenn wir im Staube hinankriechen und ihm den Schuh küssen konnten. Unser literarischer Respekt war noch größer als unser politischer.

Wolfgang Menzel hat ferner eine größere Produktivität, Uebersichtlichkeit in die Kritik gebracht, er hat die Literatur hineingestoßen in den Markt des Lebens, hat sie unter die Menschen genöthigt, er hat die alten vermoderten Fetzen aus den Hörsälen herausgeworfen auf die Plätze, damit alle Welt erkenne, sie seyen wurmstichig; wir haben ihn oft wie einen Feldherrn im Pulverdampfe, eingehüllt in akademischem Staub gesehen, welchen er aufgescheucht aus dem alten Plunder. Wolfgang Menzel hat das Verdienst eines Heroen, der das Land aus dem Groben kultivirt.

Aber ein Land bleibt nicht immer im Groben, und die Heroen sind nur eine Zeitlang nöthig; wenn Perseus mit der Keule und dem Medusenhaupte zur Zeit des Perikles hinaufgestiegen wäre

auf die Akropolis Athens, es wäre ein wunderlicher Anblick gewesen. Eine stete Heroenthätigkeit reißt auch die gesunden, nöthigen Bäume aus; wer seine Thätigkeit nicht ändert, wird unpassend thätig, jeder neue Tag verlangt eine neue, und die Erfindung der Mode war ein tiefes historisches Bedürfniß. Ich bin der Meinung, Menzel sey schon seit einigen Jahren stehen geblieben, und es sey an der Zeit, polemisch gegen diesen Hauptstrom deutscher Kritik aufzutreten.

An die Stelle Müllner'scher Willkührlichkeiten brachte er fertige, zugeschlossene Kategorieen; in diesen Kategorieen war ein Quantum mystischer Theologie, kräftiger patriotischer Geschichte, lyrisch anfänglicher, phantastisch allegorischer Poesie. Nach diesen Kategorieen richtet er Alles, es mag gewachsen seyn, woraus es will, und ein kräftiger Patriotismus diktirt ihm die Worte, belebt und beseelt sie, es mag die Rede seyn vom Drama oder von der Geographie. Courage ist das Hauptwort, Courage muß Alles haben, turnen muß Alles können, heroische Kraft muß Alles an den Tag legen, auch

der Liebhaber, wenn er vor seinem Mädchen auf den Knieen liegt, wenn ihn die Geliebte nicht erhören will, so muß er mit Donnerwettern drein schlagen, sonst ist er ein Schwächling.

Ich verkenne vielleicht weniger als viele Andere, wie nöthig grade diese Richtung, diese materielle Richtung für ein gesellschaftlich so muthloses Volk ist als das unsere, es ist meines Herzens innerste Meinung, daß Wolfgang Menzel die größten Verdienste um ethische Ausbildung unserer jungen Generation hat; besäßen wir ein Pantheon, ich würde seine Büste hineinsetzen und eine Eichenkrone auf sein Haupt drücken, er ist mir theurer als hundert professionirte Pädagogen. Löwengebrüll stärkt die Nerven, wenn es auch das musikalische Gefühl nicht bildet. Aber es fehlen in diesen Kategorieen zwei Dinge, ohne welche alle ästhetische Kritik nichts Dauerndes erhält: es fehlt die Spekulation und der Sinn für Form, der Schönheitssinn, und es ist ein Beisatz in Wolfgang Menzel, welcher ewig lebensgefährlich bleiben wird für alle höhere Kultur, das ist der Fanatismus.

Menzel ist eingekeilt in seine Kategorieen, und darin liegt die Nothwendigkeit, altmodisch zu werden, es klingt jetzt schon veraltet, wenn er dieselben Dinge über Jakob Böhme, über den Rationalismus sagt, die wir so oft gehört, es entsetzt uns der Fanatismus, wenn er wie ein Zelot zu Baronius Zeiten einen Theologen von oben bis unten mit Koth besudelt, und dann noch einmal von unten bis oben, weil der Mann über die Transsubstantiation anders denkt als Menzel. Dieses schulmeisterische Rechthaben, was um den Preis der Wildheit den Indifferentismus vermeiden will, ist nur darum etwas weiter als Müllner, weil es aus edlerem Herzen kommt, aber in der Weise ist es keine bessere Kultur.

Ein Kritiker, dessen System keine Prospektive hat, kann für ein Land ein Unglück werden, wenn er sich Einfluß und Glaubwürdigkeit errungen, denn er erkennt keinen Embryo, keine Knospe, er zertritt die Zukunft. Ein Kritiker, der nicht spekulirt, ist ein Mensch, der nicht wächst, eine Kritiker ohne Schönheitssinn ist ein Karrikaturenmaler. Und

Menzel findet gewiß immer das Liebenswürdige aus den Dingen, aber das Schöne sieht er nicht. Er ist ein Patriot, aber kein Aesthetiker; auf die Aesthetik ist er gerathen, weil man eine Zeitlang auf nichts anders gerathen konnte, wenn man laut sprechen wollte. Dahin gehört sein krasses Urtheil über Goethe, womit er unsre Jugend ansteckte, die vor allen Dingen recht brav seyn will, und von der Poesie auch was Braves und Wackres verlangt. Aber dies Urtheil über Goethe, womit er uns ansteckte, wird leider Menzel ewig bleiben, es ist leider sein ganz und gar und ehrlich über und über, weil er für die ruhige Schönheit Goethes nie einen glücklichen Blick, viel weniger ein stetiges Auge hat. Es ist in Menzel nur ein gewisses musikalisches Gefühl der Schönheit, daher seine Vorliebe für Tieck, Schiller, Jean Paul, daher seine Vorliebe für Romantik, wenn sie nicht zu duftig wird, und wenn ihn seine Derbheit nicht in den Nacken schlägt, seine Vorliebe für Mystik, für die breit klingende Lyrik, für den Rhythmus der Sprache, für Rhetorik und was da hineinschlägt, z. B. die Allegorie.

Die reine, plastische Form ist seinem Wesen völligfremd, die schweigsame Schönheit findet keinen Weg zu ihm, und es ist eben ein Uebelstand, daß er dabei gerade so zuversichtlich urtheilt, als wo er kompetent ist, wie in Sachen des Witzes und Humors. Das Thema der Rhetorik, die ihm analog seiner lyrischen Vorliebe so gefährlich ist, führt ihn oft zu dem Glauben, er beurtheile die Form, während er nur die Farbe der Form, nämlich die Redform vor Augen hat. Daraus und aus seiner Vorliebe für Mystik sprießt seine preisende Beurtheilung all der deklamatorischen, phantastischen und allegorischen Gedichte, wo man ein einfaches Ding durch drei Brillen sieht. Seine eigne poetische Thätigkeit im „Rübezahl“ und namentlich im „Narciß“ neigt sich ebenfalls zu dieser allegorischen, sogenannten Poesie, die nichts als eine vervollkommnete und versteckte Rhetorik ist. Statt des einfachen Gedankens wird eine dreifache Verhüllung gegeben, und wenn mit Mühe der Gedanke herausgeschält ist, so hat man die Poesie genossen. Gedanke und Form wirklicher Poesie sind aber untrennbar.

Dies rhetorische Verhältniß ist nun just der Punkt, wo die Menzelsche Richtung mit der geschmähten Müllnerschen zusammentrifft, nicht bloß weil auch die Müllnersche Muse eine rhetorische, weil die „Schuld“ ein Wortgebäude war, auch in der Auffassung der zu beurtheilenden Objekte begegnen sie sich nur zu oft: es wird diese oder jene Aeußerlichkeit eines Buchs aufgefaßt und mit dialektischer Geschicklichkeit nach allen Seiten gewendet, es wird rhetorisirt. —

Aber Menzel ist eine so wichtige Figur, daß eine Konception seiner Existenz in größeren Verhältnissen gesucht werden darf. Wir sind immer zwei Drittheile von dem, wozu uns Zeitumstände und natürliche Anlagen machen, wenn das Glück gut ist, sind wir der übrige Rest selber.

Menzel ist in Waldenburg, einem kleinen Bergstädtchen Schlesiens, aufgewachsen, wo Steinkohlen aus der Erde gegraben, und auf einem renommirten Markte Leinwand verkauft wird. Er hat die schwarzen Bergknappen, die langen, blassen Gebirgsweber mit ihrer Arbeit, die hochgeschürzten „Mad=

la's" aus den meilenlangen Dörfern jener dunkelblauen Berglehnen, die sich nach dem eigentlichen Stamme des Riesengebirges zu aufschichten, er hat die stille Natur mannigfachen Reizes in früher Jugend gesehn. Und sie ist nicht leicht stiller, verlangsamer als dort hinter den runden, sanften Bergen Salzbrunns und Altwassers, wo Waldenburg seine Buben herausschickt zum Drachenfliegen und zu sonstiger Lustbarkeit. Ein romantisches Element ist dort früh in dem kleinen Wolfgang geweckt worden, unter welchem Namen er noch jetzt bei den älteren Frauen des Städtchens bekannt ist. Aber ein derbes bürgerliches Geschäft der Eltern, derbes Streben, Geld und Gut zu erwerben, zeitigte auf der andern Seite ein anderes handfestes Wesen. Es gab da nicht viel sentimentale Redensarten, und als Wolfgang später für ein Buch 100 Louisdor erhalten und es triumphirend den Seinigen mitgetheilt hatte, da ward ihm vornehm und schonungslos erwidert: es sey schlimm, wenn das Bücherschreiben nicht mehr bringe, ein einziger tüchtiger Viehverkauf sey viel mehr werth —

In Breslau ging Menzel auf's Gymnasium, damals war jene Stadt noch mit finstern, steinernen Thoren verschlossen, die nicht viel niedriger waren als die hohen Häuser, und um nichts weiter als die engen Straßen der slavisch deutschen Grenzstadt. Unter den zum Theil wilden Genossen, wie sie namentlich Oberschlesien sendet, entwickelte sich früh ein hart und fest vollendetes Wesen, und Mißfälligkeiten veranlaßten den jungen Menschen, auf eigne Faust das Gymnasium zu verlassen. Ich glaube, er ist damals nach Berlin gegangen; später finden wir ihn als ernsthaften, aber nicht eben so enthaltsamen deutschen Burschen, wie es eigentlich die ascetischen Grundsätze der langhaarigen Söhne Tuiskons verlangten, zu Heidelberg wieder. Die Turn- und Studentenzeit wird bewegt, Schelling und Görres blühen, Daub, Kreuzer lesen, ein vergrimmtes, nach andern Zuständen verlangendes Oppositionselement webt in der Jugend, und Menzel begegnet uns nach mancherlei Stürmen, in der Schweiz als Pädagoge, bei den „Europäischen Blättern“ beschäftigt, seine „Deutsche Geschichte,“

seine „Streckverse" schreibend. Es war eine Sturm- und Drang-Periode, das Leben war zu erkämpfen nach allen Seiten, die Staatswelt verhieß ihm nichts als nothwendige Entsagung, die sittliche Welt war durcheinander geworfen, mannigfacher Zorn lag in den Winkeln seines Herzens, als er nach Jahren langer Mitarbeitung am Literaturblatte des Morgenblattes endlich nach Stuttgart kam, seine „deutsche Literatur" herausgab, und die Redaktion jenes Blattes selbst antrat.

Ein hartes, thatdurstiges Wesen war in ihm, und die Unnatur unsrer Zeit drängte ihn auf's Schreiben, von seinen scharfen Wünschen sah er nirgends eine Erfüllung vor sich, und das Herbe streckte seine Ranken weiter und weiter durch sein Inneres. Der Grimm, mit welchem er über die Literaturmisére herfiel, galt im Grunde nicht blos den armen Schriftstellern und den blassen Schriftstellerinnen, über welche er eine ungalante Ochsenpeitsche schwang, er galt all den schwierigen Zuständen eines neuen Jahrhunderts, dessen er sich nur in Einzelnheiten bemächtigt hatte, dessen wirk-

liches Leben ihm vielfach verhaßt war, da er mit einer Nebenkohorte die Bahn betreten hatte, mit einer Kohorte, die Christenthum, altes Bürgerthum, verjährtes Recht, verjährte Poesie wollte. Menzel stammt keineswegs mit ganzem Leibe aus dem neuen Jahrhunderte, und viele Consequenzen desselben hat er nur zufällig getheilt, weil er ein lebendiger, frischer Mann ist, ein Mann der Gesundheit, dessen ächtes, kräftiges Naturell sich gern einem straffen Oppositionselemente anschließt.

So fühlt er alle Schmerzen der Zeit und theilt nur die geringsten ihrer Hoffnungen, er fühlt es, daß tiefere Interessen Noth thun, daß Staat und höheres Leben ohne Religion nicht zusammengehalten werden können, aber er fühlt es auch, daß er als Einzelner sich der Zeit nicht bemächtigen kann, er sieht die jungen Kriegsvölker, welche sich früher um seine Fahne schaarten, andern, neuen Panieren folgen, neue Schlachtfelder suchen, die ihm fremd sind, und die er eigensinnig sich fremd erhalten will, weil sie keine seiner alten Sympathieen wecken, wohl aber Antipathieen. So wird die

Herbheit seines Wesens immer größer, er fühlt noch nicht den Muth des Alters, die tolle Jugend anzugreifen, er schweigt grollend, er wiederholt immer entrüsteter die alte, platte Litanei von Goethes Immoralität, er wird ein verdrießlicher Bürger.

Gutzkow hat sehr geistreich definirt, daß Menzel der grillenhafte Stifter eines Tiers parti wird, daß er den Philistern „die Pfeife stopft,“ ihnen zum Feierabendvergnügen den Werther „niederträchtig“ nennt, und die neue Welt die Spekulationen mit wilden Schimpfworten verhaßt macht. Menzels Princip sey in einen „Terrorismus der Tugend ausgeartet, wie weiland Max Robespierre's,“ und diese Tugend sey ein „kalter schroffer Stoicismus, der sich zwar keine Ausschweifungen versagt hat, aber daran nur ging, als an das thierisch Gedankenlose.“

Und diese Männer haben Jahre lang nebeneinander gekämpft! So rollt die Welt, so wachsen die Gedanken! O, wenn ein Mann in unsrer Literatur daran erinnert, daß zwischen Indifferentismus und Fanatismus die Bildung liege, so ist

es Menzel, weil er mit all seinen Heldenfähigkeiten dennoch diesen Weg nicht gefunden hat, und wenn einer daran erinnert, daß eine dauernde Verbindung strebender Geister unmöglich sey, so ist er es leider ebenfalls. Einsam steht er mit altem, rostigem, schartigem Schwerte an der Heerstraße und schlägt nieder, was ihm nicht gefällt vom vorübergehenden Gesindel, gegen die Höhen aber, wo die früheren Kameraden fürbaß eilen, stößt er donnernde Flüche aus, um so heftigere Flüche, je mehr er alte geliebte Waffen und alte geschmähte Waffen an ihrem Leibe sieht.

Wahrlich, seine Erscheinung weckt jenen tragischen Gedanken, welcher so manchen braven Mann in Tod und Verzweiflung getrieben hat, den Gedanken, die Weltentwicklung sey Gesetzen unterworfen, deren wir in alle Ewigkeit nicht Herrn würden, die Welt und der Gedanke sey so manigfach wie ein Schauspiel, und wir seyen alle Opfer eines tugendhaften Irrthums, wenn wir uns seiner Ausrechnung zu bemeistern gedächten.

Darum sollen wir auch in solchen Gestalten

die unerforschliche Gottheit ehren, und sie nicht antasten mit rohen Händen. Menzel, der Fanatiker, wäre nur mit Fanatismus zu unterdrücken, und man soll nicht die schwer treffenden Fehler seiner Waffen an ihm selbst erproben, wie wollen ihn halten wie einen alten knurrigen Hausvater, welcher die Invasionen des Landes mit durchgemacht hat, und jetzt unwirsch, unverträglich ist, weil er sein Ausgedinghäuschen vor sich sieht. Es kommen Stunden, wo er von seiner Jugend erzählt und das Keifen vergißt, diese Stunden sucht ihm zu erwecken, und hört manchem guten Rathe, den er geben kann, wo seine Starrheit nicht in's Spiel kommt, aufmerksam zu.

15.

Jean Paul.

Der Stil ist mehr als ein blos Aeußerliches, wie die Gesichtszüge, der Gang, die Art zu reden mehr sind als Zufälligkieten; er ist die koncentrirte Erscheinung eines mannigfaltigen Menschen, und namentlich das Dokument, wie weit sich dieser zur Einheit, nun Befriedetsein herausgebildet hat.

Das ist vorauszuschicken, wenn etwas scheinbar Einseitiges über Jean Paul gesagt werden soll, über dies mit dem innersten Herzen so rücksichtslos geliebte Kind unserer Literatur. Noch ist es in Deutschland höchst gefährlich, mit einem leisen Worte des Tadels an Jean Paul zu treten. Man nimmt sich in Acht wie in einer Familie, welche

ein liebenswürdiges Söhnchen besitzt, an dem alle Augen hängen. Es hat kleine Unarten, aber der Hausfreund wagt den Zorn Aller, wenn er sie rügen will.

So schön, so nöthig die Pietät eines Volks für seine Heroen ist, denn in einer gewissen Bewunderung liegen tausend Keime zu neuen bewundernswerthen Thaten, so vielfach kann doch eine blinde Pietät den Fortschritt aufhalten. Ein Volk, das keine Heroen zu lieben, zu verherrlichen weiß, gehört in die Barbarei, ein Volk, das sie verhätschelt, hemmt seinen Kulturgang.

Die Klage ist laut, alt und weit verbreitet, daß wir in Deutschland obenein unsre besten Männer darben ließen, daß wir wie die Kirche uns nur um todte Heilige kümmerten, aber trotz der neuen, hieraus erwachsenden Bedenklichkeiten soll — denke ich, — nicht geschont werden. Wir rühmen uns täglich, das objektivste, unbefangenste Volk zu seyn — nun denn, so ermuntern wir uns auch zu dem Muthe, unsre besten Geister rücksichtslos zu besprechen.

Es gibt eine Art der Schriftstellerei, die solcher energischen Intention doppelt gefährlich ist, eine Art Schriftstellerei, welche die Kritik meisthin auf lange Zeit befängt: das ist die jener Männer, welche ihr Herzblut auf das Papier schrieben und mit ihren unmittelbarsten und innigsten Gedanken und Empfindungen dem Leser nahe treten. Gefühl besticht das Gefühl, Blut bewegt das Blut, und was mit uns am Verwandtsten ist, was uns am Nächsten liegt, trifft uns am Ersten. Die Einwirkung der Kunst ist langsamer, wenn auch tiefer, der sanguinische Mensch erobert schneller als der besonnene und geläuterte. Nur allmählig brach sich Goethe Bahn. Aber Schiller ward von seinem Auftritte herein jubelnd empfangen. Selten, unendlich selten sind die Fälle, daß ein begabter Autor Beides verbindet, daß er die schnellste, größte Popularität gewinnt und den höchsten Anforderungen der Kunst Genüge leistet, selten sind die welthistorischen Beweger.

Aber dies Voreilige unsrer Sympathieen gebiert die größten, wenn auch die schönsten Irrthümer.

Mit gewaltigem Widerstreben haben wir es anfänglich hingenommeu, daß Schiller ein geringerer Künstler sei als Goethe, wir mochten uns nicht trennen von dem Lieblinge unsrer Jugend, der alle die brausenden Wogen unsers frühsten Enthusiasmus erregt, der uns mit seinen schlagenden, schönen Worten bis in's Innerste getroffen hatte. Friedrich Schiller hatte all den schlummernden Gedanken und Affekten der Deutschen Worte geliehen, er war aus der Mitte des deutschen Herzens gewachsen, er war der deutsche Dichter, den unsre Seelen begehrten; wie wir denn immer das für das Beste halten, was unausgesprochen in uns gelegen, was uns bekannt ist. Auch der Geist hat seinen Nepotismus. Wir mochten nicht daran glauben, daß es etwas Höheres geben könne, als diese oder jene einseitige Wahrheit mit siegreichen Worten auszusprechen, weil wir nicht wußten, was uns plötzlicher, heftiger ergreifen könne; wir schalten die Goetheaner kühle, herzlose Personen, weil wir nur Augen für das Einzelne, Hervorragende hatten, nicht aber für das Erschöpfende,

was seiner Natur nach weniger blendend auftreten konnte. Es kam noch obenein die Zeit hinzu, wo alle Größen nach ihren patriotischen Aeußerungen und Gesinnungen bemessen wurden, wir hielten uns fester und fester an den Freiheitsapostel Marquis Posa und seine Brüder, kurz an die Gesinnung und den Gedanken des Dichters im Einzelnen; es kamen die Sammlungen schöner Stellen auf für Stammbücher, die Chrestomathieen, und Schiller und Jean Paul gaben die reichste Ausbeute.

Allmählig sind wir stiller und anders geworden, und das Maaß der Kunst hat wieder Eingang gewonnen in die Sachen der Kunst, und die Deutschen werden sich mehr und mehr schweigend dem geschichtlichen Urtheile fügen, daß Goethe ein größerer Schriftsteller gewesen. Das Schiller-Goethesche Donnerwetter ist vorübergedonnert wie ein tolles Gewitter, fern am Horizonte grollen noch einzelne Schläge, wenn man die Namen ausspricht. Es war viel Unnützes am Streite, aber er war nicht so thöricht und unwesentlich wie man ihn zuweilen darstellt, es war wirklich ein Kampf

unserer nationalen Sympathieen mit dem weiteren, höheren Wesen der Kunst, die beiden Namen begegneten sich wirklich in leibhafter Person auf dem Felde des Gedichts und Dramas, und der Name Friedrich Schiller wird auch trotz dem immer breiter werdenden Siege des großen Freundes ein deutscher Volksheld bleiben, der Name unsres Jünglingsherzens.

Das sind alte Kampfgedanken, die heute schon wenig auffallen. Aber wenn ich sage, wozu ich Schiller und Goethe hier auf's Tapet gebracht, wenn ich mit dem Worte heraustrete, daß ich als ästhetischer Kritiker an Jean Paul mäckeln und aussetzen will, da springen noch heute die meisten deutschen Leser von ihren Stühlen auf. Die guten Leute! wie kann man sie lieben deshalb für ihre Liebe und Treue! Ihr ganzes Herz hängt noch an der schönen Seele Jean Pauls, unsers bravsten Mannes, er ist ihre innigste Liebe, und wer leidet's denn, wenn dieser nachgesagt wird, sie habe nicht so schön ausgesehn, als unser Herz geglaubt. Das ist ja jenes große Räthsel, daß die meiste Liebe

etwas Bornirtes und Fanatisches hat; wenn wir's zu lösen wüßten, dann fiele die stete Grenze aller Bildung, und die Welt würde noch einmal so groß.

Und doch muß ich gegen Jean Paul schreiben, und ich lieb ihn so herzlich wie Ihr, habe mit ihm geweint, gezürnt, geschwärmt, gerungen. O, man kann Vater und Mutter lieben, und ihre Fehler besprechen, thut nicht zu gefährlich mit Euren Nerven und glaubt's, und man kann auch mit Thränen in den Augen tadeln.

Es sind hier zum Theil jene ästethischen Lebenspunkte zu berühren, welche bereits in dem Artikel „Wolfgang Menzel" angedeutet wurden, denn diese Hauptrichtung unsrer heutigen Kritik hob mit Hintansetzung der Form die Gesinnung des Schriftstellers hervor. Schiller, Jean Paul, Tieck sind die Helden Menzels, und bei diesem letzteren waren es zufällige Sympathieen, welche ihn zu jenen Männern trefflicher Intentionen stellten. Diese Vorliebe Menzels für Gedanken, Gesinnungen, Material im Gegensatze zur Form hat sich bei

einer neuern Revüe der Romane, welche er hielt, wieder auf's Klarste herausgestellt. Er fragt die Verfasser vorwurfsvoll, warum sie nicht hier oder da die Gelegenheit benutzt hätten, über staatliche oder religiöse Verhältnisse zu sprechen, dies oder jenes Unterrichtende anzubringen — der Stoff und das Nützliche ist ihm auch beim Kunstwerke die Hauptsache, aber ob dieses oder jenes historische Ereigniß, diese oder jene Abschweifung in Form und Wesenheit des Kunstwerks passe, ob eine künstlerische Form vorhanden sei, das beachtet er nicht.

Und diese Art zu urtheilen ist bei uns national, die Kunst selbst, die Schönheit ist noch immer eine Magd, welche häusliche Geschäfte verstehen muß, und wie viel tiefe Geheimnisse menschlicher Kultur liegen nicht in bloßer Form und Schönheit, in der Kunst. Sie ist eine diamantene Brücke zu Gottes Schooß. „Ob denn Gott was anders will, als daß sich die Tugend in die reine Kunst verwandle, daß man nämlich nach den Gesetzen einer himmlischen Harmonie die Glieder des Geistes mit

leichtem Enthusiasmus rege," und „die Schönheit erkennen in allem Geschaffenen und sich ihrer freuen, das ist Weisheit und fromm" sagte vor Kurzem ein Weib in Goethescher Liebe, und ich glaube es waren kostbare Worte.

Bei jenen deutschen Zuständen aber, Schriftsteller zu empfangen, wo man nichts anderes als die Ansprüche an einen Freund und braven Menschen mitbrachte, mußte Jean Paul der schrankenlos gelobte Autor werden, welcher er geworden ist.

Es wird mir so schwer, zur eigentlichen Sache zu schreiten, wie man einem geliebten Wesen nur mit Widerstreben hierin oder darin Unrecht giebt. Ich liebe Jean Paul wie eine alte Geliebte, ich bin mit seinem Titan im himmlischen Liebesweh durch alle Welten geflogen, ich habe mit ihm seine heißesten Thränen geweint, ich könnte mich dem edelsten, liebenswerthesten Manne noch heute kindlich in den Schooß werfen, wie einem Religionsstifter, an den ich glaubte, wie einem Halbgotte, an dem ich hinaufsähe. Aber ich möchte, etwa den „Katzenberger" ausgenommen, kein einziges seiner

Bücher formerfüllt, schön nennen. Die Form als Ganzes und Großes ist überkünstelt, durch tausend Schnörkel und Nebenbauten überladen, die Form im Einzelnen ist ein fortlaufender Schwulst, ein langdarmiger Stil zum Entsetzen. Der zweite Gedanke springt dem ersten auf die Schulter, der dritte dem zweiten, der vierte dem dritten, der fünfte dem vierten, und aus jedem wachsen vier, fünf Nebenarme heraus, und so baut sich nach allen Dimensionen die Mißgestalt. Es ist immer einer schöner als der andere, Jean Paul denkt wie ein Engel, aber er schreibt durchaus nicht wie ein Engel, und so gewaltig der Flug seines Herzens ist, so schwunglos sind seine Sätze. Da ist kein Fall, kein Rhythmus, keine gefällige Bewegung, hölzern stellen sich die Satzglieder neben einander, kriechen unter sich herum, bleiben ewig am Boden. Die Erscheinung seiner Gedanken ist der baare Gegensatz seiner Gedanken selbst; denn diese gehen auf, gehen nieder und kreisen in allen Sphären. Dieser sein Unstil reicht kaum für seine trockenen, launigen Partieen hin, wo sein Humor bürgerlich

und bescheiden ist, und darum ist Jean Paul Alles eher als ein schriftstellerisches Muster. Schiller's Nachahmer wurden eintönig und langweilig, Jean Paul's Nachahmer werden fürchterlich.

Seine Erziehung, all seine kleinen, verwickelt kümmerlichen Verhältnisse mögen viel beigetragen haben zu seiner verwickelten, unschönen Form. Er brachte es erst spät im Leben zu einem freien Wohlsein, das Leben genirte ihn, statt ihn zu heben. Und es geht damit wie mit den geselligen Manieren: ist man ihrer nicht ganz Herr, sind sie Einem nicht vollkommen geläufig, dann geniren sie sogar, statt unsern Ausdruck zu unterstützen, wie es im gegentheiligen Falle geschieht, und dann werden sie Manier. In dem stillen Wunsidel ward er am 21. März geboren mit dem Frühlinge, er wuchs auf in kleinen Verhältnissen und sah wenig Schönheit, er ward eine Lerche, die ohne Regel singt. In Jodiz, wo er später wohnte, muß er stumm auf der Ofenbank sitzen, hinaus darf er nicht, um sich auszuschreien, sprechen darf er nicht, denn sie haben bloß die einzige,

große Winterstube, und der Vater schreibt Predigten ab, in seinem kleinen regsamen Kopfe häufen sich also von früh auf die Dinge, und wenn sie dann einmal zum Vorschein kommen, so überstürzen sie sich in hastiger, unschöner Eile.

Mit dieser Definition ist es allerdings nicht so dogmatisch gemeint, es ist nur eine halb ernsthafte Andeutung, wie er zu seinem Stile gekommen sein könnte.

Unter den neuesten Nachahmern zeichnet sich durch philosophische Gelehrsamkeit Siegismund Wiese aus. Er hat bereits zwei Romane, „Theodor" hieß der erste, „Herrmann" der zweite, herausgegeben, und er ist so eifrig für seine philosophisch Jean Paulsche Manier, daß er dem Buchhändler den Druck bezahlt, um diese Bücher zu propagandiren. Die langen Sätze Jean Pauls sind in kleine Scheite Holz zerhackt, und dessen tiefe, unergründliche Liebe ist ein zierliches, zieriges System geworden. Dabei darf nicht geläugnet werden, daß der Verfasser zarter, inniger Empfindung fähig ist, denn es ist nicht anzunehmen, daß auch diese

gemacht sei, wie alles Andere in diesen Kalender-Büchern. Ziererei, Unnatur findet sich nun in dieser Nachahmung auf jeder Seite, ein geschraubtes, ungesundes Wesen in jedem Satze, eine bis zur Karrikatur ausgerenkte Form. Die Leute können nicht guten Morgen sagen ohne den Morgenstern und sämmtliche Heerschaaren und die Empfindung an sich, und nicht guten Abend ohne den Hesperus und den Durchgang durch die zu sich kommende Idee der Weltgeschichte. Philosophische Schulfuchserei, überreizte Empfindung.

Wir haben die Zeit gehabt, wo der Roman gemißbraucht wurde zu philosophischen Systemen, Julius und Euagoras von Fries, Woldemar von Jacobi und ähnliche haben sein reiches Wesen auszudörren getrachtet, weil die Deutschen immer mehr oder weniger der Meinung waren, eine philosophische, lehrsame Idee sei viel mehr als ein Roman, aber die Zeit ist Gott sei Dank vorüber. Wir glauben es jetzt größten Theils, daß im vollen, reichen Leben, welches die Kunst beherrscht und ordnet, mehr Weisheit liegt, als in solchen

philosophischen Kunststückchen, und daß vor allen Dingen die Schönheit mehr sei als ein Gelüst, was man an müßigen Sonntagen befriedigen könne.

Es muß also für einen traurigen Rückschritt erachtet werden, dergleichen Schulromane zu schreiben.

Wenn die Schönheit nachgeahmt wird, so kann immer noch eine erträgliche Kopie zur Welt kommen; aber die nachgeahmte Manier giebt ein ästhetisches Unglück. Und leider haben durch ihre auffallende Originalität E. T. A. Hoffmann und Jean Paul am Meisten zur Nachahmung gereizt. Ueber Herrn Wiese und Aehnliche kann man nur höchst ungern hart sprechen, denn es sind unsre besten Gemüther, welche auf solche Abwege gerathen, aber es muß geschehen, um abzuschrecken. Die Fähigkeiten seines Herzens, welche in dem Romane nicht zu verkennen sind, bewältigen vielleicht doch noch die Fähigkeiten seines Gedächtnisses, welche ihm so nachtheilig sind.

16.

v. Woltmann.

Es ist zu mehreren Malen in diesen Blätern von jenem Manne die Rede. Aber das geschieht immer nebenbei, und es scheint mir von Wichtigkeit, noch eine kleine Skizze von ihm zu entwerfen, da er in so manchen Fehlern und Vorzügen mit der modernen Zeit korrespondirt, welche hier in den mannigfachsten Schattirungen bewegt werden soll.

Carl Ludwig v. Woltmann ward 1770 im Oldenburgschen geboren, und studirte in Göttingen, der Universität, welche allen Richtungen eine gewisse, diplomatische Tournüre gab. Zierlich, elegant von Jugend auf schoß denn auch Woltmann hier ein Steinchen nach dem andern an, um

Geschichte, Poesie und Welt zu einer Arabesken-figur auszubilden, an welcher unsre Kritiker immer irr' geworden sind. Wegen seiner wiedersprechenden Eigenschaften und Manieren haben die Leute Woltmann bei Seite geschoben: er war ihnen zu wenig Historiker, zu wenig Poet, zu wenig Diplomat, als daß man ihm hätte einen bestimmten Ehrenplatz ausfinden können. Er war in dieser Vereinigung von Schwächen, Anlagen, Intentionen, glänzenden Vorzügen ein Vorläufer moderner Gestalten, er ahnte und fühlte die Poesie der Geschichte, aber Zeit und flüchtiges Temperament gestatteten ihm nicht durchgreifendes Studium, durchgreifende, durchgearbeitete Darstellung genug. Er ahnte und fühlte den Zauber der Form, den Reiz modischer, neuster Erscheinung, er empfand, daß wechselnde Zustände nicht aus Zufälligkeit wechselten, daß ein wahrer, schöner Lebenstrieb auf dem Grunde läge, er erkannte deßhalb eher als tausend Andre die Aechtheit Goethescher Muse, aber es gelang ihm nicht, sich des Kerns für eigne Schöpfung wirklich zu bemächtigen. Er hatte kein Glück.

Die englische Physiognomie, welche Hannover trägt, leitet natürlich die Aufmerksamkeit strebender beweglicher Geister auf englische Zustände. Britannien das stolze, das freie, bildete damals jene welthistorische Opposition gegen die aufbäumende, wilde französische Freiheit, der früher radikale Burke ward für die Regierung gewonnen, und hielt jene durch ganz Europa pulsirenden Reden, deren Donnerkeile aus Wahrheit und Sophistik, aus künstlich erregter Parteileidenschaft, und tiefer historischer Umsicht zusammengesetzt und mit dem urkräftigen, schlagenden Worte ausgerüstet waren.

Dies Konvolut von revolutionärer Antirrevolution, von freier Beschränkung und beschränkter Freiheit fiel ein befruchtendes Samenkorn in Woltmanns Seele. Sein Schönheits- und Gerechtigkeitsgefühl erregte ihm Eckel vor den Jakobinern, seine Sympathie mit großen Umgestaltungen, sein poetisches Wohlgefallen an imponirenden historischen Persönlichkeiten erzeugte seine Vorliebe für Bonaparte. Woltmann ist einer der wenigen Historiker, welche dem Giganten Frankreichs ohne

Vorurtheil und mit einem hoffnungsreichen Behagen zuschauten, das sie sich selbst nicht immer eingestanden.

Zu diesem historischen Fundamente kamen seine poetischen Träume, kamen all jene halben Farben, welche sich in einer gebärenden Zeit so leicht und gewöhnlich über eine humane Civilisation breiten — man sucht die ganzen, entscheidenden Urtheile zu vermeiden, zu schattiren, um nicht einem voreiligen Fanatismus zu verfallen, man spricht Nein mit dem Verstande und sagt Ja mit dem Herzen.

Aus solchen Konflikten entspringen die weichen, ausbiegenden, gefälligen, schwachen, interessanten Figuren, denen der entschlossene, einseitige Charakter fehlt. Die gemischte Schriftstellerei, zusammengesetzt aus historischen Sympathieen und schöngeistigen Gelüsten, die gefällige, schmeichelnde Diplomatie der Wissenschaft entsteht daraus, welche nicht den Muth hat, völlig neu zu sein und zu furchtsam und umsichtig ist, das Alte gänzlich zu verläugnen.

Es werden Viele aus solcher Bezeichnung nur

Nachtheiliges für den charakterisirten Mann lesen, aber es liegt ein wichtiges Civilisationsmoment in diesen Mittelfiguren. Sie fördern und hemmen mit sanfter, humaner Hand wie sie sich selbst gefördert und gehemmt fühlten, sie lassen weder den Geist allein, den ein Gedanke besticht, noch das Herz allein, welches von einer Erscheinung unterjocht wird, fortstürmen, sie bilden, während die Helden der Weltgeschichte schaffen.

Mit diesen Vorstellungen können wir Woltmann betrachten, da er Privatdocent in Göttingen wird, historische Kollegia lies't, nach Jena geht. Er hat Lust zur Freiheit und Selbstständigkeit, aber sie muß in der zierlichen Form, in der bequemen, glatten Manier der höheren Gesellschaft auftreten, er ist ein schöner, feiner Mann, der Handschuhe trägt, etwas Grobes, gar etwas Schmutziges möchte er um keinen Preis berühren. Nichts ist erklärlicher, als daß er in vielen Dingen einen geckenartigen Anstrich gewinnt, obwohl er im Grunde ein solider Mann ist, nichts erklärlicher, als daß er den Heroen des weimarschen

Landes, welche damals die Heroen Deutschlands waren, nicht gefällt. Sie sind ganze Figuren, die entweder auf glücklicherem Wege oder mit größerer Kraft wie Goethe oder durch glänzendere, mächtigere Einseitigkeit wie Schiller die mannigfachen Anregungen eines neuen Jahrhunderts bewältigt hatten, denen ein gemischtes Wesen wie Woltmann unbequem sein mußte. Er arbeitet für die Horen, kann's aber keinem recht machen; die Leidenschaft der Liebe kommt ihm zu Hilfe, er macht der schönen Frau v. St—, der artigen, liebenswürdigen S—, der Dichterin Mereau lebhaft den Hof, und entschädigt sich durch Freuden der Neigung, durch ein feuriges Privatleben für die versagten Freuden eines anerkannten, öffentlichen, allgemeinen Wirkens. So flüchten wir uns in das Haus, wenn man uns auf dem Markte nicht bewillkommnen will.

Aber des Mannes Wesen findet wohl Glück in der Einzelheit, aber nur Erfüllung im Staate, und der Welt. Die Liebe beschenkt, aber das Publikum befriedigt uns. Dieser Gedanke, wenn auch

vielleicht nicht ausgesprochen, war schon in Woltmann, denn, wie gesagt, die Wünsche moderner Gattung lagen bereits in ihm: er fühlte sich auf die Nation angewiesen, und fand den zweifellosen Weg nicht, auf welchem ihn Alle erblickt hätten.

Er wird krank, reis't dann umher, eine Professur in Göttingen reizt ihn nicht, weil er den Drang empfindet, unmittelbar auf die Welt einzuwirken. Er geht nach Berlin und giebt eine Zeitschrift „für Geschichte und Politik" heraus, er wird Diplomat — der natürlichste Ausgangspunkt für einen Geist seines Zuschnitts.

Nun konnte er mit dreinsprechen, ohne große Verantwortlichkeit zu haben, seine novellistische Beobachtungskunst konnte gebüßt, seine feinen Manieren konnten geltend gemacht werden, er war nun ein Gentlemann, der seine Unabhängigkeit repräsentiren, und den Mangel an energischer Sprache mit dem Gesandtschaftsposten kleiner Fürsten lächelnd und achselzuckend entschuldigen konnte.

Seine geschichtlichen Studien, die hier am Lebhaftesten aufblühn, durfte er nun als Dilettant

betreiben, wie es ihm eigentlich erwünscht war; denn die Pflicht eines strengen Historikers und die moralische Verantwortlichkeit des Mannes vom Fach drückte ihn im Grunde. Ganz solchen Charakteren angemessen, wollte er das Seine sagen, ohne im Grunde ein Amt des Sagens zu übernehmen, was Entschlossenheit, Vertreten der Meinung erheischte — er konnte eben auch ein Gentleman-Historiker werden, der in seinem blumigen Stile sich ergehen, die officielle Kritik über die Achseln ansehn durfte. Was man so sehr vernachlässigte und was im eigentlichen Train des Professorthums schwieriger durchzusetzen war, der historischen Darstellung künstlerische Schönheit zu verleihen, dem konnte er jetzt mit Bequemlichkeit nachgehen.

Neue Liebe, neuer Verlust treten ein. Tiefsinnig wandelt er unter den Linden umher, noch blüht seine Freude an Bonaparte und so wenig es zu seiner Stellung paßt, so sehr lies't er doch mit einem poetisch historischen Behagen die Zeitungen. Der Herzenskummer wird von ihm genommen, er findet Caroline Stosch, und eine gegen-

seitige Neigung schließt kurz vor Ausbruch des preußisch-französischen Krieges ihre Ehe.

Dies ist die bekannte Romanschreiberin Caroline v. Woltmann. Aber sein Held wachs't ihm über das Haupt, und bedroht mit seinen ehernen Füßen das Vaterland — der Einzug Napoleons in Berlin nach der Schlacht bei Jena, das Leben und Treiben in Preußen, namentlich am Hofe vor und nach dieser Katastrophe, die Erscheinungen des Prinzen Louis Ferdinand, der Königin Luise, des Grafen Haugwitz, Hardenbergs sind nirgends so einfach und schön geschildert worden als in den Memoiren Woltmanns, denn jene Memoiren des Freiherrn v. S—a (Sommariva) sind zum Theil die seinen. Die halb lächerliche, halb widerwärtige Figur Johannes von Müllers, die mit Katzenbuckeln und dünnen Worten durch die Antichambern streicht, mag wol zum Theil recht sein. Woltmanns Widerwille gegen diesen Historiker beruht aber außer den störsamen Aeußerlichkeiten, welche diese Leute fremd gegen einander stellten, noch auf tieferen Gründen, welche vielleicht Woltmann selbst

nicht recht klar geworden sind, die ihn aber in vielfache Korrespondenz mit neuerer Anschauung setzen.

Bei aller Ziererei seines Wesens, von welcher Woltmann nicht ganz frei zu sprechen ist, war doch ein nobler, gesunder Kern in ihm, es war eine gewisse Ehrlichkeit in ihm, welche ihn empfinden ließ, daß die Stellung in der Gesellschaft und die Stellung in den Büchern, welche man schrieb, nicht eine geradezu entgegengesetzte sein dürfe. Dies brachte in seine Schriften ein ausgleichendes, weiches, vielleicht oft weichliches Element, eine Färbung ohne starke Farben — dies verstärkte seine Antipathie gegen Müller bis zu dem reizbarsten Widerwillen. Ein Mann, der wie Tacitus schreiben und wie ein submißer Freigelassener leben mochte, war dem Gentlemann-Historiker völlig zuwider.

Die damals so traurigen Jahre Preussens, welche er noch in Berlin verbrachte, knickte seine Jugend, mit Trauer und Mißmuth schrieb er seine Geschichte des westphälischen Friedens, übersetzte er Tacitus, mit gebrochenem Herzen fuhr er hinaus nach Charlottenburg, wo das bewegte und ge-

quälte Herz der von ihm vergötterten Königin Luise die traurige Ruhe des Todes gefunden hatte; — unter jenen einsamen Linden, Angesichts des weiß und grünen Schlosses, was durch die vortreffliche Prinzeß Sophie für immer nobilitirt ward, dort mag er oft geweint haben über sich und die Welt. Denn er empfand es im innersten Herzen, daß die Welt und der Mensch mit den großen Anlagen und kleinen Erfolgen in einer tragischen Beziehung zu einander stünden, daß er selbst in seiner Zeit wenig Genüge fände und das nicht geworden sei, wozu er die Ahnungen und Sympathien in sich fühlte.

Woltmanns diplomatischer Posten war im Strome neuer Politik untergegangen, es stand seiner Auswanderung nichts im Weg. Da zog er dann in das blaue Böhmen hinüber, und fristete seine Existenz, wie ich glaube, mit einem kleinen bibliothekarischen Posten. Das ist nun auch etwas, was gar nicht passen will: Woltmann mußte viel Geld haben, Leute wie er haben nicht Rechnen und Zählen gelernt.

Hier waren auch seine vierziger Jahre angekommen, böse Jahre für einen Mann, der lieben, jung sein, geliebt werden, sterben allenfalls, aber nicht altern will — es fällt ihm ein, daß „der erste königliche Schuß des Baums vorüber“ ist, das Leben ist in seiner äußeren Erscheinung verunglückt. Was hilft's, daß manche schöne Prager Dame den feinen Mann noch liebenswerth findet, an den letzten Freuden erkennt man am Tiefsten den nahen Verlust; es blieb ihm kein ächtes Glück übrig als die Erinnerung und das künstlerische Gestalten derselben. Das ist ja der Triumph des Geistes und Talents, daß er eine vergangene Welt zu seiner Freude wieder erschaffen kann, sie mag auch noch so viel Verwirrendes, Unbequemes ja Drückendes enthalten haben. Wirkliches Talent findet für Alles die rechte Form, und in ihr liegt reiches Glück; denn eine richtig gefundene Form ist wie eine gefundene Liebe, doppelt erquicklich, wenn sie unsre eignen durchlebten Zustände zu einem runden, wohlthätigen Ganzen verdichtet.

Das Schreiben seiner „Memoiren des Freiherrn

v. S—a" ist wohl sein bestes Glück gewesen, und ich habe die auf- und abwallende Bergstadt Prag nie betrachten können, ohne auf den stolzen Hügeln die Fenster zu suchen, an denen Woltmann gesessen, von denen er über die vielen Kirchen und Thürme, die Moldau, die stolze Brücke, auf welchen die Abendsonne lag, hinwegblickte, und der immer entweichenden aber ewig bestehenden Schönheit der Welt gedachte. Darum liegt aber solch ein inniger Schmelz auf diesem Buche, die ganze Freude das ganze Sehnen eines Mannes, der die Welt besser geliebt hatte, als sie's zu deuten verstand, der zu früh oder zu spät kam mit seinen chevaleresken Neigungen, der die Frauenliebe studirt hatte ganz und gar und eifriger und tiefer als die Kodices der Bibliotheken.

Sein erstes und letztes Glück widerfuhr ihm dort zu Prag: er starb bald nach seinem Memoirengenusse, im Jahre 1817.

17.

Varnhagen von Ense.

Er ist der Gatte Rahel's, und verdiente als solcher eine lebhafte Aufmerksamkeit, auch wenn er nichts geschrieben oder gethan hätte in unsrer Literatur. Denn in den Freunden ist unsre zweite Seele, die uns oft deutlicher wiedergiebt als die eigne, von den nächsten und uns doch fremdesten Sorgen bedeckte.

Er ist der Freund Goethe's, der edelste Propagandist des großen Todten, den dieser geliebt und geschätzt wie Wenige, nach dessen Urtheil er stets angelegentlich gefragt hat.

Er ist inmitten der großen Wechselfälle unsers Jahrhunderts gewesen, hat Preussen erliegen und

wieder mächtig werden sehn, ist mit den größten Persönlichkeiten in Berührung gekommen, hat Napoleon betrachten dürfen, mit Hardenberg und Stein und Metternich verkehrt, und ist ausgerüstet mit den glänzendsten Memoirenwaffen, wie sie uns stillen bürgerlichen Deutschen selten werden.

Und in all diesen günstigen äußeren Stellungen und nicht bloß durch sie ward er einer unsrer besten Schriftsteller, ein vortrefflicher Kritiker und vortrefflicher Biograph.

Wahrlich, wir haben nicht viel Leute, die unter so mannigfachen Bedingungen in unsre Geschichte eintreten.

Varnhagen von Ense stammt aus einer alten Familie in Westphalen, der Fürst Pückler spricht zuweilen davon, daß die Ense mit den Pückler von alter Zeit her verwandt seien. Ich führe das beiläufig an, weil ich öfter die Meinung gehört habe, Varnhagen nenne sich des vollern Klanges halber von Ense wie der Dichter Hoffmann sich von Fallersleben nennt, seinen Geburtsort mit in den Namen aufnehmend. Dem ist nicht so. Ich

urgire dies nicht, um einen Werth auf das eine oder das andre zu legen, und benutzte es, um das Gleiche von Varnhagen selbst zu versichern. Er gehört zu jenen reifen adligen Gestalten, welche mehr darum in den Spiegel sehn, um die Umgebung in glänzenderem, in verschiedenem Lichte zu erblicken, sich dabei aber nicht die Zeit nehmen, die eigne Person wohlgefällig zu betrachten. So ist er frühzeitig auf dem Standpunkte völliger Unbefangenheit in den Fragen über Standesverhältnisse gewesen.

Seine ökonomischen Mittel haben ihn keinesweges glänzend unterstützt, und so betrieb er denn auch in Halle die für alte Edelleute ungewöhnliche Karrière eines Mediziners. Wenn ich nicht irre störte ihn zuerst Napoleon darin, indem er die patriotischen Hallenser Studenten in alle Winde jagte; die Anatomie und der stete Verkehr mit leidenden Wesen sagte auch Varnhagens Sensibilität nicht zu; er sieht noch heute nicht gern die Menschen leiden. Es hat vielleicht nicht zwei Menschen in Deutschland gegeben, die mit solcher Innigkeit

alle Schmerzen, auch die stillsten und unscheinbarsten der Welt durchgefühlt haben als Rahel und Varnhagen. Daraus ist Beider feines Nervengeflecht in Gedanken und Empfindungen, daraus ihre wohlthuende Milde, ihre heilsüchtige Spekulation erwachsen, der edelste, schönste Keim der Tugend.

In Halle war es, wo Varnhagen seinen lieben, braven Freund Wilhelm Neumann fand, dem er verbunden geblieben ist bis zum Tode. Sie lebten und schwärmten in Goethe. Es wird nicht oft vorkommen bei Studenten, daß sie einen Schriftsteller zu ihrem Gott machen, welcher den ungestümen Leidenschaften so wenig schmeichelt, daß sie in Wilhelm Meister schwelgen, der den feinsten, scheinbar unbedeutendsten Beziehungen des Lebens nachgeht, daß sie zu einer Zeit an diesem stillen Romane ihr Herz und ihren Enthusiasmus laben, wo das Vaterland im fürchterlichsten Kriegsdonner bebte, wo sie mit allen Uebrigen diesem bedrohten Vaterlande ihre regste Theilnahme, ihre lebendigsten Wünsche widmeten.

Dieser Roman erfüllte sie so ganz und gar, daß sie der Lust nicht widerstreben konnten, einen ähnlichen zu komponiren. Und so finden wir, was in Frankreich so oft vorkommt, aber in Deutschland unerhört ist, daß zwei Autoren gemeinschaftlich ein Buch machen. Der Roman heißt: „Karls Versuche und Hindernisse," und sie schrieben abwechselnd die Kapitel. Das Buch ist aus der Lesewelt verschwunden, und wird jetzt wie eine Neuigkeit auftreten, wo Varnhagen den Nachlaß seines vor Kurzem gestorbenen Freundes herausgiebt. Stoff, Verwickelung, Scenen enthält es in solcher Masse, wie sie nur jungen nach allen Seiten greifenden Schriftstellern werden konnte.

Der Tod Neumanns gegen Ende des Jahres 1834 war nach dem seiner Gattin der härteste Schlag, welcher Varnhagen treffen konnte, er hing mit großer Treu und Zärtlichkeit an ihm, und die zierlichen, saubern Briefe welche zwischen ihnen von der Mauerstraße nach der Lindenstraße und von der Lindenstraße nach der Mauerstraße wechselten, waren noch voll von jenem Duft jugend-

licher Theilnahme an Allem, was in Bildung und Kunst auftauchte. Hoffentlich bringt uns die Herausgabe von Neumanns Schriften auch das Wichtigste dieses Briefwechsels.

Varnhagen kam nach der Hallischen Zeit wieder nach Berlin, wo er seine Studien begonnen hatte. Schon im Jahre 1803 hatte er dort Rahel Robert, die Schwester Ludwig Robert's gesehen, wie er in seinen Denkwürdigkeiten ausführlich erzählt. Er saß eines Abends am Theetisch, und las der Gesellschaft aus Wieland vor, als ihr Besuch gemeldet wird. „Oft schon hatte ich sie nennen hören," sagt er selbst, „von den verschiedensten Seiten her, und immer mit einem so besondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außerordentlichste, mit keinem andern zu vergleichende Wesen denken konnte. Was von ihr insonderheit Graf Lippe und Frau von Boye mir gesagt, deutete auf ein energisches Zusammensein von Geist und Natur in ursprünglichster, reinster Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen sie versuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte

Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenschaft viel gesprochen, die, nach den Erzählungen, an Größe und Erhebung und Unglück alles von Dichtern besungene übertraf. Ich sah in gespannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritt der Angekündigten entgegen. Es erschien eine leichte graziöse Gestalt, klein, aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem, schwarzem Haar umflossen, verkündigte geistiges Uebergewicht, die schnellen und doch festen dunkeln Blicke ließen zweifeln, ob sie mehr gäben, oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Gesichtszügen eine sanfte Anmuth. Sie bewegte sich in dunkler Kleidung fast schattenartig, aber frei und sicher, und ihre Begrüßung war so bequem als gütig. Was mich aber am überraschendsten traf, war die klagvolle, weiche, aus der innersten Seele herauftönende Stimme, und das wunderbarste Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anspruchslosen Aeußerungen der eigenthümlichsten

Geistesart und Laune verbanden sich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eisen eingegossen, so daß auch der Stärkste gleich fühlte, an dem von ihr Ausgesprochenen nicht leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können."

Der Besuch war indeß kurz und die Erscheinung schwand wie ein Traum an ihm vorüber. Dennoch war sie so tief in sein Herz gefallen, daß er zu einem Gedichte sich gedrängt fühlte, was ihr am andern Tage versiegelt zugeschickt wurde.

Vier Jahre vergingen, eh er sie wieder sah, und auch dies geschah eben so kurz, in derselben Situation, wo ihre Unterhaltung von Andern in Beschlag genommen wurde, und Varnhagen still und nur halb bemerkt zusah. Im Herbste des Jahres 1807 hielt Fichte seine bekannten Reden an die deutsche Nation zu Berlin, dort fand er Ludwig Robert, eine flüchtige, frühere Bekanntschaft, auch Rahel kam regelmäßig, aber ein Nähertreten fügte sich nicht. Erst 1808, als er in „schneeigem Frühlingswetter" unter den Linden ihre Bekannt-

schaft gemacht hatte, besuchte er sie zum ersten Male in dem gastlichen Hause ihrer Mutter auf der Jägerstraße, und noch 1832 schrieb er: Es ist mir noch heute Rahel das Neueste und Frischeste meines ganzen Lebens — ich empfand eine neue Atmosphäre, die mich wie Poesie anwehte, und zwar durch das Gegentheil dessen, was gemeinhin so heißt, durch Wirklichkeit anstatt der Täuschung, durch Aechtheit anstatt des Scheins."

Mit diesen Worten bezeichnet Varnhagen den Bezug, in welchem ich ihn und seine Gattin für unsre moderne Literatur bezeichnen möchte. Sie übernahmen die Gedanken der Welt nicht als ein Hergebrachtes, sondern als ein stets neu zu Schaffendes, sie achteten und erkannten den Wechsel der Bildung, darum wurden sie spekulativ, und da sie die Schwierigkeiten aller Kultur an den eignen Kämpfen tief empfanden, wurden sie human, und da sie den gefährlichsten Feind aller Erkenntniß und aller Schönheit in der Lüge sahen, blieben sie wahr.

Darum gehört unsrer neuen Literatur dieses

Ehepaar völlig und ganz, es hat unser Herz groß ziehen helfen, es gehört zu unsrer Blutsverwandtschaft. Klingt es denn nicht, wie eine Schilderung der neuen Schreibweise, wie ein Glaubensbekenntniß derselben, wenn er von Rahel sagt: „Hier fand ich das Wunder anzustaunen, daß Rahel in gleichem Maaße als andre sich zu verstellen suchen, ihr wahres Innre zu enthüllen strebte.“ —

Die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nur geläutert und gefügt im Sonnenfeuer des Geschmacks, in der Werkstatt des Schönen, dies ist das Ein und Alles was wir wollen, und wer das liebt und wünscht und befördert, der ist unser. Die vielen Nebenbeziehungen, manche äußere Feindschaft, mancher Verhältnißgroll haben die moderne Literatur in ein vielfach falsches Licht gestellt. Wo sie mit der Revolution, mit der Frivolität, mit dem Glauben in Konflikt gerathen ist, da hat man sie zu fassen, sie zu schildern, zu schmähen, zu loben, zu verdächtigen, zu empfehlen geglaubt.

Sie ist aber kein Enzelnes, sondern ein allgemeines historisches Moment; nicht diese oder jene

politische und religiöse Meinungen sind ihr Wesentliches, nein, sie begegnet Vielem zufällig, die unverfälschte Darstellung ist der Mittelpunkt ihres Lebens.

Es kommt immer auf die plumpe Unkenntniß hinaus, welche die Gesetze einer Literatur mit den Gesetzen eines staatlichen oder kirchlichen Lebens verwechselt, die just der Literatur zur Beschreibung anheim fallen. Die Literatur hat keine Meinung der Art, sie ist eine Atmosphäre — wer schilt den Baum, welcher sich unter dem Winde beugt, die Wolke, welche vor ihm herfliegt, man schelte den Wind, wenn man schelten will, man frage, von wannen er kommt und wohin er geht. Das ist bekanntlich eine alte Frage, und man steht vor der verhüllten Gottheit — so ist's mit der Geschichte und ihrem Ausdruck, der Literatur.

Von diesem Standpunkte aus möge man's betrachten, wenn diese beiden Gestalten für unsre Literatur vindicirt werden.

Es bildete sich damals in Berlin einer der bedeutendsten Kreise, deren Mittelpunkt Rahel war, wo Varnhagen mit den verschiedenartigsten, man-

nigfachst ausgezeichneten Leuten in Berührung und Verhältniß kam. Am Theetische Rahel fand man: Friedrich Schlegel, die Brüder Humboldt, Gentz, Brinckmann, Hans Genelli, Ludwig und Friedrich Tieck und viele Diplomaten, welche nicht gerade einen literarischen Namen sich erworben haben.

Hier fand denn auch Varnhagen seinen Kultus für Goethe wieder, hier flog Manches von jenem edlen Widerwillen an, den er gegen die triviale Ifflandsche Richtung empfindet. Ifflandsche Richtung ist aber nicht bloß auf dem Theater zu finden, und sie ist nirgends so gefährlich, als bei einem Volke, dessen geschmackvolle Literatur so wenig durch die Verhältnisse begünstigt, so sehr dem Mißlingen ausgesetzt ist. Die meisten Völker haben eine, wenn auch darum ärmere, doch fertige Sprache, wenn sie richtig schreiben, so schreiben sie auch gut — ganz anders ist es im Deutschen. Es giebt keine Sprache, die so sehr dem Individuum anheim fiele, wir haben keinen Sprachstil, es giebt keine Nation, die vielleicht wegen der Sprache so wenig Positives in Kunst und Ge-

schmack anerzogen, angelebt hätte, als die unsere. Mit ein wenig sonstiger Bestechung ist uns eine Ifflandische Trivialität in allen Gattungen noch heute gefährlich, wir bedürfen heute noch der aufmerksamsten, feinst konstruirten Wächter, welche von Zeit zu Zeit ein Signal geben, von wo Gefahr drohe.

Ein solcher Geschmackswächter ist Varnhagen von frühauf gewesen, und dies ist ein Wesentliches, wenn von seiner literarischen Stellung die Rede ist. Er bleibt uns immer ein Trost, wenn Wissen und Kunst dort und hier und hier und dort zusammenschrumpft oder auseinander geht in dies oder jenes System, ein Trost, daß es noch unbetheiligte, unbefangene Richter gebe, die nicht nach dem eben geltenden Codex, sondern nach dem ewig ruhigen, ungestörten Geiste des innern Herzens Recht sprechen, wie die ehrwürdigen, leidenschaftslosen Patriarchen vergessener Zeit.

Vieles davon mag aus jenem Kreise datiren, viel von seiner unverwüstlichen und allseitigen Theilnahme an menschlichen Bestrebungen aus der

stillen Zeit in Charlottenburg, wo er nach dem Drange des Tages Rahel fand im ländlichen Hause auf der Schloßstraße, wo er mit ihr wandelte „in den duftenden Gartenwegen, durch die breiten baumreichen Straßen — längs des Spreeufers und über die Brücke.“ —

Jene Zeit war die blühende, schattige Jugend seiner Bildung, die niemals von ihm gewichen, welche das Kolorit seines Lebens geblieben ist. Varnhagen war damals 24 Jahr alt, er fühlte es, daß er sich noch im Leben versuchen, eine Stellung erringen müsse, eh' er daran denken könne, Rahel zu besitzen. Sie trennten sich, in Tübingen, in Hamburg, in Prag bewegte sich Varnhagen umher, im Tettenbornschen Corps zog er mit gegen Napoleon und 1814 in Paris ein. Hier warf ihn schwere Krankheit darnieder. Als er genesen, eilte er nach Deutschland zurück, 6 Jahre Trennung waren vorüber, und er verlebte nun mit Rahel in Böhmen den schönsten Sommer. Der darauf folgende Herbst fand sie völlig vereinigt zu Berlin.

Wenn ich hinzugesetzt, daß Varnhagen im

diplomatischen Fache arbeitete, eine Zeitlang preußischer Minister-Resident in Baden war, und damals bei Gelegenheit der Winterschen Motive gegen das bekannte Adelsedikt in Störnisse verwickelt und zum Gesandten nach Amerika designirt wurde, wenn ich angedeutet habe, daß dies vorüberging und er heut als Geheimer-Legationsrath zu Berlin lebt, so bleibt mir nur noch der Tod Rahels zu erwähnen, um die flüchtigen Umrisse seines Lebens erschöpft zu haben.

Rahel starb in der ersten Hälfte des März 1832. Seit der Zeit lebt und krankt Varnhagen einsam in den verödeten Gemächern, die Lebenskrone ist ihm aus der Blume seines Daseins gebrochen — was kann Ruhm und Freundschaft bieten für eine zerstörte wirkliche Ehe. Nur an dem ewigen Mittelpunkte ihres beiderseitigen Lebens, an der innern Gestaltung unsrer Kultur, lebt er leise fort, und jede neue Manifestation der Welt ruft ihm Rahels Ahnungen, Prophezeihungen in's Gedächtniß und bringt ihm das tragische Glück der Erinnerungsschmerzen.

So hab ich ihn gesehen diesen feinen, humanen Staatsmann unserer Literatur, einen wirklichen Staatsmann, einen wirklichen Literator, weil er alle Radien der Welt in einem empfänglichen Herzen vereinigt, mit einem unbefangenen Kopfe ordnet. Der schwarze Anzug, das vornehme, feine blasse Gesicht, das anliegende ergrauende Haar, die Wehmuth um den angenehmen Mund, der so wohlthuend zu lächeln weiß, wenn ein Scherz erwähnt, wenn eine humoristische Richtung dem Gespräche beigegeben wird, diese ganze Erscheinung macht einen weichen, lieben Eindruck. Man wird in die edelsten Stimmungen versetzt, wenn man diese Verläugnung des eignen Wesens sieht, diese stets rege Theilnahme an Allem, was außer ihm ist, und dahinter doch den fest vollendeten, klar wünschenden Mann entdeckt, der alles Einzelne so geübt und sicher in allgemeine Gesetze zu ordnen weiß.

Seine specielle Stellung in unsrer Literatur ist die eines Kritikers und Biographen. Die Fähigkeit zur Kritik und Biographie ist sehr verwandt mit

der Fähigkeit des höheren, geselligen Umgangs, oder richtiger: sie ist der nächste Schritt, welcher auf den Umgang folgen muß, um der Gegenstände für eine wirkliche Kenntniß Herr zu werden. Der Umgang ist die Vorbereitung dazu, die hierbei nöthige Unterordnung schwindet am Schreibtisch, aber die Liebe, das Anschmiegen, das Aufnehmen bleibt.

Im Umgange spricht sich zunächst das Wesen unsrer Bildung aus. Da diese bei Varnhagen so hervorstechend human und fein ist, so haben auch seine Schriften diesen Charakter erhalten. Er ist unser feinster und humanster Kritiker und Biograph. Jenes hat er namentlich in seinen reichen Beiträgen für die Berliner Jahrbücher der Kritik bewährt, welche 1833 unter dem Titel „Zur Geschichtsschreibung und Literatur" gesammelt erschienen sind, dieses in seinen biographischen Denkmalen. Die letzteren betreffen zumeist Staatsmänner und Krieger, und lehren unwiderleglich die Nothwendigkeit, den Menschen nicht bloß in den einzelnen Aeußerungen seiner Berühmtheit, sondern

als ganzes mannigfaches Wesen, auch mit Fehlern und Schwächen darzustellen.

Wir sind gewohnt, unsere Kritik mißtrauisch anzusehn, und wir haben leider ein trauriges Recht dazu: die deutsche Kritik ist eine spekulirende Witwe, die vortheilhafte Partieen sucht, bald ist sie edler, bald gemeiner, niemals aber arglos, absichtslos, hinter dem Worte, das sie spricht, liegt immer eine zerstörte oder eine aufblühende Heiraths-Zukunft. Das wissen wir, und darum ist bei uns jede Recension von vornherein verdächtig. Nur Varnhagens Kritik ist eine Jungfrau; will man an ihr aussetzen, so darf man sie eine Klosterjungfrau nennen, die nie gebiert. Mit jungfräulichem, unverfälschtem Auge sieht er Alles an, daß er Preuße, Goetheaner, Hegelianer ist, hindert ihn immer am unparteiischen Empfangen der Objekte, die humane Duldung ist seines Ordens Gelübde. In jenem Tadel wäre nur darin fortzufahren, daß er es eben auch nur zu einer klösterlichen Zärtlichkeit bringe, daß er nie in stürmischer Liebe entbrenne, sich nie einer überwältigenden Leidenschaft hingebe.

Dieser Aufwand ist ihm durch seine Schriftsteller-geburt in der höheren Geselligkeit verleidet, er ist zu keusch, unterliegt zwar dabei nie einer Leidenschaft, wird aber auch nie von einer gehoben, er glaubt es bescheiden, daß in den Leidenschaften die ge-waltigsten Kräfte ruhen, aber er erfährt es nicht. Eben so schreibt er auch einen Cölibatsstil. Einfach und sauber ist sein Wort, klar und voll Ordnung, der Satz ist reinlich und gefältet wie Klosterwäsche, die Gedanken kommen in Prozessionsordnung mit kurzen Schritten heran, die Worte sind züchtig und schmucklos. Es ist ein still, klug und geordnet waltendes Leben darin, nur kein bewegendes, fort-reißendes, kein schaffendes.

So ist er unser feinster, weisester Kritiker ge-worden, dessen Worten man lauschen soll, ein Trost und Hort unsrer Literatur. Er ist wie der Stern, nach welchem Columbus unerschüttert schaute, als er eine neue Welt entdecken wollte; der Stern schuf die neue Welt nicht, aber er leitete zu ihr.

Diese angeschlagene Seite eines leisen Vorwurfs wird manchem Leser einen Gedanken wieder er-

wecken, der in dem Vorhergehenden vielleicht schon einigemal in ihm rege geworden ist, den Gedanken an ein gewisses Weibliches, Passives in Varnhagen. Der Vollständigkeit halber mußte dies angeregt werden, und kann nun, da es als klare, bestimmte Meinung heraustritt, ihm desto wirksamer widersprechen. Insofern widersprechen, als es in plumper Gestalt sich dem Urtheil eindrängen wollte.

Es ist ein weiches, verbrauchendes Weibliches in Varnhagen, jenes Sanfte, Zähmende, Beschwichtigende; aber es ist so weit von dem Weibischen und Weichlichen entfernt, wie die Humanität von der Schwäche. Von dem ausgleichenden Elemente der höheren Societät, von dem ursprünglichen Freundlichen seines Wesens, von der tiefen Erkenntniß menschlicher Unzulänglichkeit ist's in seine Schriften übergegangen. Aber man täuscht sich auf's Aergste, wenn man in Varnhagen einen zerfließenden, festen Willen verläugnenden Mann zu sehen glaubt, wenn man bei diesen Andeutungen nur im Entferntesten an Franz Horn oder

Böttiger denken wollte, an diese alten Weiber unsrer Literatur. Die straffste nothwendige Feindschaft, deren unsre mannigfache Civilisation noch immer bedarf, ein stählernes Mannesherz des Wünschens, Wollens und Behauptens findet sich in Varnhagen. Nur den blöden Augen, welche sich mit den äußeren Umrissen begnügen, entgeht dies, und das vorwaltend Weiche in den Formen täuscht die Oberflächlichen.

Nicht darum erwähnte ich jenes keuschen Wesens seiner Schriften; wenn dies eine Schwäche ist, so stammt sie nicht aus seiner Innerlichkeit, sondern aus seinen vielleicht zu strengen konventionellen Gesetzen über schriftstellerischen Ausdruck.

In Summa ist Varnhagen von Ense der Inbegriff jener höheren deutschen Kritik, an die wir denken, wenn wir uns in Kunst und Wissenschaft anderer Völker überheben, jener Kritik, welche den Schmerz über häuslichen Jammer im Herzen tragen, und doch klare Worte strenger Unparteilichkeit über Freund und Feind auf der Lippe haben kann. Diesen deutschen Stolz, das Beste ohne Ansehn der Person,

zu würdigen, auch dann zu würdigen, wenn man es selbst nicht besitzt, diesen Stolz repräsentirt Varnhagen. Und er repräsentirt ihn auch besonders darum, weil er kein Professor ist — man wird erkennen, was ich mit diesem Worte der Schulweisheit sagen will, und daß es nicht dem Amte gilt, sondern den Amtmännern, die sonst nichts weiter sind. Varnhagen ist der Repräsentant unbesoldeter deutscher Gentleman-Bildung.

18.

Fürst Pückler-Muskau.

Es ereignete sich vor einigen Jahren das wunderbarste in meinem Heimathlande Schlesien: von Schloß zu Schloß flog das Gerücht, ein Edelmann, ein uns bekannter, befreundeter Edelmann, hat ein Buch geschrieben, und zwar, glaubt's, ein geistreiches Buch. Dieser historische Moment hat mich über Vieles belehrt: alle Menschen sind für Alles zugänglich, es müssen nur die rechten Wege gefunden werden, man muß nur die rechte Sprache finden. Die höchst merkwürdige Freude, welche damals die Gesichter verklärte, war mir ein Trost für langes Leiden und ich sah ein Kriterium anerkannt, es war Verstellung gewesen, wenn sie so

abgeschmackt von Schriftstellern gesprochen und Karl Schall den Zeitungsschreiber genannt hatten — die Schriftsteller waren nur nicht die rechten gewesen. In jenem liebenswürdigen Winter fand man alle adlichen Herrn und Damen im Lesen begriffen.

Das lehrt Vorsicht in der Beurtheilung: ein englischer Kaufmann erzählte mir einst von einem Matrosen, welcher die Leute zur Kirche gehn sieht und mitgeht; der Priester theilt das Abendmahl aus, und der Matrose läßt sich auch den Kelch reichen, er fährt mit ihm unter der Nase hin und her, wie nach der Blume des Weins suchend, und sagt darauf: „Wenn's Ew. Hochwürden einerlei ist, so möcht ich lieber ein wenig Grog." — Sind die Matrosen so irreligiös? fragte ich erstaunt, es sind doch Engländer.

Nicht doch, erwiederte der Kaufmann, sie sind nur anders, in ihrem Elemente, auf dem Schiffe sind sie sehr religiös. —

Man muß also nur für jeden Menschen das richtige Element finden, der Priester auf dem

Lande ist kein Priester für den Matrosen, und der Edelmann ist der Schriftsteller für den Edelmann, Voltaire und Mirabeau hätten nicht so viel Macht gefunden unter den Chevaliers, wären sie nicht selbst Chevaliers gewesen.

Es waren damals die „Briefe eines Verstorbenen" erschienen, und es war dafür gesorgt worden, daß man zeitig genug erfuhr, der Verfasser sei nicht verstorben, sondern sei der sehr lebendige Fürst von Pückker-Muskau.

Dieses Muskau liegt hinter den sandigen Fichtenwäldern, welche das grüne Schlesien von der gelben Lausitz trennen, und der Fürst hat sich's angelegen seyn lassen, aus einer reizlosen, dürren Gegend einen mit Parkbäumen und allerlei Gartenanlagen belebten Aufenhalt zu machen. Diese Oase in der Lausitzer Wüste war sein erstes Werk.

Daneben war er ein sogenannter Sonderling, die Leute wußten immer nicht, ob sie spötteln, sich verwundern, oder bewundern sollten, wenn von ihm die Rede war; ich sah ihn einmal durch eine kleine schlesische Stadt fahren, die Postillone blie-

sen von den zwei Vierspännern, die schweren, stolzen Wagen rasselten laut durch die verwunderten, engen, bürgerlichen Straßen, wir Straßenbuben liefen eilig hinzu von unserm Kegelschube, und pflanzten uns in Schaaren um das Posthaus. Aus allen Fenstern fuhren die alten, ledernen Gesichter, es gab einen Lärm, eine Unruhe, als ob spanische Reiter oder Franzosen angekommen wären zur Zeit Napoleons. Damals sah ich mit Erstaunen den langen Herrn mit schwarzen Augenbrauen und schwarzem Bart und scharfen, stechenden Augen im Wagen sitzen und lächeln; er warf Geld unter die Jungen und die Jungen balgten sich drum. Auf dem Ecksteine des Posthauses saß ein kleines, blaßes Mädchen, das Seiler Hannchen ward sie geheißen, und sie war wirklich dazumal krank und sprang nicht mit nach den ausgeworfenen Geldstücken, sondern sah still und gaffend mit ihren großen, dunkelbraunen Augen in den Wagen hinein. Wir nannten das in schlesischer Mundart „Maulaffen feil haben;" dem Fürsten aber gefiel das kranke Mädchen, oder

richtiger: er sah ihr die Krankheit an und wollte ihr eine Freude machen, rief sie an den Schlag, und reichte ihr einen preussischen Thaler — die Postillone knallten, die Wagen flogen davon, die mährchenhafte Erscheinung verschwand, und ich war verdutzt und betäubt stehen geblieben. „Einen ganzen Thaler, einen ganzen Thaler, sprach es sich wochenlang durch die Stadt, „einen Thaler! wofür unsereins sechs Tage arbeiten muß, den wirft solch' ein Herr aus dem Wagen links und rechts, und noch dazu an solch ein einfältig Mädel, wie das Seiler Hannchen!"

Das war der erste Fürst, den ich sah, und Alles, was ich von ihm hörte, war mir von dem größten Interesse. Aufsehen, Glanz, Generosität, um diese drei Worte drehten sich alle Beschreibungen, welche man mir damals und später von dem benachbarten Fürsten machte. Als ich nicht mehr in der kleinen Stadt lebte, und schon unterscheiden gelernt hatte, blieb mir dies zauberartige Bild im Gedächtniß, und das Gerede der Leute hob noch mein Interesse daran: er war nicht wie die andern

Leute, und das war mir von dem größten Werthe. Als er nun anfing, drucken zu lassen, da ging die Neugierde erst recht los: die Leute erwarteten die Rechtfertigung seiner Sonderbarkeiten, denn sie sind immer so arrogant, das für Unrecht anzusehn, was anders ist, denn sie; ich war begierig, den schönen, merkwürdigen Herrn in der Karosse nun auch sprechen zu hören.

Und Alles ward überrascht: die Leute fanden mehr als diese Rechtfertigung, sie fanden lachende Anklagen, neue Dinge, neue Worte, einen ganzen Menschen, der durch und durch bunt war, nicht bloß bunte Kleider trug; ich erkannte allerdings den freundlichen Herrn wieder, welcher dem Seiler Hannchen einen Thaler gab, weil es blaß aussah, auch den vornehmen Herrn in der Karosse entdeckt' ich wieder, aber doch auch so viel tiefere Humanität, so viel Liebe, alte Heimathsgedanken, welche auf den stillen Wald-Fußsteigen der Welt groß geworden sind, so viel Hinterstübchentheilnahme, daß meine aus der Jugend stammende Liebe und Illusion nur gesteigert werden konnte.

Die Allgemeinheit war sehr verwundert, plötzlich einen Gentleman-Schriftsteller zu sehn — ich brauche dies Wort hier als ein umfassend bezeichnendes, es ist nicht bloß Nobleman, es ist gens und mens darin, und diese neue englische Schattirung, welche etwas ganz Reelles, eine demokratische Aristokratie zum Grunde hat, frappirte uns sehr. Außerdem müssen die Briefe eines Verstorbenen Aufsehen machen, wenn sie auch nicht so viel enthalten hätten als sie enthielten. Sie enthielten das Innere eines Landes, wie wir's noch nicht gesehn hatten, die fashionable Gesellschaft Englands, in welche bis dahin kein lumpiger deutscher Schriftsteller durchgedrungen war, in welche nur aber ein Fürst gelangen konnte. Bulwer, der uns später das moderne England brachte wie früher Scott das romantische Schottland, war noch nicht da. Die Briefe enthielten ferner jene soliden Ungewöhnlichkeiten englischer Art, stille unbenutzte Parks von der Größe eines deutschen Fürstenthumes, eine Koppel Pferde, die mehr kosteten als eine deutsche Stadt, Spleen, Kapricen,

Eigenthümlichkeiten, welche ein ordentlicher Deutscher nicht einmal nachempfinden kann, ohne bei sich selbst den Kredit eines denkenden, erzogenen Menschen zu verlieren. Sie waren in jenem leichten, legèren, modernen Tone geschrieben, welcher so sicher macht, welcher sich über die ärgsten Dinge nicht unerfahren altväterisch verwundert, welcher kein Handwerkzeug in Händen hat, und doch das Nöthige leistet, in jenem verführerischen Dilettantentone, welcher durch nichts Officielles einschüchtert. Die Briefe waren die ganze theils englische, theils französische und theils deutsche Figur eines vornehmen Mannes, der die Welt in allen ihren Manifestationen genießen will, genossen hat, der einen regen, elastischen Geist besitzt, die nöthige spornsame Eitelkeit und mehr als nöthige Liebenswürdigkeit. Das Buch war ein gebildeter vornehmer Mann, und dabei sahen wir, wozu das Alles hilft: unsere Bücher werden vielleicht eben so viel gelesen, wenn auch langsamer, aber viel weniger gekauft. Unser Stand ist zu groß, er hält's nicht mehr für nöthig, etwas für

uns zu thun; aber die meisten Gutsherrn ließen ein Paar Säcke Korn mehr auf den Markt fahren, um die Briefe eines Verstorbenen zu kaufen. Die Briefe erschienen ferner geheimnißvoll, sie sahen wie ein großmüthiges Debüt aus, und das Mirabeauische Wort wurde propagandirt und machte sein altes Glück: Ich danke Gott, daß ich ein Graf bin, um über die Grafen lachen zu können.

Das sind zum Theil Aeußerlichkeiten, Zierrathen, Schnörkel, welche den Pücklerschen Büchern zu Gute kamen. Dem Verfasser geschähe indeß sehr Unrecht, wenn man den Succes seiner Schriften dahinein legen wollte. Die schöne Montespan wäre auch schön gewesen, wenn sie nie bei Hofe erschienen wäre. Es ist nicht zu verkennen, daß die Schriften des Verstorbenen, namentlich die „Tutti Frutti" weniger Buchhändler- und Journalgeräusch erzeugt hätten, wären sie von einem äußerlich Unbedeutenden geschrieben worden, daß die Koquetterie mit dem „Verstorbenen" todt gehetzt und lästig wird, auf der andern Seite darf aber auch nicht geläugnet werden, daß der Verfasser ein

Mann plein d'esprit, daß er viel zu klug ist, um nicht natürlich zu schreiben, und viel zu natürlich, um nicht klug zu schreiben. Er ist eben so genügend eitel, um sich inereſſant zu machen, und interessant genug, um eitel zu sein.

Dabei ist etwas über den Begriff Koquetterie in der Schriftstellerei zu sagen. Der in Rede stehende Verfasser ist mit vielen Fasern der modernen Schreibeweise anhängig, und jener Vorwurf trifft ihn vielfach, wie er dieser mehr oder minder gemacht wird. Mit Recht oder mit Unrecht? Gewiß nicht ganz mit Unrecht: es ist etwas von künstlich zusammengesuchtem, Forcirtem, Gefallsüchtigem, Frappirlüstigem in dieser Schreibart, und Heinrich Heine hat den Ton dazu angegeben. Dies mag zum Theil daher rühren, daß man nicht an eine ächte, unerschütterliche Theilnahme des Publikums an der Lektüre glaubt, der Schriftsteller fühlt eine gährende Welt in sich, und setzt sie bei seinen Lesern voraus, eine Welt, welche bei ihren tausendfachen Interessen nicht immer Zeit, Theilnahme, Aufmerksamkeit genug für diese

oder jene Kleinigkeit gestattet. Dagegen kämpft er an durch kleine Ueberraschungen, durch manche unerwartete Wendung, durch ein spannendes Einleiten und Vorbereiten, wo das wirkliche Objekt oder Resultat nicht im Verhältniß steht zu der Wichtigkeit, mit welcher es angekündigt worden ist. Sonst in der alten Welt war es anders: Alles war in Ordnung, man hatte für nichts zu sorgen oder zu denken als für das, was eben besprochen wurde, die Maschine war im Gange, es war nur auf kleine Aenderungen und Ausbesserungen zu denken.

Ferner: Geringachtung, nicht Achtung erzeugt Arroganz. Das Neue wird in diesem Genre stets etwas abschmeckend aufgenommen, und der Schriftsteller, welcher sein Publikum stets in der Gallerie des Herzens mit empfindet, rächt sich durch manche Spiegelfechterei.

Das wird und muß allmählig aufhören, und der Darstellungs-Aufwand wird mit seinen Entdeckungen der Darstellungskunst zu statten kommen.

Solcher Vorwurf trifft indessen den „Verstorbenen“ weniger von Seiten der Darstellung als von der seines ganzen Wesens. Sein Stil, seine Diktion gilt für leicht und gefällig, ist aber im Grunde nicht von der prägnanten, fesselnden Art, wie sie bei den Führern dieser Schule gefunden wird. Auch hierin ist der „Verstorbene“ ein Mittelglied, wie dieser Ausdruck denn überhaupt seine äußerst wichtige Position bezeichnet; er schreibt schnell und leicht, aber eben deßhalb nicht zusammengerafft, gesammelt, und auch nicht so exakt, wie man's von seiner spekulativen Sprachbildung erwarten könnte.

Im Allgemeinen ist es sehr schade, daß sich der Fürst Pückler nicht die Mühe nimmt, eine schöne, fertige Form zu erstreben; denn seine Tutti Frutti namentlich sind doch nur ein Potpurri, ein Zettelkasten. Es ist sehr angenehm, daß auf diese Weise viel Hübsches und Geistreiches unter die Leute kommt, und zwar mit um so größerer Wirkung unter die Leute kommt, als es von oben fällt und nur zu fallen, höchstens zu gehn,

nicht zu fliegen braucht, aber bei einem so unzweifelhaften Talente sollte das Streben noch weiter gehn. So haben wir viele Gesellschaftsmänner, bei denen wir bedauern, daß man sie niemals zu einem dauernden, abgeschlossenen Gespräche bewegen kann, sie gehen immer halb lachend an uns vorüber, sprechen in ein Paar Minuten die interessantesten Dinge und sind verschwunden; sie wissen zu reizen, und wir wollen, daß sie fesseln. Freilich besteht ein Reiz vieler Dinge nur in der Bewegung, im schnellen Kommen und Gehen, sie sind aber die Boten des Neuen, der Mode, des Modernen, nicht das Moderne selbst, wie wir es hier in unserm Begriffskreise verstehen. Das Neue kann nicht bleiben, sonst wird es alt.

Der Fürst Pückler erscheint uns zuweilen wie solch ein Weltmann, er wird kaum einmal im Stande sein, ein abgeschlossenes, künstlerisch rundes Buch zu schreiben, wie wohl die Tutti Frutti seine eigne Schaffungskraft mehr bekunden als seine wichtigeren „Briefe eines Verstorbenen.“ Denn bei den Reisen jener konnte man viel In-

teresse auf die Gegenstände verweisen, das kann man hier nicht, aber eben bei dem sterileren Stoffe hat der Verfasser größeres schriftstellerisches Talent entwickelt. Er hat einen überaus beweglichen, griechisch heitern Geist, einen halb naturphilosophischen Geschmack, der Alles, was da ist, brauchbar findet und sich appetitlich macht, er hat, wenn er erzählt, einen glücklichen Anekdotenstil, dessen Hände wie die des gewandtesten Taschenspielers überall herumgreifen, er hat jenen modernen Ansatz zum Witze, welcher neckt, spannt, unterhält, auch wenn er es selbst niemals zum Witze bringt, er hat eine durchgebildete, moderne Anschauungsweise, denn sein Geist ist kühn und gesund. Wie der kernige Bürger dreist und ohne Scheu hinaufsteigt in die höheren gesellschaftlichen Kreise, so steigt er dreist und ohne Scheu herunter. Fürst Pückler ist von modernem Adel, man muß seine dermaligen Reminiscenzen nicht mit fanatischen Händen anfassen, — den Reiz der Vergangenheit vertilgen ist Barbarei, ist etwas anderes als ihre harte, unbildsame Geltung an-

greifen, — die Wappenvögel, welche ihm hie und da durch den Sinn fliegen, haben keine Krallen, keine gefährlichen Schnäbel: es sind hohe Wolkenvögel, wie sie der Poet liebt.

Und um diese historische und literarische Erscheinung zusammenzufassen, müßte noch Folgendes gesagt werden: Der Fürst Pückler ist ein merkwürdiges Verbindungsglied zwischen den Extremen, ein merkwürdiges Zugeständniß der Intelligenz und eine nicht minder merkwürdige Rettung der durch Jahrhunderte erworbenen Form des Erscheinens, auch eine Rettung vor dem bloßen Golde, was uns bedroht. Vieles, was wir umsonst sagen, wird ihm geglaubt, und Vieles, was wir glauben, sagt er. Seine Schriften sind eine gedruckte Conversation, und somit ebenfalls geeignet, Mancherlei zu emancipiren; er ist kein Muster, aber doch in vielen Dingen ein Wegweiser. Und was wichtig vor Allem ist: er bleibt und erhält sich fortwährend frisch, er producirt rastlos.

19.

Leopold Schefer.

Dies ist ein Schriftsteller von viel Bedeutsamkeit und nicht so berühmt als er es verdient. Das mag daher kommen, weil nichts an ihm ist, was viel Geräusch macht, wie ein tiefes Bergwasser, was unter der Erde fortsickert, und dessen schöne Kühle und Tiefe nur einzelne rüstige Wanderer auffinden, welche sich's nicht verdrießen lassen, in stiller, unbekannter Gegend auf Entdeckungen auszugehn.

Wie Börne in seinen früheren Schriften die politische Straße Jean Paul's fortgeführt zu haben schien, so gemahnt Schefer wie der Erbe jener weichen, durch Himmel und Erde fliegenden Empfindungen, welche das Herz erweitern zu riesenar-

tiger Liebe, welche den Staub der Erde abschütteln wie hohe Luftgeister und doch die Erde lieben wie reiche Kinder die Heimath.

Man empfindet in seiner Nähe den warmen Odem jener unergründlich tiefen, unbeschreiblich zarten Menschenliebe, die bei überschwenglichem Reichthume genügsam und glücklich ist mit einer einzigen Blüthe, einem einzigen Blatte.

Bei Schefer's „Osternacht“ überkommt uns der Gedanke, er habe eine warme Juliusnacht mit Jean Paul unter dem leuchtenden Sternenhimmel gesessen, und dieser habe ihm eine einfach rührende Geschichte erzählt von den Landleuten, die um sie her schliefen, Schefer aber sei am Morgen thränenweich heimgegangen, um sich zu träumerischem Schlummer hinzulegen. Da habe ihm der Traum mit seinen tiefen, sammtenen Farben die Dinge wiedergebracht, und beim Erwachen habe Schefer was ihm durch Kopf und Herz ging niedergeschrieben, und daraus sei die „Osternacht“ entstanden.

Es ist die liebenswürdigste Liebe in ihm, die Liebe ohne Namen, die Liebe an sich, die nicht

liebt, weil sie den Gegenstand schön findet, sondern weil er überhaupt für sie existirt, die Alles liebt, weil ihr Alles liebenswerth ist.

Die Schriftsteller dieser Gattung sind der zweite Fortschritt jener romantisch-aristokratisch-mittelalterlichen Richtung, welche sich mit den Extremitäten, historischen Erinnerungen, Zufälligkeiten des Christenthums beschäftigte. Goethe, der Alles zu verschönen, durch einen reichen Kopf zu verherrlichen wußte, war der erste Schritt aus jener Kreuzespoesie. Jean Paul gab das volle Herz zu dieser Allianz, und Schefer setzte diese demokratische Poesie fort, welcher nur der geschmackvolle Reiz, die Form und Schönheit fehlt, um das merkwürdige Mittelding, was aus all diesen Verzweigungen aufgewachsen ist, Ludwig Tieck, zu überflügeln.

Jene mittelalterlich romantische Schule, deren Ahnen der stolze, kunst- und phantasiereiche Wolfram v. Eschenbach, der kreuzphantastische Calderon sind, für welche die Gebrüder v. Schlegel so industriös propagandirten, die mit Hardenberg in einer wunderbaren Todtenblume aufblühte und in

de la Motte Fouqué abblühte, diese edelmännische Romantik, welche Goethe nicht halten wollte und Tieck nicht halten konnte, fand in diesem Jean Paul=Scheferschen Genre einen Feind, der sich seiner Feindschaft nicht bewußt war, weil er aus eitel Liebe nicht kämpfen kann.

Jene romantische Zeit, welche man vorzugsweise so nennt, war die Zeit der christlichen Vorliebe, die weniger ist als die christliche Liebe, denn in einer Vorliebe liegt schon ein ausschließendes, ein Lasterhaftes. Wieland rüttelte daran mit leicht=griechischer und französischer Frivolität, aber er riß nur die Flittern und Schnörkel ab, Schiller warf das überwältigende große Gefühl der menschheitlichen Gerechtigkeit, die in poetisches Morgenroth getaucht wurde, auf das Haus und es bebte — aber diese alten Heroen starben, als Romantik und Comp. ihren großen Kredit erst zu gründen begannen. Nur Goethe erlebte ihre Zeit, sah ihr eine Weile lächelnd zu, und desavouirte sie später.

Das und die Jean Paulsche Richtung, von welcher hier die Rede, hat die Romantik in Miß=

kredit gebracht, des letzteren Jean-Paul-Genres aber haben sich die politischen Sympathien bemächtigt, weil sich viel entsprechende demokratische Tendenzen in ihm vorfanden, und diese haben die Romantik ungebührlich behandelt, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, weil sie nicht ohne aristokratischen Beigeschmack war.

Dafür kann aber, wie gesagt, Schefer und Jean Paul nicht, ich erwähne das beiher, da sie nähere oder entferntere Veranlassungen waren.

Schefer's Vorzüge sind eine rastlose thätige Poesie, welche die Luft seiner Novellen bildet, in welcher Alles athmet, und zwar eine merkwürdige Poesie der Egalité: er bevorzugt und benachtheiligt Niemand dabei, der Bauer wird so reichlich versehen wie der Fürst. Nirgends ist das dürre Skelett des Lebens, nirgends die platte Gewöhnlichkeit, die alles Reflexes schönerer Dinge entbehrt, all seine Erzählungen heben zu höheren Kreisen, und wenn auch der Boden gewöhnlich ist, so ist doch der Gang erhaben.

Es ist ein novellistischer Idealismus.

Schefer ist ferner gedankenreich wie ein Krösus, er wirft alle Münzsorten bunt durch einander. Er erfindet leicht und kühn Situationen, kennt aus eigenem Anschaun das südöstliche Europa, namentlich Italien, Griechenland und die Türkei, und versteht es die Schönheiten dieses Südens mit blendenden Farben zu malen. Er ist reich an originellen Personen, und bei seinem außerordentlichen dramatischen Takte zeichnet er die Phasen ihrer Entwickelung und Ausgang oder Schluß derselben mit großer Energie und Konsequenz.

Jedem einzelnen Vorzuge sieht aber auch der entsprechende Fehler mit neidischem Blicke über die Schulter: er ist ein reicher Mann, der sein Geld unordentlich ausgiebt, der Bauer, welchen Silbermünze höchlich beglücken würde, erhält volle Beutel mit Gold und wird aus seinem Elemente gerissen. Schefer's Poesie fehlt die ökonomische Vertheilung — die beiden Worte sehen zwar wie Gegner aus, das Auftreten, Erscheinen der Poesie kann aber doch in unsern Schönheitskreisen ohne Regel nicht statt finden. Schefer geht gesetzlos mit

der Poesie um, er beschränkt sich zu wenig und spricht wie ein sanguinischer Mann seine volle Herzensmeinung bei jeder Gelegenheit aus. Die Schöpfung im Allgemeinen macht den Künstler, aber die Beschränkung ist einer ihrer Gedanken und oft der reichste. Schefer unterwirft sich ihr nicht genügend, und ist somit nicht künstlerisch genug.

Eben daher kommt es auch, daß er das klare, durchsichtige Element der Novelle bedeckt, überschüttet mit mystischen Andeutungen, barocken Verdunkelungen, daß er sich schämt, einfache Dinge einfach zu sagen. Daraus entsteht sein schwülstiger Stil — das Wort heißt Darstellung im Allgemeinen — und er wird dunkel und unklar und entzieht sich einen großen Theil der Leser, die sich darüber beklagen, daß sie ihn nicht verständen. Sein Gedankenreichthum beherrscht ihn, dieser Reichthum ist sein Herr statt daß es umgekehrt sein sollte, er drängt sich keck und dreist wie der reiche Mann überall hin, und wie ein solcher im Leben oft das Spiel verdirbt oder die Gesellschaft, die gute Laune, so verdirbt er bei Schefer den Stil.

Seine Poesie, so weit sie noch nicht Erscheinung wird, hängt sich auch leider so viel Schicksalsidee, Schwermuth, Angst, Jammer an die Schwingen, daß sie bleiern auf die Brust drückt, statt emporzuheben. So ist „der Zwerg" eine quälende Schicksalsnovelle, der zweite Theil der „Osternacht" erdrückt durch den Jammer, der aus allen Winkeln lauert, man wagt nicht, einen Schritt zu gehen, d. h. nicht eine Seite einzuschlagen, ohne die Besorgniß zu hegen, es möchte ein Unglück geschehen; man wird gepeinigt und nimmer froh; poetisches Unglück aber peinigt nicht, und macht sogar oft froh, erhebt gewiß immer. Warum uns quälen mit so schönen Gaben zum Erfreun?

Nach alle dem erscheint Schefer leicht wie ein Jüngling überreich an Poesie und Geschicklichkeit, der sich auf die Reise begiebt, um fremde Gegenden und Menschen zu malen, zu singen. Es strömt ihm Alles im Kopf, Hand und Herz, er wird nichts schaffen, was ledig wäre jeder Art von Herzens- oder Geistesblute, was unbe-

deutend wäre, aber es wird ihm schwerlich gelingen, ein klassisches, tadelloses Stück zu liefern. Man wird in seinen besten Sachen dieselben Züge derselben Persönlichkeit finden, und die verschiedensten Figuren werden nicht nur Scheferisch, sondern wie Schefer denken und reden.

Wenn noch von seinem Stil im Besondern, von der Gestalt der Sätze, die Rede sein soll, so muß gesagt werden, daß die Jean Paul'sche Länge und Ausgedehntheit selten gefunden wird — Schefer streut kurze Ecksteinsätze ein — aber der Fall des Satzes, das Perlende der Worte, die leichte harmonische Bewegung der Gedanken, der eigentliche Tanz der Sprache fehlt auch ihm.

Indessen ist Leopold Schefer, obwohl nicht mehr zu den jungen Männern gehörig, noch voll Jugend und Streben, und es darf also keineswegs über ihn abgeschlossen werden. In Muskau neben dem mährchenhaften Fürsten Pückler lebt er und webt er, in der einsamen Lausitzer Stille, unter dem lispelnden Rauschen der langhaarigen Pappeln und Weiden im fürstlichen Park empfängt er seine

sehnsüchtigen Novellenstoffe, und vielleicht ist es diese Einsamkeit, welche sein schönes Herz oft weich und traurig macht. Aber er ist rüstig und lüstig, Bücher und Blätter von allen Farben kehren ein im reinlichen, saubern Muskau, es wird gelesen, beobachtet, eifriger als manchem Andern gelingt im Geräusch der großen Städte, und vielleicht erfaßt Schefer doch einmal in einer stillen Stunde die straffe Göttin der Form an der güldenen Sohle, und erhebt sich über die einsamen Lausitzer Föhren mit einem fertigen Kunstprodukte.

Leider schreckt sein neuster Roman „die Gräfin Ulfeld oder die vierundzwanzig Königskinder" durch jene unselige Manier wieder ab, welche oben erwähnt ist. Alles, jedes Wort soll bedeutend sein, aller Fluß, alle Bewegung wird dadurch gehemmt, und aus solcher Unnatur entwickelt sich ein verstopfender Schwulst. Schefer muß durchaus leichtsinnig werden, er erstickt sein Talent durch immerwährende Beziehung, ununterbrochene Bedeutsamkeit.

20.

Daniel Leßmann.

Es ist bekannt, was aus ihm geworden ist: der Mann war vielfach in der Welt herumgereis't, in den Straßen von Berlin und im südlichen Europa, und verschwand plötzlich in einem kleinen Busche bei Wittenberg, allerdings dem geeignetsten Orte, sich das Leben zu nehmen.

Daniel Leßmann war ein guter, lieber Kauz, der ganz in der Stille sehr Viel wußte und sehr Viel liebte, ein Mann mit kranker Leber, womit gewöhnlich der Humor bezahlt wird, ein Mann, der auf Alles Acht gab, was am Wege lag und mit einer nicht unangenehmen englischen Breite Alles beschwatzte, verglich, erzählte.

Neuerdings will man dahinter gekommen sein, daß er nicht dafür gekonnt habe, in jenem Busche zu verschwinden, er sei todtgeschlagen worden. Giebt es wohl etwas Tragerisches für einen humoristischen Schriftsteller, als von rohen Händen um ein Paar Groschen erwürgt zu werden — einer der grellsten Kontraste dieser Welt? Er hat seinem widerspenstigen Unterleibe die besten Augenblicke abgerungen, um die Welt zu erheitern, und wird wegen der Paar preußischen Kassenanweisungen, die er dafür erhalten hat, todtgeschlagen wie ein englischer Viehhändler.

Ich glaube, Leßmann war einer der objektivsten Schriftsteller von der Welt, denn Laune ist das Objekt all seiner Schriften und doch war er vom Gegensatze derselben, von Hypochondrie bis zum Sterben geplagt. In seinen Schriften findet sich jene schon erwähnte liebenswürdige Redseligkeit, eine heitere, natürliche, ganz individuelle Anschauungsweise, eine muntre, nach allen Seiten mit kleinen, spaßhaften Verbeugungen sich herumbewegende Beobachtung, so daß man zum behaglichen

Fortlesen gezwungen wird. Er spinnt seine Geschichten wie des Abends die Mädchen ihr Garn spinnen, wenn sie am Kamine sitzen. Es ist heimlich, behaglich, man kichert, mitunter wird ein Gespenstergeschichtchen erzählt, wo man „Brr" sagt, ein kleiner Junge legt die nöthigen Kienstückchen auf's Feuer, die Räder schnurren, man spinnt den Faden, ohne selbst zu wissen, ob ein Brauthemd oder ein Leichentuch daraus gewebt werden soll.

So geht's in Leßmann's Erzählungen her — der Stil schnurrt langfädig in's Leben hinein. Es ist kein schöner, kein guter Stil, aber er ist bequem und glatt und ohne Knoten, wie ein gut gesponnener Faden, der nur etwas zu lang wird. Man wird durch diese legère Kunst zu dem Glauben verleitet, Leßmann habe selten gewußt, was aus seiner Erzählung werden dürfte: er läßt ein Paar Jünglinge auf der Heerstraße wandern, und beschreibt sie gelegentlich, und nun wollen wir sehen, sagt er, was wir mit diesen Burschen anfangen. Da klappert eine Mühle am Wege, der

Flieder duftet und lockt, aus dem Giebelfenster kuckt ein hübsches Mädchen und strählt ihre Haare — hier lassen wir was passiren, und so wird sich die Geschichte verwickeln.

Ein solches Stück Roman ist mit dem Titel „die Heidenmühle“ unter seinen nachgelassenen Papieren aufgefunden worden.

Von seinen höheren Schriften zeichnet sich besonders aus „das Wanderbuch eines Schwermüthigen,“ was seine Reise über die Pyrenäen enthält, und worin er wie Shümmel behaglich, breit und nicht ohne Anmuth und Interesse Alles erzählt, was seinem Wagen und seinen Gedanken begegnet.

Leßmann's Schreibart ist nicht ohne modernen Anflug, der zuweilen um so hübscher erscheint, als sich die zähe Persönlichkeit des Schreibers nur widerstrebend den neuen Gesetzen fügen will.

21.

Detmold.

Wenn in Griechenland bei den öffentlichen Spielen ein neuer Mann sich auszeichnete, so fragte man von allen Seiten: Wo ist er her, welches ist der glückliche Ort, der ihn geboren. Der Ort wurde berühmt und pries seinen Helden bis auf's Aeußerste. Es war der Adel der Städte, bedeutende Männer zu haben, wie es jetzt der Adel und Stolz unserer Städte ist, schöne Promenaden und gutes Pflaster zu besitzen. Das Letztere ist unzweifelhaft vortheilhafter als alles übrige. Damals stritten sich sieben Städte um den Homer, heut kümmert sich kein Magistrat um die Helden des Weichbildes. Hannover nämlich, genannt das göttliche, hat plötzlich einen

witzigen Mann vor Schreck und Bestürzung zu fêtiren vergessen. Der Witz ist bekanntlich nicht vornehm, weil die Vornehmen selten witzig sind, oder besser, weil der Witz mit jeder gemeinen Creatur sich einläßt, weil ihm nichts zu schlecht ist. Darum gab es bis jetzt in Hannover keinen Witz, der arme Teufel hätte verhungern müssen in den glatten Straßen, vor den gebahnten Hausthüren, es giebt keine Individualitäten in jener Stadt; entweder man ist von gutem Adel und hat schöne Equipagen und Pferde und gut decorirte Bediente, oder man ist nicht von Adel und behilft sich. Es war viel Stoff zur Langenweile in dieser englischen Stadt, aber keiner für den Witz. Denn eine allgemeine Lächerlichkeit ist gewöhnlich schon zu viel für die grobe Satyre, die feine wird durch überwältigende Unkenntniß erdrückt. Der witzigste Kopf vertrocknet unter Leuten, die nicht lachen können, und lachen ist nicht vornehm.

Kurz der Advocat Detmold hat ein feines, sehr geistreiches und witziges Buch in Hannover, zum Theil über Hannover geschrieben, und nach dem

Einleitenden wird man ermessen, wie viel ich damit ausdrücken will. Der Gegenstand des Buchs ist die Kunstkennerschaft, ein Gegenstand, dessen Wichtigkeit eine vornehme Person leicht ermißt, welche des Jahres zu wiederholten Malen in die Verlegenheit kommt, Urtheil, Meinung, Empfindung über Gegenstände der Kunst aussprechen zu müssen. Es ist Gott bekannt, auf welche mannichfache Weise sich diese Verlegenheit zu helfen suchte, wie man vor kein Bild mehr hintreten konnte, ohne jenen fürchterlichen Redensarten wie ein Kanonenfeuer ausgesetzt zu seyn, jenen Redensarten von den Tinten, vom Colorit, von Clairobscur, vom Duftigen, vom Durchsichtigen und vom Undurchsichtigen.

Man bemächtigt sich aber der schlimmsten Sache, wenn sie in ein System zu bringen ist, man hat die Sünde und die Hölle und die Leidenschaften und das Vergnügen durch Systeme bezwungen. Das Buch Detmold's, des Advocaten in Hannover, ist ein solcher Versuch, und wenn wir mehr davon verständen und nicht fürchten müßten,

den Ton der Farben allzustark aufzutragen, so würden wir uns die Behauptung erlauben: das Buch Detmold's ist ein sehr gelungener Versuch. Damit kein nobles Haus in der Anschaffung desselben behindert werde — denn es ist wie das Conversationslexicon und das chinesische Spucknäpfchen ein nothwendiges Meuble — setz' ich den Titel her:

Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder Kunst in drei Tagen ein Kenner zu werden. Ein Versuch, bei Gelegenheit der zweiten Kunstausstellung herausgegeben vom Advocaten Detmold in Hannover. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1834.

„Als eben so plötzlich wie unerwartet am 24. Februar 1833 der Kunstsinn in Hannover erwachte, mußte derselbe sich nur sehr nothdürftig behelfen. Er fand zwar eine Menge Bilder und darunter ausgezeichnete, aber mit seinem Hofstaate, den Kunstkennern, war es schlecht bestellt. Deren waren sehr wenige. Das Publikum empfand diesen Mangel sehr schmerzlich. Man wollte doch sein Geld für die Entrée nicht umsonst ausgegeben

haben, man wollte doch dafür ein Urtheil, sey's ein eignes, sey's ein fremdes, mit nach Hause nehmen, und an wen sollte man sich nun halten?" — — „Durch diesen Versuch nun, durch welchen Jeder zum Kunstkenner werden kann, wird deshalb einem wirklichen und tiefgefühlten Bedürfnisse abgeholfen." „Wozu die Kunst überhaupt da ist, weiß man nicht. Diese Frage ist schon oft aufgeworfen aber nie genügend beantwortet worden. Die Kunst ist ein nothwendiges Uebel wie die Arzneiwissenschaft, die Jurisprudenz, das Soldatenthum und so viele andere Wissenschaften und Handwerke. Die Kunst, hat man wohl gesagt, ist ihrer selbst willen da. Das ist eine schöne Floskel, aber ohne Wahrheit. Der Mensch ist seiner selbst willen da, alles Andere des Menschen wegen. Auch die Kunst. An der Kunst soll der Mensch Vergnügen haben. Nun kann man aber nicht jedes Vergnügen sogleich weggenießen, man muß Alles erlernen, auch den Genuß. Kegelschieben, Whistspielen und dgl. m. sind gewiß bedeutende Vergnügungen, sie wollen aber erlernt seyn. Eben

so der Kunstgenuß. Wer den erlernt hat, ist ein Kunstkenner, und wie die Kegel, die Whistkarten ꝛc. zunächst nur für die da sind, die damit umzugehen wissen, so ist die Kunst zunächst für den Kunstkenner da.“ —

„Der wahre Kenner weiß, wie sehr eine Empfindung täuscht, weiß, daß ein Bild gefallen und doch schlecht seyn kann, und umgekehrt, und weiß, daß er seine ganze Autorität auf's Spiel setzt, wenn er vielleicht seinem Gefühl nach über ein Bild urtheilt, und ein anderer vielleicht eben so angesehener Kenner widerspräche dem. Der Kenner wird also nicht nach seiner Empfindung urtheilen, sondern sucht die Gründe seines Urtheils im Bilde selbst auf. Zum Beispiel das Bild ist sehr braun, weil es sehr braun ist, muß viel Judenpech darin seyn, weil viel Judenpech darin ist, muß das Bild aus der düsseldorfer Schule seyn, weil es aus der düsseldorfer Schule ist, muß es gut seyn; das Bild ist gut. Auf diese Weise gelangt der Kenner zur wahren Vollkommenheit, nicht bloß als Kunstkenner, sondern auch als Mensch. Er mißtraut sei-

nen Empfindungen und unterdrückt sie. So nannte er z. B. das braune Bild nach obiger Schlußreihe gut, und Braun mag der Edle vielleicht gar nicht leiden, er trägt z. B. lieber Blau oder eine sonstige Couleur, aber seine Selbstverleugnung geht so weit, daß er das braune Bild gut nennt. Da nun der Mensch, und namentlich der Christ, sich selbst also verleugnen soll, so kann man das Kennerthum die Blüthe der menschlichen Vollkommenheit nennen. Denn der Kenner stärkt sich immer mehr im Verleugnen seiner Empfindungen, sehr bald kommt er dahin, daß er nur urtheilt und gar nicht mehr empfindet, und das ist die wahre Kennerschaft. Die bildende Kunst ist wie jede schöne Kunst nur zum Beurtheilen, nicht zum Empfinden. Es ist zwar gesagt, sie sey da, damit der Mensch Vergnügen an ihr haben soll. Aber nicht an der Kunst selbst soll der Mensch Vergnügen haben, sondern nur an der Beurtheilung derselben."

Wo Detmold später tiefer in die neue Grammatik eingeht, da werden die Regeln noch conciser und praktischer, z. B. „Bei Bildwerken aus Mar=

mor kann man präsumiren, daß dieselben nicht schlecht seyen, man kann sie deshalb ohne große Gefahr loben; bei Sachen von Alabaster hingegen ist die Präsumtion für Schlechtigkeit. Sachen aus Gyps sind in der Regel gut, weil schlechte Originale nicht abgegossen zu werden pflegen. Tadeln kann der Kenner jedoch alle die Gypssachen, von denen einzelne Theile, z. B. die Köpfe, in Draht hängen, desgleichen alle buntbemalten. Sachen aus Holz, namentlich ältere, sind zu loben, jedoch mit Vorsicht, und so, daß man sich den Rückzug deckt. Werke aus Metall, die von Silber ausgenommen, sind namentlich, wenn sie schon alt sind, und vorzüglich Sachen aus Bronze, stets zu loben, auch kann man bei diesen einigen Enthusiasmus passend anbringen."

Das letzte Viertel des Buchs hält nun das Versprechen des Titels und bringt die Kunstkenner-Phraseologie; es enthält ein Schock Kunsturtheile, mit denen man überall ausreichen kann.

Z. B. 20. „Ein warm gehaltenes und gut gemaltes Bildchen, dessen Idee ansprechend ist; die

Ausführung zeugt von tiefem Fleiß und hoher Genialität. Der Hintergrund tritt vortrefflich zurück, und das Bild geht ordentlich auseinander."

„Anmerkung. Idee — Idee — was ist die Idee eines Bildes? — Die Idee eines Bildes ist das dritte Wort des Kenners. Was ist die Idee? Obgleich nun ein Kenner nicht zu wissen braucht, was das ist, wovon er spricht, und namentlich von denjenigen Kennern, die ich mein Lebenlang kennen gelernt habe 2c. —— Der Ausdruck ist noch neu, Sulzer hat ihn nicht. — — Ich erinnere mich, daß ich einmal — wahrhaftig zufällig, es regnete gerade, und ich hatte keinen Schirm, in Göttingen Anno 1827 in Bouterweck's Aesthetik hineingerieth. Da sagt er auch, nach dem er genau aufgezählt, was Alles dazu gehöre, um ein gutes Gedicht zu machen, nämlich Gegenstand, Versbau, angenehme Wendungen, Begeisterung, Tropen und dergleichen mehr, so daß seine Zuhörer schon meinten, sie könnten's nun allenfalls, auch einer Zuthat, die dazu nöthig sey, erwähnte, die sich aber

eben nicht weiter definiren lasse, und die man Geist nenne — das ist die Seele des Bildes. — Ob ich mich verständlich gemacht habe oder nicht, weiß ich nicht, gilt mir auch ganz gleich, da es ja nicht nöthig ist, daß der Kenner wisse, was die Idee eines Bildes ist, wenn er nur davon redet.“ —

46. „Man weiß nicht ob es die Poesie der Erfindung oder der liebevolle Fleiß der Ausführung ist, der dieses Bild so ansprechend macht. Der linke Vorderfuß des Schimmels ist wohl etwas zu kurz, obgleich sonst das ganze Thier zart in den Tönen, rund in der Zeichnung und anmuthig im Charakter zu nennen ist.“ —

Ich setze nichts hinzu, um die Form nicht zu stören.

22.

Der neue Unbekannte.

Es ist wieder ein merkwürdiger Unbekannter in unsrer Literatur aufgetreten, er muß aus Amerika gekommen sein und in der Schweiz leben, wahrscheinlich in Zürch. Er will erst berühmt werden gleich Walter Scott und dann die Larve abnehmen — und wahrlich wenn er auch nicht so geschickt ist wie Walter Scott, bedeutend ist er ebenfalls.

„Der Legitime und die Republikaner," „Transatlantische Skizzen." „Der Virey und die Aristokraten, oder Mexico 1812" sind historische Romane, die er kurz hintereinander seit höchstens 2 Jahren herausgegeben hat.

In allen prägt sich's aus, daß der Verfasser nicht nur an Ort und Stelle war, sondern vollkommen eingelebt ist bis in die innersten Fasern eines Amerikaners.

Amerika ist in neuerer Zeit die gesuchteste Grammatik für Staats- und Erzählungskünstler geworden. Auch für die Romanschreiber hat Columbus gelitten. Man könnte wirklich zuweilen der wohlfeilen Redensart glauben, Europa sey lebensmüde, eine abgelebte Matrone, weil selbst unser ordinairstes Publikum nicht mehr an das Interesse unsrer Zustände glauben will. Aber das kommt wohl nur von überreiztem Appetit: wir haben Zeiten gehabt, wo uns ein blendender, neuer Reichthum an den Augen vorüber blitzte, die Revolutionsbewegungen in der Gesellschaft brachten die mannigfachsten Ahnungen von nie gesehenen Dingen und Verhältnissen, Manche glaubten Rinaldini müsse in wenig Tagen Gesetz werden, und die nomadisch romantische Streiferei nach schönen Mädchen und vollen Börsen würde vom nächsten Sonntage an eingeführt. Diese Gemeinschaft aller erwünschten

irdischen Güter passirte nun aber bekanntlich nicht, und die Malkontenten mußten darauf denken, ihre wilde Phantasie irgend wie zu entschädigen. Bunte Romane erschienen als das Passendste, aber die europäischen Romane gehen auf den Poststraßen, in Städten und Dörfern vor, wo kein Mangel ist an Gensd'armes, an Nachtwächtern, an Duennen und Ehrenhütern, die Phantasie war eine Löwin, eine Tigerin geworden, die unbedeutenden europäischen Vorfälle genügten nicht mehr, sie mußte Blut sehn, unerhörte Dinge. Die Franzosen erfanden ihre Romantiker, die Engländer gaben ihre Sprache für Amerikaner hin, Irving und Cooper schrieben, und wir Deutsche — wir lasen die französischen Romantiker und Irving und Cooper.

Ich theile die Meinung über Europas Alter gar nicht, der höchste poetische Reiz braucht ein gewisses Alter, die Romantik braucht Ahnen, ich finde Amerika sehr schnell und sehr vernünftig konstruirt, aber den Neuheitsreiz abgerechnet, würde es uns gar bald sehr langweilig werden. Unsere modernen Sympathieen sind bei all ihrem ironischen Elemente

der baare Gegensatz von Amerika, und eine Gesellschaft ohne Geschichte erscheint uns leer und dürftig. Man glaubt es nicht, wie viel Gedanken und Interessen in den tausend Verzweigungen einer Geschichte verborgen liegen, welche tausend Jahre gelebt hat. Die historischen Reize sind des Himmels Entschädigung für das Alter.

Wir wissen und glauben es gar nicht, wo überall das Interesse und der Reiz nur darin liegt, daß wir Geschichte vor uns haben, sogar die Freuden der Natur sind historische: daß der Frühling so viel tausend Jahre wieder gekommen ist liegt auch im Schooße unsrer Freude über ihn; die neusten Dinge, die unbedeutendsten werden interessant, wenn einige Zeit über sie hingegangen, wenn einiges Moos über sie gewachsen ist — „ach, die gute, alte Zeit, ach damals war's doch viel schöner," diese Redensarten liegen tief in jener Gewalt, jenem Zauber, den die Geschichte den Dingen leiht.

Es ist ein großer Irrthum, der modernen Schule vorwerfen zu wollen, daß sie von den fei-

nen, elektrischen Schlägen der Geschichte nicht getroffen würde. Wir sind allerdings nicht das, was man hergebrachter Weise in Deutschland Romantiker nennt, aber wir sind es nur insofern nicht, als wir uns nicht auf ein Stückchen Mittelalter und ein bestimmtes Stückchen Feen- oder Christenthum beschränken, aber die geheimnißvolle Poesie des Geschichtlichen ist ein Theil unsers Lebens. Alle Geschichte an sich, als Dagewesenes ist uns ein Moment des Kulturreizes. Wir sind keine Amerikaner, die Söhne Rousseaus, die Jakobiner, die Vertilger des Namens Lyon, die baaren Philister des bloßen Augenblicks sind keineswegs unsre Genossen. Eine frische Republik ohne Geschichte ist unser Exil, ein ausgerechnetes Leben ohne Berücksichtigung des sich abstufenden Organismus ist unser Tod. Darum ist der Phönix unser Sinnbild: aus der alten Asche ein neuer Vogel.

Und den Neusten gaben wir das Interesse durch den Januskopf. Amerika wäre unsern Lesern ohne Europa reizlos gewesen; der Geschmack von den Urwäldern war eine Diversion, welche dem

müden Publikum zur Sammlung, zum Ausruhn sehr gegönnt werden durfte. Die meisten Räume der bekannten Welt schienen von den Romantikern durchstöbert, manche alte Steine waren drei bis vier mal umgewendet, man hatte zu Geistern, Gespenstern, Engeln und Teufeln seine Zuflucht genommen, die Industrie und der Ackerbau war unsrer alten Romantik in die Quere gerathen, man war im Stande und steckte prosaische Kartoffeln dahin, wo einst die zarten Thränen des empfindsamen Burgfräuleins hingeträpfelt waren. Chausséen, Eisenbahnen und Telegraphen erschienen uns tödtlich für die Romantik, am Ende kann ja die verwickeltste Begebenheit nicht mehr länger dauern als eine Broschüre — wie sollte das mit den dreibändigen Romanen werden, der Paßbüreaus, der Cordons gar nicht zu gedenken. Die Kultur erschien uns als das Ende der romantischen Begebenheit, nur der Dampf hatte uns noch etwas tröstliches mit seinen grauen, unbestimmten Formen. Die letzten Stücke der Romantik glaubten wir mit dem letzten Raubthier sinken zu sehen, mit

Wehmuth erfuhren wir, daß sogar der letzte italienische Räuberhauptmann sich selbst gestellt habe und auf Civitavecchia eingesperrt worden sei. Wir sahen uns nach dem alten gestorbenen Asien um, wir rüsteten uns zu Reisen nach der mongolischen Hochebene, Spanien und das Meer tröstete uns nur noch, Castilien, einförmig wie das Meer, ohne Straßen und Polizei schien den Romantikern das letzte Eldorado.

Aber das ist Alles nicht so gefährlich: ein Gestern ist bald wieder da, und selbst bei den amerikanischen Schriftstellern ist es schon eine Mischung von Neuem und Geschwundenem, es ist auch bei ihnen schon ein Dagewesenes, worin die Macht ihres Interesses beruht. Die Geschichte verläßt uns nicht und wir entrinnen ihr nicht.

Sind nicht Coopers Helden auch letzte Ritter: sein Mohikan, sein Natty Bumppo, sind sie nicht auch ein Kaiser Max und ein Berlichingen? Der letzte Urwohner und der erste Einwanderer gehen in ihnen zu Grunde. Der Hintergrund aller amerikanischen Geschichten ist immer Europa gewesen.

Diese Erzählungen hatten nur das eine Bedenkliche für unsre Literatur, daß sie uns gar zu sehr an das Ungewöhnliche wie das Leben der Rothhäute, die Existenz in den ewigen Wäldern gewöhnen, das Bedürfniß der Kontraste zu einheimisch machen und damit unser reineres Gefallen an einfacher Entwickelung und tieferer Darstellung zerstören konnten. Die Begebenheit, der Schauplatz an sich konnten als Staffage wichtiger werden denn unsere bedeutenderen Romanintentionen.

Aber auch diese Besorgniß darf schwinden. Der oberflächliche Reiz der Neuheit, die Befriedigung der bloßen Neugier ist bereits erschöpft, und der eigentliche Zauber des Neuen ruht in der Verknüpfung, dem Uebergange des Geschichtlichen zu unerwarteter Manifestation.

Für dieses Moment ist unser neuer Unbekannter nicht ohne Wichtigkeit. Sein letztes Buch „der Virey und die Aristokraten" bringt die mexikanischen Zustände vor und während der Revolution 1812. Dies ist ein so völlig neuer, unbekannter Boden für uns, und die Erzählung ist so ächt aus

der genausten Kenntniße des Landes und der Verhältniße herausgewachsen, daß unser Interesse fortwährend auf das Lebhafteste beschäftigt wird. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser den ersten Hauptschluß der Revolution nicht mit aufgenommen, und wenn auch geistreich, doch barock den Roman mit einem Gespräch der aristokratischen Kreolen schließt, welche ihrerseits nun mitwirken wollen, die Spanier zu unterdrücken und die zügellose Demokratie der Revolution aufzuhalten.

Unser Unbekannter hat mit Cooper und Washington Irving jenen unbefangenen, unbestochenen Blick gemein, welcher die Verhältnisse ohne Vorurtheil betrachtet. Vorurtheil ist ein zu starkes Wort, ich will einen Gegensatz zu unsrer Anschauungsweise ausdrücken. Wir betrachten Alles mit den Augen einer bestimmten, erworbenen Bildung, wir beflecken oder zieren von vornherein die Dinge mit unsern so oder so gebildeten Augen, und insofern ist es richtig, daß wir mit unsrer komplicirten Kultur am Wenigsten eine Geschichte baar erzählen können. Das können aber diese Amerika-

ner, sie sind naiv, und das ist ein Hauptreiz dieser Schriftsteller. Mögen sie Republikaner sein, das ursprünglich Menschheitliche ist überwiegend in ihnen, dieser Unbekannte z. B. wird oft hart, wenn er auf Europa zu sprechen kommt, aber man wird es ihm nicht leicht übel nehmen, es ist in ganz andern Tönen gesprochen, als wenn ein europäischer Ultra raisonnirt.

Uns tritt er näher, weil seine heimathlichen Beziehungen deutsch zu sein scheinen, wie die Coopers und Irvings englisch sind. Wenigstens ist er kein eigentlicher Enkel Alt-Englands; denn die Yankees, wie die Nordamerikaner genannt werden, sind doch alle noch amerikanische Engländer, und von Europa interessirt sie nur England in Sachen des Herzens. Sollten aber diese drei Schriftsteller rangirt werden, so würde ich doch Yrving an die Spitze stellen als den feinsten, welcher das meiste Maaß und durch selbiges die meiste Kunst entwickelt. Dann kommt unser Unbekannter, welcher zwar Cooper bei Weitem nicht erreicht in der großen Spannung, die dieser zu erregen weiß, der

ihn aber in Mannigfaltigkeit und Prägnanz übertrifft.

Cooper macht sich mit seinem Streben nach Humor zu breit, und dieser Humor ist oft gar zu matt und lahm. Er muß auch für einen Amerikaner sehr schwer seyn, weil er nichts mit einfachen, ursprünglichen Zuständen zu thun hat, sondern immer eine Befriedigung aus verstrickten Fesseln, eine Genesung ausdrückt, nicht die Gesundheit, nicht die Natur, sondern die Rückkehr zu beiden zeugt Humor. Coopers Humor ist aus England, und er will sich ihn angewöhnen. Vieles in ihm wäre sogar abgeschmackt, wenn es nicht naiv wäre, alles Ursprüngliche interessirt. Was bei uns bewachsen, verdeckt ist, das liegt dem amerikanischen Autor als Flechse, Nerve, Muskel klar vor Augen, und das überrascht uns bis zum größten Interesse. Es blieb noch etwas von seiner Naivetät, als Cooper Europa zum Schauplatz seiner Romane wählte, aber die Ueberraschung ging verloren. Seine „Heidenmauer," sein „Henker" sind gar nichts Besonderes. —

23.

Edward Lytton Bulwer.

Die Consumtion der romanartigen Schriften ist bei uns noch immer so groß, daß unsere Landesprodukte nicht ausreichen, und nicht eher Behaglichkeit in unser Romanlesen einkehrt, als bis irgend ein fruchtbarer Ausländer die Theilnahme des Publikums ausschließend in Anspruch nimmt, bis einer Mode wird; denn viele Leute lesen nur dann gern, wenn sie wissen, daß es andere auch thun, daß sie darüber sprechen können. Sie mögen nichts Neues suchen, aber sie mögen der Mode, dem bestbefolgten Gesetze, in allen Dingen gehorchen.

Zur französischen Revolutionszeit entwickelte sich

eben in Deutschland rührig und geschäftig die erste klassische Epoche unsrer eignen Literatur, Don Carlos und Wilhelm Meister bewegten uns, als die Franzosen einander hinrichteten und die Horen waren unsre Journale, die Xenien unsre Guillotine. Dabei haben sich unsere Köpfe sicherlich besser befunden; die französischen Schriften Diderot's, Voltaires, Rousseau's waren keineswegs allgemeine Lektüre, man darf kaum von Rousseau's Emil sagen, daß er populär war. Unser Publikum verstand auch damals noch zu wenig Französisch und die Gouvernanten waren noch Prärogative des Adels, erst Napoleon hat die Sprache verbreitet, und das Uebersetzen datirt von ihm zuerst Bülletins, dann Memoiren.

Die Franzosen sind überhaupt als Schriftsteller niemals so populär bei uns geworden, es findet sich immer zu viel kleines geistreiches Zeug in ihnen, was den bloß stofflustigen, handfesten Leser stört, das starke romantische Interesse ist den Helden der unromantischen Gesellschaft durchaus nicht geläufig, nicht die Phantasie, sondern der Esprit ist

ihnen Mittelpunkt, das Herz ist aber immer populärer, als der Kopf.

Und so war es auch mit den Memoiren, welche nach Napoleons Sturze aufkamen, trotz ihres mannigfachen Interesses wurden sie durch die Engländer überboten, durch Byron und Scott. Byron wurde nicht just populär, aber er interessirte sehr, und wenn ihn auch die Leute nicht überall lasen, so ließen sie sich gern von ihm erzählen. Die Weiber bestach er durch seine genialen Gedanken und seinen genialen Kopf mit den romantischen Augen. Dieser Kopf ist wie der Friedrichs des Großen und Napoleons populär geworden, die Damen haben ihn stets wie einen Normal-Dichterkopf vor Augen, und wenn sie in ein Bad oder in die Theaterloge kommen, so sehen sie Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten mit Lord Byron. Unsere Poeten stammten zudem meist vom Lande, hatten Ziegen gehütet, mit kleinen Stipendien studirt, eine magre Pfründe mühselig erreicht, ein Weib genommen, Kinder gezeugt, Philister gespielt — dort war's ein Lord, der seinen Reich-

thum mit Poesie verhöhnte, der sein goldnes Leben tagtäglich wie ein pauvrer Matrose in die Schanze schlug, der Mann war Gegenstand des Salon-klatsches, des häuslichen Skandals, er starb in der Blüthe der Jugend. Gewiß, wenn's auch seine Schriften nicht waren, Byron war persönlich populair und spielte den kleinen englischen Napoleon in den deutschen Herzen fort.

Nach ihm kam Walter Scott; wir müssen ein Faible haben, und bekanntlich macht uns ein ausländisches am glücklichsten. Scott griff in die bunte Baronen- und Räuberzeit Alt-Englands, und mit unbeschreiblichem Staunen sahen wir große Geschichts- und Flächenräume mit aller Staffage, mit noch größerer Verwunderung sahen wir auf dem wirklichsten Hintergrunde der Geschichte Handlung an Handlung vorüberschreiten, es befing uns der historische Roman mit all dem Zauber, welchen der romantische Hintergrund wirklicher Welt, wirklich geschehener Dinge immer ausübt. Die schottischen Haiden, die grünen Schützen, welche durch die alten Wälder schweiften, die

dunkeln Moorgründe, wo sich eine Bauernschlacht herumtummelte, standen Tag und Nacht vor unserm Blicke. Es kümmerte die Demokratie nicht, daß Scott die Baronenherrschaft verherrlichte, und die Aristokraten gewahrten es im Taumel kaum, das Wirkliche, Wahrhaftige seiner Poesie ließ die künstlichen Definitionen, die Begriffsfeindschaften nicht aufkommen. Erst mit seinem „Leben Napoleons" zerstörte er die Illusion, und raubte einem großen Theile seiner Leser jene Unbefangenheit, welche der Empfängniß eines Romans so überaus günstig ist.

So ereignete sich von England aus das Unglaubliche, daß ein einzelner Mann länger als ein Decennium die ganze Lesewelt Europa's beschäftigte, und bei uns allein beschäftigte. Es existirt seit Lopez de Vega und Shakespeare kein Beispiel in der Geschichte, daß ein Schriftsteller bei solch immenser Produktion auch immer neu erfinden konnte. Er starb.

Unterdeß war die Zeit von Neuem aufgeregt worden, und zwar wieder von den Franzosen, es

stand nun auch eine Schaar neufranzösischer Schriftsteller auf, sie sangen tolle Lieder, veranstalteten Orgien, erzählten sich rothe, braune und schwarze Geschichten, wollten um jeden Preis interessiren, und holten dazu die Erregungsmittel aus allen Theilen zusammen. Die französischen Romantiker nahmen einen Theil unsrer Leser und Leserinnen in Anspruch, „der Salamander," „Notre Dame de Paris," „L'ane mort," Barnave" etc. wurden gelesen, besprochen, beschimpft, belobt, aber es mußte wieder ein Engländer kommen, um unser Leseinteresse völlig in Beschlag zu nehmen.

Das ist Edward Lytton Bulwer. Vielleicht ruht in dieser eigensinnigen historischen Erscheinung ein Geheimniß alter Verwandtschaft zwischen unsern Nationalitäten, ein alter Familienzug zu den vergessenen Sachsen.

Bulwer stammt aus einer reichen englischen Familie, ist ein junger, feiner Mann mit einem länglichen, ächt englischen Gesichte, und sitzt seit einigen Jahren im Parlamente, wo er zu den sogenannten Radikalen gehört, welche ohne sonder-

liche Beachtung des Herkömmlichen die Verfassung von der Wurzel aus umbilden möchten. Die historische Illusion, die romantische Vorliebe scheint ihm also im Gegensatze zu Walter Scott fehlen zu müssen, und dies ist auch wirklich ein Moment seiner Beurtheilung. Es darf jedoch nie vergessen werden, daß sich diese Unterschiede in England viel sanfter schattiren, als dies auf dem Kontinente, und namentlich in Frankreich der Fall ist; der bloße Begriff, die nackte Definition ist im Engländer bei Weitem nicht so mächtig, und er hängt mit tausend Fasern an den Sympathieen der Gewohnheit.

Es ist wunderlich, daß ein so poetisches Volk, wie das englische, Hauptmuster europäischer Literatur in Erfindung poetischer Formen und interessanter Begebenheiten geworden ist. Man sollte glauben, dergleichen Dinge müßten den Britten am ersten läppisch erscheinen, und unter so streng reeller Umgebung müßten sie durch und durch baar aller Phantasie und Illusion werden. Daß Shakespeare in Strafford aufwachsen, in London

unser größter Dichter werden konnte, schoben wir gern auf die Zeit der Elisabeth, wo dieser Staat erst anfing, alle Kräfte nach dem Handel hinzustrecken. Man kann ferner nicht begreifen, wie eine Gelehrsamkeit gleich der englischen, die in so enormem Ansehn steht, und das klassische und unklassische Alterthum mit pedantischem, geschmacklosem Heißhunger durch einander genießt, wie solche Gelehrsamkeit dem Schriftsteller so viel modernen Reiz übrig lasse.

Vielleicht ist gerade eine solche Composition, wie die des englischen Volkes, nöthig zum chemisch literarischen Prozesse, das Ritterthum des Barons, der Stolz, die Selbständigkeit des Bürgers, der praktische, untäuschbare Sinn des Kaufmanns, die beschränkten Formen in Sitte und Religion, die Jungfräulichkeit, die Prüderie der Frauen, die weite bequeme Form des gemeinen Rechtes sind vielleicht just die Kontraste, welche der Dichtung zu statten kommen. Uebrigens finden auch alle jene erhobenen Zweifel ihre Bestätigung in den englischen Schriften. Eine gewisse altkluge Ob-

jektivität raubt immer den englischen Romantikern die Frische der Illusion, und von diesem Vorwurfe ist auch Bulwer keineswegs frei zu sprechen. Sie erzählen Alles wie aus einem Großvatermunde, in alten Werkeltagskleidern erscheinen sie auf der Bühne, und diese müssen sie alle erst nach und nach ablegen, ehe man das schöne, warme Fleisch finden kann. Wie sehr vernünftige Leute gehen sie an die Romantik, sie entschuldigen sich, daß sie es thun, sie reiten sich erst ein Paar Stunden warm, ehe sie geschmeidig werden. Die ganze untheilbare romantische Atmosphäre eines deutschen Poeten bringen sie nie, weil sie sich nie enthalten können, sich selbst als prosaische, ungläubige Schriftsteller zwischen die Zeilen zu malen. Alle die Puppen englischer Entwickelung schälen sie langsam und träge ab, aber weil diese Puppen so ansprechend sind, so werden sie trotz ihrer Manier interessant: sie führen uns über den sammtnen grünen Rasen unter die hundertjährigen Bäume ihrer Gartenwälder, es ist Sonntag, die hinter Ulmen verborgenen Dörfer sind still und feierlich,

die Glocken läuten, man glaubt, die alte kirchliche Zeit unter den Stuarts noch zu sehen, das alte Lordschloß sieht ernsthaft vom Hügel auf uns hernieder, die geharnischten Barone scheinen uns hinter den Fenstern zu stehen; oder sie bringen uns Feierabends in die Schenke, wo die feisten Pächter ihre alten Lieder poltern, ihre lustige Derbheit entwickeln, tüchtige Toasts mit mannigfachen Bezügen ausbriugen, und es dünkt uns wirklich, das lustige Alt-England sey wieder da, nicht das ernste, geschäftige.

So machen's die englischen Schriftsteller. Sie überraschen wie mit Zauber, sie entschuldigen sogar den Zauber, weil sie nicht die Schönheit, sondern mehr als diese die Wahrscheinlichkeit beabsichtigen. Bei dem großen Interesse, das sie zu erregen verstehn, bleiben sie völlig romantisch-geschmacklos; sie dürfen einen Schritt weiter gehn, eine Hand voll spannender Fakta weniger haben, so werden sie abgeschmackt. Sie sind keine Poeten und ihre Gedichte sind größtentheils langweilg, die alten schönen Balladen wissen sie wol noch als Antiqui-

täten zu schätzen, aber nicht mehr zu schaffen. Beschreiben und Reflektiren ist ihre Sache nicht, aber Singen. Die Art von geschmacklosem Philisterthume in ihren Romanen kommt wol von der pedantischen Schulerziehung und den praktischen Umgebungen, von welchen sie eigentlich jede Art von Schwung entschuldigen zu müssen glauben, obwohl diese Umgebungen auch der herkömmlichen Meinung sind, Poesie sey etwas sehr Großes, und müsse geachtet werden.

Diese Vorwürfe gewisser Geschmacklosigkeit treffen auch Bulwer. Auch er sperrt sich mit vielen Redensarten, eh' er sich in die Erzählung, das heißt in erfundene Begebenheiten hineinwagt, und wo er sich stellen kann, als sey die Sache nicht bloß erfunden, da hascht er begierig nach dieser Entschuldigung. Denn ein praktisches Volk, wie das englische, hat einen ungemessenen Respekt vor dem, was wirklich geschehen ist. Das ist an sich ein Vorzug und wird nur eben beim romantischen Schriftsteller ein Fehler. Auch Bulwer bewegte sich, besonders Anfangs, in den altherkömmlichen

Begebenheiten der Romane: Ueberfälle auf der Landstraße, Criminal- und Galgeninteressen. Die Polizei ist bei einem freien Volke immer schlecht, es wurde immer in England Viel gestohlen, die öffentliche Criminaljustiz verbreitet Stoffs und Antheils die Fülle von Verbrechergeschichten. Sie enthalten z. B. die ganze Handlung in Bulwers Eugen Aram.

Bulwer suchte nun später mehr und moderner als die meisten andern englischen Romantiker neue Vorwürfe zu seinen Romanen, aber das eigentliche Fleisch und Blut ist noch immer nicht sehr verschieden von dem altenglischen; die Breite dramatischer Gespräche ist noch wenig verkürzt, wenn auch mehr durch Geist gehoben; die geschmacklose Ueberhäufung mit Citaten aus allen Schriften der Welt, womit sich die englische literarische Bildung breit zu machen pflegt, ist auch bei ihm noch in aller Widerwärtigkeit. Die Leute des Romans können sich nicht drei Worte über Liebe, Frühling, Wind, Kummer sagen, ohne daß sie einen Klassiker zu Hilfe nehmen. Um alle Ueberraschung

zu vermeiden, welche der breit sprechende Engländer nicht liebt, steht der Inhalt des kommenden Romanabschnittes über jedem Kapitel.

Und daß wir eine Summe ziehn: die Form der englischen historischen Romane, welche so unumschränkten Eingang bei uns finden, ist keineswegs künstlerisch schön, sie ist sogar voll Mängel, träg, ohne höhere Schönheit. Aber die Romanschriftsteller sind höchst geistreich, höchst erfahren, ihr Talent ist größer als ihre Intention, sie verstehen es meisterhaft, eine Menge Interessen klar, anschaulich darzulegen, gesunde Menschen rücksichtslos handeln zu lassen, und so bereiten sie mit einer gewissen freistaatlichen Kühnheit eine solche Menge interessanten Stoffs, daß alle unsre Thätigkeiten beschäftigt werden.

Unterliegt nun auch Bulwer fast all jenen Vorwürfen, welche man den englischen Romanschriftstellern machen darf, so hebt er sich doch durch glänzende Vorzüge aus der Masse. Wenn auch ohne Glanz und Zauber, so ist doch seine Darstellung glatt und leicht, und es spielt die feinste Weisheit

um Alles. Eugen Aram z. B. ist eine der schönsten, auf das Weiseste gezeichneten Figuren irgend eines Romans. Die höchste Kraft von Bildung, von genialer Humanität ist in ihm verkörpert, und Alles, was er spricht, ist gediegen wie der Fluß des Goldes.

Aber Bulwer ist noch besonders merkwürdig. Nicht bloß weil er so viel und so gut schreibt und so viel gelesen wird, sondern weil er vielleicht ganz anders schreibt, als die meisten Leute glauben, und weil er wegen ganz andrer Dinge gelesen wird, als die meisten Leser vermuthen.

Es ist zu verwundern, daß sich unsre Literaten das entgehen lassen. Etwas Definitives in Geschichte und Literatur läßt sich jetzt nicht sagen — wir erwarten Alle mit Sehnsucht jenes Genie, welches alle Radien in sich vereinigen und uns eine große historische Leuchte aufstecken wird; denn es ist uns klar, daß der Alles vereinigende Mittelpunkt unsrer Geschichte noch nicht gefunden ist, vor welchem alle Welt anerkennend niederfallen muß. Er wird gefunden werden, wenn auch nach

vielen, vielen Jahren; denn es ist unsre merkwürdige Konstruktion, daß wir auch immer die Erfüllung dessen auffinden, wovon wir das Bedürfniß erkannt haben. Aber was können wir besser thun, so lange wir um das tiefe Geheimniß wie die Motten um das Licht herumschwärmen, als die Göthische Erfindung ausbeuten: das Einzelne genauer kennen lernen, Bausteine fertigen. Die Individualitäten bilden die Welt, wir sollten Individualitäten bis auf das Mark der Seele studiren; wichtige Individualitäten sind einzelne Kapitel der Weltgeschichte.

Ein solch Kapitel ist Edward Lytton Bulwer, namentlich in Bezug auf uns, er wirft ein Licht über unser Publikum. Welches?

Das Hervorstechende an ihm ist eine umfassende Bildung. Alles dokumentirt eine überraschende, ausgebreitete Kenntniß, sorgfältige, ja feine Beobachtung, eine milde, geläuterte Humanität, daß ich es mit dem einen, oben schon gebrauchten, kostbaren deutschen Worte sage: Alles bekundet Weisheit.

Und das interessirt jetzt mehr als die größte Vollendung in der Kunst. Ein Künstler im höchsten Sinne des Wortes ist er nicht, er ist die glänzendste Potenz eines praktischen Mannes, ein liebenswürdiger, höchst bedeutender Philister. — Philisterthum ist natürlich hier nur der Gegensatz von Poesie, an die schäbige, fadenscheinige Couleur dieser deutschen Eigenschaft ist dabei nicht zu denken. Denken, Lernen, Entwickeln, Schildern, Alles das ist da; aber Schaffen, das Herz des Poeten?

Er ist viel mehr als Göthes Madame Melina, welche eine Anempfinderin genannt wird, aber er ist, wie unser Publikum größtentheils, eine Madame Melina. Ein designirter englischer Minister ist er ebenfalls: der gesellschaftliche Zustand Englands und die Sorge um denselben hat seine Bücher eingegeben, der Aram, Clifford, Devereux, Pelham, England und die Engländer, all seine Gedanken und Bestrebungen gehen von Haus aus auf das Nützliche; seine Lernbegierde, seine natürliche Liebenswürdigkeit, seine zarte Humanität ha-

ben ihm manches Poetische angewöhnt, er ist ein designirter Minister, aber kein designirter Dichter. Der Dichter soll auf Jahrhunderte spekuliren, der Staatsmann auf ein Lebensalter.' Man vergleiche dazu Bulwers etwas schwülstig angeordnetes, aber sehr umfassendes „England and the Englishmanns," wie fein, wie reif prüft er die Zustände, wie trefflich giebt er an, was man verlangen könnte, was zu verbessern wäre. Nun? Aber es sind die Verbesserungen und Veränderungen eines praktischen Mannes, es ist tüchtige englische Spekulation, die er im Nothfalle vor einem gebildeten Kaufmanne verantworten und vertreten kann — höhere, poetische Spekulation ist nicht darin, die kann man vor keinem Kaufmanne vertreten.

Er beurtheilt englische Poeten, z. B. Sheridan, Shelley, Wordsworth, Coleridge, Lord Byron: dabei ist er nicht gerade ein englischer Moralist, ein befangener Episkopale oder Puritaner, nicht gerade Master Johnson selber, aber er ist nur gebildeter als jene Begriffe und als dieser, nicht anders; nicht ein unbefangenes dichterisches Gemüth,

das die Kritik handhaben kann ohne allen Schatten von Herkömmlichkeit. Er hat nicht übel Lust, uns den unbedeutenden, civilen Wordsworth, einen rhetorischen Gentleman, eben so hoch zu stellen, als den Lord Byron; er spricht noch viel von didaktischen Gedichten, er entschuldigt Byron wegen seiner unbändigen Vorzüge, und schiebt sie auf Verhältnisse, er entschuldigt Shelley wegen seines brausenden Geistes; es ist kein welthistorisches Auge in ihm, wie es in jedem Dichter ist, der sich nicht befangen läßt. Er ist nur für Auffassung des Nächsten vortrefflich.

Diesen Vorwurf eines Mangels an originaler schaffender Poesie scheinen nun auf den ersten Anblick seine „Pilger am Rheine" zu widerlegen. Es enthält dies Buch die Reise zweier Liebenden den Rhein entlang und nebenher flattern Elfenliebschaften und allerlei andere hübsche Geschichten. Aber er widerlegt es so wenig, wie sein neustes „die letzten Tage von Pompeji," von welchem gleich die Rede sein soll. Es enthält den Beweis vielfacher poetischer Thätigkeit Bulwers, es ist die

Anempfindung Deutschlands, deutscher Auffassung und Darstellungsweise, es ist eine ganz verführerische Madame Melina, aber nein, kein Schöpfer der Melina.

Poetische Fähigkeiten sind viel weniger als Poesie, so wie Tugenden weniger sind als Tugend.

Und wenn nun diese Auffassung Bulwers richtig wäre — um in bescheidner Bulwerscher Manier zu sprechen — so verbreitete sie wirklich ein merkwürdiges Licht über unser Lesepublikum.

Mit den Lesegelüsten der Menge ist es wie mit den Liebschaften und Heurathen der Menge: das Verwandte, das Handwerk sucht sich.

Die Belehrung, jener beliebte didaktische Beigeschmack, was die Mehrzahl unsers ästhetischen Publikums noch immer charakterisirt, dürfte das wesentliche Anziehungsorgan sein. Es ist also Göthe noch nicht gelungen, die Gellertsche moralische Fabelperiode ganz zu verdrängen, und das reine, unverfälschte Verlangen nach der Schönheit zu erwecken. Sie fragen auch immer bei der Kunst, was sie nütze, lesen Walter Scott der englischen

Geschichte wegen und loben Theodor Körner, weil er die Keuschheit befördre.

Das ist ein Beweis, wie allgemein und tief das liebenswürdige Philisterthum in uns sitzt — nicht wegen seiner künstlerischen Vorzüge, sondern wegen seiner Wissenschaft wird Bulwer gelesen. Ich meine hierbei das Wort „liebenswürdig" vollkommen ehrlich und harmlos. Wenn Bulwer in Italien, Frankreich und Spanien eben so viel Theilnahme fänd, was ich allerdings bezweifle, so ist am Ende diese Art Philisterthum ein nothwendiger Erdbestandtheil ganzer Völker.

Vielleicht ist Bulwer selbst so etwas durch den Kopf gegangen; denn es erschien plötzlich ein Buch, was auf den ersten Anblick wenig Berührung mit jenem Philisterthume zu haben schien, wo namentlich gar keine englischen Staatsinteressen zu wittern waren — „die letzten Tage von Pompeji" heißt es.

Und doch welch ein Gewaltsames liegt in dieser Intention! Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß es ein gemachtes künstliches Pro-

dukt werden muß, wenn ein Schriftsteller an Darstellung solcher Scenen geht, die gar keinen Berührungspunkt mit unserm Herzen haben. Die Archäologie braucht kein Herz, aber der Roman braucht eins. Das wird um so eindringlicher, als dieser Vorwurf vielfach zu dem eben charakterisirten Wesen Bulwers stimmt. Er koncipirt seine Sachen immer mit dem Verstande, ein ächter Vertreter unsers Publikums, was durch die Kulturschwankungen an den Grenzen so vieler Interessen steht, und sich noch nicht entschieden für ein Ganzes erklärt hat, dem ein solcher Elektricismus erwünscht ist, welcher nirgends auf entscheidende Wahl dringt.

Wenn man indeß bedenkt, daß Bulwer leidend zu Neapel lebte und also doch auf einem natürlicheren Wege das Unglück Pompeji's und dieses Buch empfangen hat, so sieht man ein, daß alle diese Vorwürfe nicht in bestimmter aufrechter Figur, sondern mehr bescheiden und fragsam zu ihm treten müssen.

Ueber die philiströse Behandlung des Stoffs

herrscht aber wiederum kein Zweifel: ohne Unterlaß schwatzt er als Forscher und Lehrer in den Stoff hinein, theilt die Zufälligkeiten, die kleinen Veranlassungen seiner Erfindung den Lesern mit, um recht geflissentlich und prosaisch — ächt englisch — alle poetische Illusion zu zerstören. Die Leute sollen ja nicht glauben, ein undefinirbarer Genius habe ihm Dies oder Jenes zugeflüstert, nein, dieser Stein oder jene Stelle des Herrn Plinius habe die Veranlassung gegeben.

So viel dichterisches Element also in diesem Buche ist — schon des Stoffes wegen mehr, als in den übrigen — so sehr beweist doch auch gerade dies Buch wieder, daß der Verfasser kein eigentlicher Dichter ist. Er glaubt selbst nicht einen Augenblick an seine Täuschungen und Erfindungen.

Just diese „letzten Tage von Pompeji" erinnern deutlich an die englischen Schulen, wo prosaisch und schulmeisterlich so außerordentlich viel gelehrt wird. Sie kennen die Ursprünglichkeit,

aber es dünkt ihnen constitutionell schamlos, sie zu zeigen, überall klebt Malztaxe.

Was das romantische Element anbetrifft, so hat die bekannte Lady Morgan Aehnlichkeit mit Bulwer. Es ist ihm vorgeworfen worden, daß er es im Grunde nur als Nebensache ansehe, und sich desselben nur als eines Vehikels bediene. Das thut die Morgan in viel stärkerem Grade, viel ungeschickter, gröber, unzarter. Sie ist eine gewandte, geistreiche Frau, welche sich mit viel Lebhaftigkeit ihrer Kombination der Zeitinteressen bemächtigt hat, und diese durch Romane propagiren will. Der Roman an sich ist ihr nur das Mittel, ein für die Menge anziehendes Journal zu schreiben. Ihr neuster Roman „die Prinzessin,“ der sich die Justifikation Belgiens zum Vorwurfe genommen hat und nebenbei den störrigen Torrysmus geißelt, ist eigentlich nur ein ausgeführter Artikel der „Times“. Von diesem Standpunkte aus müssen ihre Romane angesehen werden, welche sie dann auch nur mit Hilfe einiger Verstandeskombinationen zusammen setzt, eine doppelgängerische, mystificirende Figur

fehlt beinahe nirgends, und ein irischer Bursche belustigt mit seinem Jargon und seiner Ungeschicktheit, tiefere Herzensverflechtungen gestalten bei ihr niemals anziehende Verhältnisse und Zustände. Parallel mit dieser Aeußerlichkeit sind denn auch ihre Ansichten von Staat und Kunst, praktisch und räthlich, gesund und einfach, aber arm und ohne tiefere Beziehungen.

Bei alle dem findet sich in dieser kolossalen irischen Dame viel Kraft und Energie und sie faßt namentlich äußere Geselligkeitsverhältnisse mit einer überraschenden Schärfe auf, wie sich das in einem ihrer letzten Bücher „dramatische Scenen" am deutlichsten herausstellt.

Darf man die Staël damit bezeichnen, daß man ihr ein witziges, rednerisches Herz, eine kombinirende Leidenschaft zuschreibt, so kann von der Morgan gesagt werden, sie besitze einen interessanten, behenden Verstand. Von eigentlicher Romantik ist weder bei der einen, noch bei der andern die Rede, und Coriune mit aller störsamen Beschreibung italischer Kunstwerke, besonders aber

Delphine in den Spielereien mit Herzenswitz ist jedenfalls noch eher Roman zu nennen, als die „Prinzessin" der Lady Morgan, die übrigens strotzt von unterrichtendem Material.

24.

Spindler.

Es ist auffallend, wie reich wir an mehr oder minder gelungenen Versuchen zu historischen Romanen sind. Oder richtiger: es ist nicht auffallend, denn wir sind Alle selbst Figuren des historischen Romans: wir möchten Alle viel thun und sind der Meinung, die Weltgeschichte höre auf ohne unsere Thätigkeit, aber wir thun doch nichts, sondern erfahren nur: wir schaffen keine Thaten, sondern erleben nur Begebenheiten.

Der Charakter eines Romanhelden ist unser Volkscharakter. Oder vielleicht haben wir die Definition eines Romanhelden gerade so erfunden, weil sie uns zunächst lag. Zum historischen Ro-

mane braucht's nämlich keiner Helden, denn Helden verdunkeln die Zeit, und jener Roman soll sie veranschaulichen. Darum sind wir die Titelcharaktere des historischen Romans, auch weil wir just das nöthige historische Unglück haben. Wir haben das Schießpulver, die Poesie, die Vernunft in der Kirche erfunden, und die Erfindungen sind uns unter den Händen zu Begebenheiten geworden, es sind unsre Gedanken gewesen und andre Leute haben sie ausgebeutet. Wenn wir den Ausländern sagen: der Mann des Schießpulvers hieß Schwarz, und das ist ein deutsches Wort und der des Vernunftpulvers hieß Luther, und das ist beinahe ein sehr deutsches, so besinnen sie sich, ob das wahr sei, und sagen: 's ist möglich, und was weiter?

Wenn der Michel einen dummen Streich macht, so kriegt er Schläge dafür, ja er kriegt welche, wenn ihn ein Andrer macht, und Michel nur zufällig in der Nähe ist, aber wenn er einen klugen Streich macht, so glaubt's kein Mensch, oder es wird ignorirt, und man sagt: Gott weiß wie er dazu gekommen. Fragt ein andres Volk, ob es alle

die Schnurren von historischem Unglück hat, das einen armen Teufel verfolgen und alles Unscheinbaar zum Malheur verkehren kann. Diese Schnurren gehören zu den Grundideen unsrer Geschichte.

Ich habe wohl nicht beizusetzen, daß ich das für nichts weiter, als eine Einseitigkeit ausgeben will, und mich nur darauf berufe, wie man ja zuweilen auch die Winkel auskehren muß, um ein gutes Korn zu finden.

Seit dreihundert Jahren haben wir lauter welthistorisches Detail angefertigt, wir haben viel einzelne Räder und sonstige Bestandtheile der Uhr gemacht, aber andere Völker haben die Uhr zusammengesetzt, und unsre eigne Arbeit hilft Zeit machen, die uns oft gar nicht gefällt. Wir haben den Napoleon gestürzt und es glaubt's kein Mensch, die Historiker sagen, England und Spanien hab' es gethan; sogar die platten Holländer möchten uns die Erfindung der Buchdruckerkunst streitig machen. Aber wir guten Deutschen denken immer, wir seyen in England und Frankreich im Stillen doch ein sehr geachtetes Volk. Wir denken immer

noch, jene Völker fühlten's vortrefflich, daß wir zu den meisten Dingen den Grund gelegt, daß wir bessere Schulen und Schulbildung und die meisten Bücher, Titel und Biersorten hätten, so rühre das von einem falschen Nationalstolz her, sie beneideten uns aber doch um unsre höhere Humanität und unsern Kosmopolitismus.

Vollendet nicht dieser Beigeschmack von Idealismus, der die Leute immer für besser hält, als sie sind, vollendet er nicht unsre Anlage zu Hauptfiguren des historischen Romans? Denn die stolzen Engländer und die in sich selbst verliebten Franzosen sind eben das Gegentheil von dem, was sie uns scheinen. Wo sie uns loben, da politisiren sie, oder sie ringen's mühsam einer artigen Stimmung ab, in ihren politischen Herzen aber begiebt sich ein ununterbrochenes Achselzucken und Lächeln über den deutschen Michel.

Wir dürften nur Treu erzählen und wir hätten historische Romane. Aber wir haben sie noch nicht und auch Spindler hat noch keine geschrieben, sondern nur die schönsten Befähigungen da-

zu; ich hoffe aber, er wird sie noch schreiben. Unser bestes Talent in diesem Genre ist er zuverlässig.

Spindler hat einen solchen Reichthum an Erfindung, daß ihm der Athem darüber ausgeht, er überschüttet uns mit Silbermünze; wenn in jedem seiner Romane drei Goldstücke wären, so hätten wir einen interessanteren Walter Scott, wenn auch keinen besseren. Denn Eins wird ihm stets im Verhältnisse zu jenem abgehn: er kennt die Zeitabschnitte nicht so genau und antiquarisch wie jener. Aber er schreibt seine Romane mehr aus dem Herzen in die Zeit hinein, Scott machte es umgekehrt, darum war Scott zu Anfange jedes Romans trocken, Spindler ist von vornherein interessant.

Daß aber dem Spindler noch immer jene Goldstücke fehlen, an die man denken muß, wenn man sich eines Scottschen Romans erinnert, daran ist nicht er Schuld, sondern der Umstand, daß er ein Deutscher ist. Wir sind das höfliche Volk, der Franzose ist nur artiger, aber der Engländer ist ein Flegel gegen uns. Ein höflicher Mensch macht nur kleinere Schritte, ein höflicher Mensch hat eine

viel geringere Begebenheitskourage als ein Grobian. Spindler ist bürgerlich, Scott war ein Baron. Ein muthiger Baron ist doppelt so schnell muthig, als ein muthiger Bürgerlicher. Der Stolz parinter pares verläßt jenen nicht vor den Blicken eines siegreichen Mädchens, nicht in Gefahr der Schlacht, nicht im Salon, und der Romanschreiber, er sey noch so objektiv, soufflirt seinem Helden mit der innersten Seele.

Das darf nicht mißverstanden nicht mit Vorigem als Widerspruch angesehn werden: Spindler ist eben so reich, fast reicher an Begebenheiten, aber nicht so reich an aristokratischen, sich stolz auszeichnenden, welche alles Interesse absorbiren. Ein Mann der Baron ist, und einer Nation angehört, die rücksichtslos grob sein kann erfindet solche mit größerer Kühnheit und Rücksichtslosigkeit als ein deutscher Bürgerlicher, selbst wenn dieser mehr Talent hat. Und wenn ich der Hofrath Böttinger wäre, so schriebe ich: fast dürfte man zuweilen der Meinung sein, Spindler habe mehr Romantalent als Scott, aber es fehlt ihm Scotts Weis-

heit, aristokratische Energie, es fehlen ihm die englischen Guineen. Jene einzelnen, durch ihre Kühnheit, ihre pittoresken Umrisse überwältigenden Scenen in Ivanhoe, Kenilworth, dem Talisman, jene Scenen sind die Goldstücke, deren Glanz uns blitzend in's Gedächtniß strahlt, wenn der Name Scott genannt wird, und da strömen die Lobeserhebungen aus dem Munde, wir wissen selbst nicht, woher sie kommen.

Und jene Scenen fehlen Spindler. Er ist auch in seinen Romanen nie dreister als ein Deutscher, und das ist zu wenig, denn der Deutsche ist auch schüchtern, wenn er dreist ist. Die Dreistigkeit im Erfinden improvisirt aber eine Schöpfung und ist auch Poesie.

Es ist erstaunlich, wie viel Spindler erfindet, wenn die einzelnen Erfindungen sich nur mehr von einander sonderten durch entschlossene Gesichter. Die Fäden schlagen sich kreuz und quer durcheinander, man wird verwickelt und keuchend hier und dorthin getrieben, um einen Ausgang zu gewinnen, man wird über die Maaßen beschäftigt,

und erschöpft, todtmüde kommt man am Schluße des Buches an, wo denn noch mit hastiger Hand der wirre Knäul aus einander gerissen werden muß. Das ist auch namentlich in seinem letzten Romane „die Nonne von Gnadenzell," welcher das südliche Deutschland zur Zeit der regierenden Schlafmütze Friedrich III. wiederspiegelt. Aber man wird mehr beschäftigt, auch interessirt, als erfreuet.

Spindlers Romane sind zu eintönig gemalt, obwohl ihnen keine Farbe fehlt, es fehlt ihnen der Scottsche Klimax. Spindler verschwendet die Begebenheiten, Scott sammelt seine Truppen zu einzelnen großen Schlachten und erreichte damit so viel, wie Hannibal und Napoleon es thaten. Das wird Spindler noch lernen, denn die Verschwender werden die besten Oekonomen. Er steht Walter Scott an Intuition nicht um ein Haar breit nach, aber Scott ist ein größerer Künstler. Aber es ist ein großes Glück, daß wir Spindler besitzen, denn er ist unser reichster Begebenheitspoet, und es ist ächt deutsch, daß wir eigentlich gar nichts für ihn thun: Die Leihbibliotheken kaufen seine Bücher, und

man lies't, man verschlingt sie! aber sonst kauft sie Niemand, denn das Erzählungstalent wird zuletzt in Deutschland gewürdigt, und doch ist's schwerer, zu erzählen, als zu raisonniren.

Wir sind aber und bleiben sentertiös, und Gedanken interessiren uns mehr als Thaten.

Es ist mir im Spindler oft eine gewisse Auflösung, stete Wanderschaft des Lebens aufgefallen, ein rastloses Wesen, eine Hast, die umherjagt. Nichts ist schöner, als wenn er einen thauenden Morgen auf dem Schwarzwalde beschreibt, das Mädchen, die Gisela, sitzt unter dem düstren Fichtenbaume am Wege, ihre Wange ist vom Gehen erhitzt, sie strählt sich das blondbraune Haar mit den sonnverbrannten Armen, und sieht nachdenklich die Fahrstraße entlang nach dem Lande hinunter; aber sie hat kein Bleiben, man wünscht, daß sie bald wieder aufbrechen möge, es ist keine Befriedigung, kein Ziel in der Nähe.

Vielleicht ist in uns Spindlers Leben übergegangen, das ist lange dissolut, hin- und herfahrend, unruhvoll gewesen. Aus Straßburg stammt

er, und wegen eines unangenehmen Vorfalls ist er dort vor die Assisen geladen worden, hat die Heimath verlassen und ist unter mancherlei Gestalten, wie eine streifende Figur aus seinen mittelalterlichen Romanen im deutschen Lande herumgezogen. Auch als Schauspieler. Das hat Alles nicht ausreichend gelingen wollen, die Misere des Lebens ist ihm oft gröblich nahe getreten, und unter solchem Geschick hat er seinen ersten und allerdings dissolutesten Roman den „Bastard“ geschrieben, an einen Bekannten nach Zürch geschickt und um jeden Preis loszuschlagen gebeten.

Damals lag er zu Hanau an Mangel darnieder, und es wurden die Würfel geschüttelt, was aus ihm werden sollte. Der alte Füßli hat ihn unsrer Literatur gewonnen. Jener Bekannte schickt aus Versehen Spindlers desparaten Brief mit an die Buchhandlung, und giebt nun, als er dessen inne wird, alle Hoffnung eines erklecklichen Honorars auf. Da erscheint eines Morgens der alte Rathsherr Füßli im breitschößigen braunen Frack,

in der Hand den großen Stock aus Ludwigs des Vierzehnten Zeit in eigner Person bei ihm, und erklärt mit republikanischem Freimuthe, der Roman, genannt Baschtard, schei nichts Vollkommenes, aber verkünde großes Talent, und das Hausch Füschli wolle ihn anständig honoriren.

Dies rettete Spindler aus dem Jammer, und begründete seine Karrière.

Jetzt lebt er wohlhäbig im eignen Hause zu Baden-Baden, und wenn sein fleischiges, gesättigtes Aeußere gewahrt, wenn man ihn Tabak rauchend vor seiner Wohnung umherspaziren sieht, so hält man ihn für einen in Ruhestand versetzten, noch rüstigen Officier, welchem man keineswegs solch eine bunte, tolle Welt zutraute, wie sie in seinen Schriften umherspringt.

Bezeichnend ist es für das Uebermaaß seines stofflichen Reichthums, daß alle seine kleineren Erzählungen in Fülle und Masse ersticken, unerquicklich bleiben. Das Formen- und Schönheitsgefühl ist noch nicht so klar in ihm ausgebildet,

daß er die nöthige künstlerische Oekonomie zu beherrschen wüßte. Seine Krankheit ist der Reichthum, und es ist zu vermuthen, daß sich diese mit den Jahren mindert.

25.

Der Roman.

Der Roman ist unser literarisches tägliches Wort. So wichtig wie dem Italiener das epische Gedicht und das Sonnett, dem Spanier die poetische Darstellung seiner Geschichte in der Romanze, dem Franzosen die Komödie, ja noch wichtiger ist uns der Roman.

Wir theilen diese Vorliebe mit den Engländern und haben auch gewöhnlich hierin den Anstoß von jenen erhalten. Das bürgerliche, noch mehr das häusliche Leben mag eine Ursache davon sein: das Klima weis't uns an die Oefen, in die Stuben, und der Drang sein Leben in der Darstellung zu verschönen äußert sich in jeder Kultur, die Trivia=

litäten dieses Lebens, an welchen wir reich sind, fanden im Roman am besten Raum.

Man möchte sagen, daß das Lied und der Roman bei uns Volkspoesie geworden sind: der Pole singt seine Nationalgesänge, der Italiener die Stanzen, Arcorts und Tasso's, der Deutsche erzählt dem andern eine Geschichte, einen Roman. Er sitzt des Abends auf der Bank am Ofen, raucht eine Pfeife Taback, und je graulicher und grauslicher die Geschichte klingt, desto mehr Beifall, stilles Entzücken weckt sie.

Darum giebt es aber auch in Deutschland kein schnelleres Bildungsmittel als der Roman. Die Mutter und der Geliebte bilden am schnellsten, der Roman ist der Deutschen Mutter und Geliebte. Wir lassen uns alle Bücher verbieten, so lange uns die Romane bleiben; ich glaube, daß Deutschland nur dann eine Revolution bevorstehen würde, wenn man die Romane mit dem Interdikt belegte, so wie das römische Volk aufstand, wenn ihm die circensischen Spiele genommen wurden. Die Romane sind unsre circensischen Spiele.

Der Name Roman kommt von dem Dialekte her, in welchem zuerst Derartiges geschrieben wurde, vom Romanischen. Durch diesen Dialekt ist uns alte und neuere, klassische und christliche Kultur gekommen, die romanischen Sprachen waren die Brücke aus Roma nach Rom. Vielleicht weil man beim Romanischen auch immer an Christen- und Ritterthum, an den Anfang des Mittelalters gedacht, hat man die Poesie, welche sich Erinnerungen und Stoffen aus diesem Bereich zu thun macht, Romantik genannt, und romantisch ist am Ende Alles betitelt worden, was überraschend, ungeregelt und doch interessant aussah und doch eine geheime Regel in sich zu bergen schien, Alles was an eine Zeit- und Stoffmischung erinnerte und Reiz ausübte.

Worte und Menschen können oft nicht für ihren Ursprung, Romulus Augustulus hatte auch den Namen Kaiser vom Cäsar, ein berühmter Pabst, ein großer Hirt der Kirche, war zum Schweinehüten auferzogen worden, Tory heißt vom Hause aus ein Straßenräuber, Erzählungen

in deutscher Sprache heißen nun eben auch Romane, wie deutsche Strickbeutel voll deutschen Sandkuchens Pompadours heißen.

In der ritterlichen Normandie, diesem so überaus wichtigen Lande, ist der Roman erfunden worden. Die Normannen, jene romanhaften Abenteurer, lösten die Araber ab, und es hatte auch wirklich kein Volk mehr Gelegenheit, überraschende Begebenheiten zu erfinden, als dasjenige, was seine ritterlichen Räuber in allen Meeren herumjagte, was in Unteritalien, in England, in Skandinavien seine Throne hatte, in Syrien gefürchtet war, in Kiew herrschte, und auf Island sogar zuerst gewesen sein soll. Damals war Island noch grün und üppig, der Norden war wärmer als jetzt und die Söhne der Welt, die Normannen, zeugten eine Zeitlang südliche Früchte die ihnen in Neapel und Antiochien lieb geworden waren. Dieser Geschmack hat sich vor eine Tradition, wie der Roman fortgepflanzt, noch heute empfinden die Isländer eine große Sehnsucht nach Feigen.

Man ist lange uneins gewesen, ob den Ara-

bern oder den Normannen die Erfindung des Romans gebühre. Beide Völker waren die romanhaftesten jener Zeit, namentlich hat man den Ritterroman, allerdings der Anfang dieser Gattung, bei den Arabern gesucht. Das feine Ritterthum stammt von ihnen, und ist kein christliches Produkt, wie es gewöhnlich heißt, die feinsten Ehrbegriffe stammen von den Mauren in Spanien — es war einst ganz Alpusarra in Waffen, und es blieben 50,000 Menschen auf dem Platze, weil ein Einziger durch einen Stockschlag beleidigt worden war was gar nicht islamitisch klingt: der Freiheitssinn, das Lehenswesen stammt von diesen Arabern, die leidenschaftliche, spitzfindige Verehrung der Frauen die ganze haarscharfe, pedantische Moral des Ritterthums, welche die deutschen Studenten bis in die letzte Zeit unsrer Tage fortgeerbt hatten, Alles das war maurisch, aber der Ritterroman nicht. Sie haben alles Zeug dazu geliefert, in ihren Romanzen vorgearbeitet, aber die Normänner erfanden das eigentliche Epos, was wir Roman nennen.

Die nordfranzösische Trouvèren waren die

ersten Romantiker. Sie ziehen mit Wilhelm dem Eroberer nach England und bringen das Romanische in die dortige Sprache und Poesie. Das erste hierher gehörige Dokument ist das Buch der Britonen oder Brut, eine fabelhafte Geschichte der ersten Könige Englands, ihm folgt der Roman vom Löwenritter und das Buch vom Raoul.

Man sieht daraus, daß unser geschmähter Spieß, dies verhöhnte romantische Talent seine klassischen Erinnerungen hatte mit seinen „Löwenrittern.“

Jenen ersten Versuchen folgten: Tristan v. Léonois, der Graal, Lancelot, dann das berühmte Gedicht von Alexander, der als chevaleresker Ritter spielt, und von dessen Versmaaße der Name Alexandriner entstanden ist.

Bei Erwähnung des „Graal“ muß ein Näheres über jene wunderlichen Sagenkreise beigefügt werden, welche eine große Rolle in der Entstehungszeit des Romans spielen. Der Graal, König Arthus und Merlin waren die drei ausgezeichnetsten Mythen. Unter dem heiligen Graal verstand man den Kelch, woraus Christus während der

Kreuzigung getrunken hatte; er war von Lancelot und Consorten erobert und nach England gebracht worden. Dies Wort „Graal" hat übrigens den antiquarischen Romantikern viel Sorge gemacht, da es sich durchaus nicht ermitteln lassen wollte, ob der Cruor, das Blut selbst vielleicht darunter zu verstehen sey, und es ist, wie zu erwarten, bei dieser Gelegenheit viel Exegese und Gelehrsamkeit au den Tag gekommen.

Christian v. Troyes hat diesen Roman im 12. Jahrhunderte geschrieben.

Der König Arthus mit der Tafelrunde findet sich schon im Romane des Brut, der 1155 aufgesetzt seyn soll. Wieland hat diesen Mythenkreis am Vielfältigsten, freilich nicht ganz zu romantischer Zufriedenheit, behandelt, und der Stoff wird von daher den Lesern bekannt seyn. Ueber den Zauberer Merlin, einen stolzen Repräsentanten des nordischen Heidenthums hat Karl Immermann vor drei Jahren ein Gedicht herausgegeben.

Der oben erwähnte Roman vom Tristan, um 1190 geschrieben, war der erste in Prosa.

Dies ist die erste glänzendste Ahnenzeit des Romans.

Die zweite Gattung bilden die vielfältigen „Amadis,“ zuerst der von Gallien, welchen man den Portugiesen züschreibt, obwohl er auch im normännischen Bezirke spielt. Die späteren Amadis sind indessen unläugbar spanisch, werden schwülstig, unnatürlich und erzeugen endlich als äußerste ironische Spitze den Don Guisote.

Es wäre um etwa noch der Hof Karl's des Großen nachzuholen, welcher von den eigentlichen Franken, den späteren Franzosen, mannigfach erzählt worden ist. Turpins Chronik, die vielleicht von einem spanischen Mönche angefertigt worden ist, bildet die Hauptquelle und Karls und Rolands fabelhafte Thaten in Spanien sind auf mancherlei Weise variirt worden.

Nach den Kreuzzügen wurden alle alten Geschichten mit neuer Farbenpracht zauberartig aufgeputzt, aber der erste Schuß war vorüber, die Illusion zerstoben, jener berühmte „Roman von der Rose,“ in welchem alle Laster und Tugenden auf-

treten beweis't deutlich, daß die romantische Zeit zu Ende ging und die eigentlichen Franzosen dafür keine Fähigkeit besaßen. Schon damals beginnt die französische gereimte Prosa, welche sie Poesie nennen, die „Rose" beginnt jenes Poetisiren mit Allegorie und Visionen, deren Haupt später Dante wurde.

Nur die Mährchen blühen nach dem Beispiel der Araber auf, und aus jener Zeit datirt der allerliebste Reinecke Fuchs. Mühsam dehnen die Literaten an den Fabliaux, welche größtentheils einer früheren Zeit angehören, den Romanfaden weiter.

Es darf nicht auffallen, daß der Roman im Wesentlichen wieder aus der Literatur wegschwindet bis auf die neuere Zeit; was wir aus dem Worte herausdefiniren ist ein Produkt der Gesellschaft, diese kommt aber doch gewöhnlich erst in Rede, wenn sie geschaffen, gefährdet, oder umgestaltet wird, so wie man bei der Geburt und beim Tode zumeist vom Leben spricht. Ist nun auch der Roman, von welchem so eben historische Weise gere-

det wurde, nicht ganz von der Art, ist er auch im Grunde mehr das, was wir Epos nennen, so ist er doch der Stammvater unsers Romans, so mußte doch darauf zurückgegangen werden; die damaligen Momente der Gesellschaft: neue Religion, neue Liebe, das Rittertreiben sind die Mittelpunkte, wie in unsrer Zeit die Heurathsschwierigkeiten, die Bildung, die Kunstansichten, die Ansichten über Goethe.

Aus jenem Romane bildete sich das Epos, die nächste Folge waren die biblischen Schauspiele, das Drama, und aus Drama und Epos wuchs später der moderne Roman, als die Gesellschaft nicht mehr völlig in Rand und Band war, Ananalieen gewann. Dergleichen gesellschaftliche Fragen sind zu kühn für das laute Drama, sie schleichen gern stumm in Erzählungsversuchen vorüber.

Nach dieser Ansicht wäre es genügend, der kleinen thatsächlichen italischen Novellen zu gedenken, welche eine Zeitlang aus den Hecken hervorsprangen, der genialen Muthwilligkeiten Boccaccios, der hübschen Erzählungen des Cervantes, unter welchen sich z. B. der Stoff unsrer Preciosa befindet.

Sie gehören aber nicht in den eigentlichen Bereich dessen, was wir Roman nennen, und wir werden ihrer nur noch beim Begriff Novelle zu gedenken haben.

Der neuere Roman hebt wie der in England an, wenn auch seine zufällige Richtung jetzt detestirt wird. Robertson und Genossen schilderten Richtungen der Gesellschaft, der Bildung; Heinrich Buchholz schrieb in Deutschland vaterländische Romane es fehlte ihm nichts als das Talent dazu, wenn wir also thöricht wären, so könnten wir sagen, die Deutschen hätten den historischen Roman erfunden, und Walter Scott habe von unserm Vulpius, Spieß und Cramer lernen können, die allerdings früher wirkten als er.

Aber wir wollen England's Ruhm nicht vertkleinern, die Enkel der Normannen haben den Sittenroman erfunden und die historischen geschaffen. Sittenroman ist aber der eigentliche Begriff unsers jetzigen Romans, nur daß man dabei nicht bloß an die sogenannten „guten Sitten" der Kinderschulen denken muß.

Die englischen Clarissen regten den ersten Müller an, den empfindsamen Siegwart zu schreiben, und den andern Müller Siegfried von Lindenberg zu ediren, sie weckten auch Lafontaine, und Lafontaine war ein bedeutendes Talent, wir mögen jetzt noch so sehr über ihn lachen. Wie überhaupt unsere „Schmöcker" den einfachen Stil, die unverdorbene, verständliche Darstellung nie verloren haben, so können wir noch heute im Lafontaine ein leichtes, fließendes Deutsch lesen, was manchem Verächter derselben abgeht. Die Mittel, welche er anwendet, um Interesse zu erregen, sind uns jetzt trivial, wir arbeiten uns nicht mehr durch seine drei Bände, aber wir müssen noch heute gestehn, daß die Kraft nicht gewöhnlich war, mit welcher er ein Publikum an's Lesen gewöhnte, was vorher diese Beschäftigung nur an Sonntagen nach der Kirche getrieben hatte, mit welcher er ganze Provinzen unter Wasser setzte, das heißt unter Thränenwasser. Rahel sagt sehr richtig von ihm: Ich dächte, wenn man so viel Talent hat, könnte man mehr haben. Lafontaine

und Vulpius haben das Romanpublikum und die Leihbibliotheken geschaffen, zwei Institute von welchen die Mehrzahl deutscher Autoren lebt.

Freilich wird uns sehr bange, wenn wir an die schöne Zeit gedenken, wo drei Wochen lang unter der Linde die Familie Halden vorgelesen wurde, und drei Wochen lang das Flennen und Moralisiren dauerte durch alle Nüancen vom Rührungstropfen, der dem alten Herrn in's Auge trat bis zum Bockstoßen des jüngsten Mädchens herunter.

Das Romanleben breitete sich aus nach allen Seiten. Heinse der ungestüme, wollte uns Schönheit und Freiheit, Kunst und kräftiges Leben enthüllen und gab uns seine einseitigen, manierirten aber doch wunderbar starken Produkte: Ardinghello, Fiormona, Hildegard v. Hohenthal. Armer Heinse! Gerade ihm, der nach Schönheit und Ueberfluß lechzte, mußte das deutscheste Loos werden: unter Mangel und Jammer ist er in einer kleinen Stadt elend gestorben, er ist verhungert.

Die philosophischen Romane von Jacoby, Fries

und Anderen versuchten sich, ohne Fleisch und Blut romantisch zu werden, Wieland versuchte es griechisch, Wagner, Ernst Wagner, populär-philosophisch. An seinem „Wilibald," seinen „reisenden Malern" erquickt sich jetzt noch mancher strebsame Jüngling, dem es entgeht, wie er doch die eigentliche Schönheit nicht finde.

Wolfgang Goethe schloß diese Bestrebungen zu einer bestimmten Klassik mit seinem Wilhelm Meister. Die Kurzsichtigkeit, der Haß, die Parteiung hat dies Buch verkümmern wollen, und es ist eine gewöhnliche Manier, mit Geringschätzung davon zu sprechen, daß der große Roman sich um einen bornirten Kaufmannssohn dreht, welcher sich mit Schauspielern herumtreibt.

Aber wer Goethe und Deutschland näher kennen lernt, der findet leicht aus, wie unsre besten Worte mit Vergrößerungsspiegeln auf die Welt kommen. Seht den Wilhelm Meister also an, und es wird Euch angst und bange um Eure Herrlichkeit. Die ganze Welt ruht in dem kleinen Spiel. Und diese Welt ruht in einem kristallklaren, ewig

ruhigen See, dessen Anblick uns sänftigt und kühlt beim heißen Sonnenbrande, in den Heftigkeiten des Lebens. Das ist die Ewigkeit und Göttlichkeit des Kunstwerks: die Schönheit ruht schweigend darin und wir mögen kommen, wann wir wollen, ihr Anblick wirkt erquickend, mildernd auf den Unbändigen, kräftigend auf den Schwachen.

Aus dem Wilhem Meister ward der Grundsatz gezogen, der Romanenheld dürfte im Gegensatze zum dramatischen Helden nicht der Anstoß, die Kraft, das Handeln repräsentiren, er müsse sich mehr passiv verhalten, müsse bewegt werden, nur die Intentionen gehörten ihm ganz.

Wilhelm Meister ist auch mehr oder minder Veranlassung geworden zu dem berühmten Schisma zwischen Roman und Novelle, dessen erschöpfende Definition auf ein literarisches Concilium wartet. Es geht diesen Worten wie den Poeten und Dichtern, den Dichtern und Sängern und ähnlichen Verwandtschaften: jedes neue Individuum gebiert eine neue Definition.

Wenn wir historische Rücksichten nehmen, so

müssen wir die Novelle eine Gattung des Romans nennen. Sie war ursprünglich eine kleine Erzählung, eine Neuigkeit, und das Thatsächliche, die äußere, wirkliche Welt war ihr Element. So hat Boccaccio und Cervantes Novellen gegeben. Der Gedanke, die Kombination derselben, das Raisonnement lag nicht in ihrer Wesenheit, ein gewisses Einseitiges war ihr natürlich. Der Roman aber, wie er sich in den letzten 40 Jahren bei uns ausbildete, war umfassender, äußeres und inneres Leben in allen Ausdehnungen vindicirte er für sich, das Erschöpfen war seine Bestrebung.

Und mit ihm sind wenige Veränderungen vorgegangen, aber im Begriffe der Novelle ist viel Verwirrniß entstanden. Ludwig Tieck nannte seine Erzählungen Novellen, in denen just das Raisonement die Hauptsache, die eigentliche Fabel beiläufig war, und am Ende sind die Bezeichnungen so willkührlich durcheinander gebraucht worden, daß es dem Laien fast unmöglich dünkte, sich aus der Verwirrung herauszufinden. Ursprünglich war die Novelle eine kurze, markige Form, und Man-

cher sieht sie noch dafür an, den Roman in ihr zu einem gedrungenen Körper zusammenzudrängen, eine andere Richtung dagegen hat geradezu mit der Novelle den Versuch gemacht, den Roman geistiger, stoffloser zu machen. Indessen wird der Unsichere immer noch am Besten zurecht kommen, wenn er sich nnter der Novelle einen Ausschnitt des großen Lebenskreises denkt, es kann deshalb doch Alles darin zu finden sein, nur schärfer, spitzer, kürzer, wiederum einseitiger, überraschender. Dies ist eine moderne Form der Novelle: das Leben schnell, in einzelnen Aeußerungen und darin doch ganz, wenigstens als ein Ganzes zu fassen.

Die Genremalereien sind ihre Domestiken.

Nach dieser Ansicht wären auch „die Wahlverwandtschaften" eine Novelle, und es erklärte sich die Erscheinung, daß ein Theil unseren neueren Leser, welchen der musikalische Sinn für eine große sanft wogende Harmonie des Kunstwerks abgeht, welche reich und stark an Bemerkungen und Aperçüs ist, größeres Gefallen an diesem Buche finden als an dem bedeuteren Wilhelm Meister.

Neben den Goetheschen Leistungen treten in den letzten Decennien die verschiedenartigsten Branchen auf. Es sind zuerst die Künstlerromane zu erwähnen, Ludwig Tieck in Beziehung darauf, und als sonstiger novellistischer Mittelpunkt unsere historischen Romantiker, Madame Clauren mit ihren Freudenmädchen und die neuen Erscheinungen.

Die Künstler- und Kunstgeschichten hängen mit den Tendenznovellen zusammen, die vielleicht ursprünglich eine Reaktion gegen unsere fratzenhaft gewordne Erzählung bildeten. Es ward wirklich mit der Leichtsinnigkeit und Leerheit des Erfindens aufs Aergste getrieben: Der Vater schlug den Sohn todt, der Sohn den Vater, die Mutter starb vor Entsetzen, und hatte kaum noch Zeit, in drei unleserlichen Zeilen das Geschick der Tochter zu erzählen; die Tochter, als sie selbige durch den Postboten um Mitternacht erhält, wird vom Schlage getroffen, ihren Geliebten, der um diese Zeit drei Stock hoch aus dem Fenster schwärmerisch in den Mondschein sieht, befällt eine krankhafte Ahnung, er stürzt sich hinunter aufs Pfla-

ster, erschlägt bei dieser Gelegenheit einen Vater von zwölf unerzogenen Kindern, die im Hintergrunde als Räuberbande erscheinen. Hiermit schließt der erste Band. Im zweiten erscheint der Freund des Freundes, sieht das Unglück, sieht den Mond, macht einige ausdrucksvollen Gesten, spricht von Schickung, klopft an die Thür seines Liebchens, und will ihr Lebewohl sagen pour jamais. Er bekommt keine Antwort, geht stehendes Fußes nach Hamburg, schifft sich als Matrose ein, verschwindet am Horizont der Geschichte, bis im dritten Bande ein geheimnißvoller Seeräuber auftritt mit unmenschlicher Großmuth und unmenschlichen Schätzen. Jenes Liebchen aber hat das Klopfen wohl gehört, es war der Todtenschag ihres Einzigen, Wilhelm ruft seine Lendel, sie kriecht unter die Bettdecke und ängstigt sich ausnehmend, am andern Tag hat sie's hitzige Fieber, das wird epidemisch, das ganze Städtchen wird angesteckt, sie stirbt, die ganze Umgegend stirbt aus, der Korsar erfährt's durch die Zeitungen und sprengt sein Schiff in die Luft. Der heilige Geist schwebt über

den Wässern und hat dem Romanschreiber vorstehende Geschichte erzählt.

Also trieb man's, und es that wirklich Noth, daß etwas Vernunft hinein gebracht werde. Man versuchte es auf mancherlei Weise, freilich größtentheils zum Nachtheile der Poesie, wie in allen Dingen die Verbesserung auf den Fußspitzen kommen muß, um gesehen zu werden, wenn sie auch in dieser Gestalt keine Dauer gewinnen kann. Die Zwecknovellen begannen ihren schwerfälligen Lauf und unsre gebildeten Leser feierten ihre glücklichste Epoche: nun lernt man doch was, sagten sie, aus einem Romane, man sieht doch einen Nutzen, eine Tendenz. Alle Figuren der Novelle handelten irgend einem Satze zu Gefallen, welcher solchergestalt bewiesen und ins hellste Licht gestellt wurde. Die Freiheit und ihre rosenrothe Tochter, die Schönheit, ginge natürlich dabei zu Grunde. Jener wurden die Hände gebunden, es blieben ihr nichts übrig als Worte, sie sprach wie ein Buch, aber nicht mehr wie Poesie. Die Schönheit aber schrumpfte zusammen zum gelben Pergamentge-

sichte eines gelehrten, aber unerquicklichen Professors, in dessen Gesichte Aesthetik und Bücherstaub verdrießliche Falten bildete. Die romantische Dichtung verfiel der Mathematik und legte sich auf's Beweisen, Alles ward moralisch, das Leben ein Rechenexempel und der Roman die Probe davon. Alle Kirchen und Bildergallerieen wurden geöffnet, das Kunstgeschwätz begann, und die Menschen waren zu nichts mehr da, als verwickelte Redensarten über Bilder und Statuen abzuhaspeln. Die Menschen waren gestürzt, die Theoreme herrschten.

Endlich schrieen wir auf: Das ist kein Gewinn, das ist Verlust; lernen können wir genug, genießen wenig, verkauft uns nicht die Dichtung, gelehrt wird an allen Ecken, wir haben zwanzig Universitäten in Deutschland und einige hundert Gymnasien, sonstiger Anstalten, die Herr Cousin alle kennt, gar nicht zu gedenken, Lehren und Lehrer sind der Mühe feil, aber das Dichten ist eine Himmelsgabe!

Es ging vorüber. Tieck, der sich nur so halb und halb mit ihnen associrt hatte, verläugnete sie.

Man wünschte Realität und Mutter Bernhard, Clauren und unser Studentenromantiker van der Velde, Tromlitz und Genossen bestrebten sich, preiswürdige Waare zu liefern.

Und es ist nicht zu läugnen, das entkräftende Element platt sinnlicher Liebe, die Flaumenpatschchen, die Rosenmündchen, die Grübchen, die Sillerpflaschen, die Lüsternheit, die Austern, die Schönheit um aus der Haut zu fahren, Millionenbequemlichkeit, diese ganze Schneidermamsellquinquallerie ward mit sehr viel Erzählungstalent von diesem lächelnden Anonymus beschrieben.

Diese Kitzelromane waren ein gefährlich Ding, und wenn auch reinere Phantasie, ein kräftigeres Gemüth in van der Velde und Tromlitz lebte, so sind sie doch eben dahin zu rechnen. Sie haben nur kultivirte Räuber- und Rittergeschichten producirt wie Vulpius, Spieß und Cramer.

Seit dem großen Interesse aber, das Walter Scott an historischen Romanen erweckt hat, sind mehrere tüchtige Bestrebungen in diesem Fache auch bei uns aufgerüttelt worden, Spindler, dessen

schon gedacht wurde steht, an der Spitze, neben ihm ist Ludwig Storch, Bronikowski, Georg Döring, Rehfues, König, Beibstein, Eduard Duller zu nennen.

Storch.

Dieser Schriftsteller erfindet mit eben so arger Hast wie Spindler, die Phantasie der Begebenheiten und Verhältnisse schafft ununterbrochen, sie kennt keine Pause, kein ökonomisches Maaß, und darum wird die Schönheit oft verletzt. Es ist eine Krankheit des Reichthums, die beim Romanschreiber nicht etwa bloß der schön klingenden Floskel wegen erwähnt wird, sondern ihre wesentlichen Nachtheile hat. Sie zerstört besonders das Erquickliche der Lectüre.

Dies und ein ruheloses Etwas geben den Storch'schen Büchern ein Koloritdes Wüsten, was vielleicht mit der Zeit und manchen drängenden äußern Verhältnissen schwindet. Es ist das Geheim-

niß, froh zu machen, was seinen Schriften abgeht. Und es ist freilich ein schweres Ding um die gänzliche Objektivität, war entrinnt der Atmosphäre, in welcher er athmet! Es giebt der Schmerzen so vielerlei, und sie äußern sich so verschiedenartig auf die künstlerische Produktion. Wie einen geliebten Säugling nährt der junge Poet seinen dichterischen Schmerz, ein schöner Schmerz ist großes Glück — aber es giebt einen garstigen, verkrüppelten Balg von Schmerz, der nicht weint, sondern greint, das Herz nicht erweitert, sondern zusammenzieht, nicht erhebt und stärkt, sondern niederdrückt und schwächt, das ist der krummgesessene, pechschmutzige Schustergesell, der genannt wird: bürgerlicher Jammer. Dahinein gehören alle die kleinen, garstigen Lappen: Geldmangel, Schulden, quälende Familienverhältnisse, Verkanntwerden, Loch im Aermel, Freundlosigkeit und wie alle die Trabanten des Aergers im Gegensatze zum Schmerze heißen.

Solche Misére zieht den Dichter in das ärgerliche, peinliche Wesen hinein, das den Leser mar-

tert mit den vielen Fallgruben, Hinterhalten, mit den Leuten, die auch nicht für einen Pfennig Glück haben, auf dem geraden Wege stolpern, auf den Rücken fallen und sich die Nase zerschlagen und im Spitale enden. Hospitalelend mit einem Worte.

Dergleichen fällt Einem leicht bei Storchs Romanen ein. Sie ermangeln ferner einer jungfräulichen Phantasie. Damit soll nicht gesagt werden, daß der reife Vollgenuß der Liebe, was die Leute Sünde nennen, welche Gottes schöne Schöpfung für einen magern, polizeilichen Gedanken konfisciren möchten, überall ausgeschlossen werden müsse. Nein, aber auch dies Element, auch der Genuß hat eine Jugend, eine Jungfräulichkeit, seine Poesie. Sie wird bei diesem Romantikerlicht vermißt, eine befleckte, entweihte Sättigung bildet sich uns aus bei der Lektüre seiner Romane.

Dies sind Schattenstriche, welche das bedeutende Talent Storchs nicht verkleinern, sondern nur begrenzen sollen. Seine bedeutendsten Romane sind:

„der Freiknecht," welcher als Hinko auf unsern Bühnen leidet und „die Beguine."

Georg Döring.

Er ist vor Kurzem in Frankfurt gestorben, und war das matteste von diesen Talenten. „Sonnenberg" und „der Hirtenkrieg" sind seine renommirtesten Romane.

Bronikowski.

Er rückte mit vielem Feuer in die van der Veldische Bresche, als dieser Glanzpunkt der Abendzeitung erloschen war, aber das Interesse, was er erregte, ward durch seine unsägliche Breite zerstört, und den poetischen Reiz löste er auf durch chronikalische und geschichtliche Anmerkungen, mit welchen er überall geschmacklos gleich einem Schulmeister drein fuhr.

Seine Breite ist vielfach: es mangelt ihm Präcision der Anschauung im Allgemeinen, der Form und des Ausdrucks. Er ist sehr nachsichtig gegen sich selbst, und schreibt seine Novellen wie Tagebücher, auch wenn er keine Lust hat. Da arrivirt es denn oft, daß die Phantasie ganz abhanden kommt, und er eben nichts erfinden kann. Das macht ihn aber keineswegs verlegen, in solchen Stadien läßt er die Personen schwatzen, sie ergehen sich in Conversation. Für diesen Zweck hat er sich einen Theil der Redeweise aus dem 17. Jahrhunderte angeeignet, „wo die Leute sich etzliche Satisfaction erweisen, und das Dévoir immer gemäß der Inclination ist" ꝛc.

Walter Scotts Breite ist eine ganz andere als diese, welche aus Schwäche und Trägheit erwächst. In Scott's breiten Expositionen ruht ein Embryo nach dem andern, der sich im Verlaufe des Romans zur Gestalt entwickelt, welche man nicht erkennt und begreift, wenn man ihren Ursprung übersehen hat. Gewand und Körper ist in ihm nicht zu trennen, der Zusammenhang mag noch

so lose scheinen. Wenn aber bei unsern Nachahmern ein impertinenter Buchhändler mit einiger Geschicklichkeit die Dialogensteppen beim Heften herausfallen ließe, man wüede das Deficit nur an den Seitenzahlen entdecken.

Durch dies stete Gesprächsel begiebt sich Bronikowski des Hauptreizes der Erzählung: des epischen. Im Drama ist die Begebenheit Nebensache, Gesinnung und Handlung treten heraus, in dem Epischen ruht aber der Zauber des historischen Romans. Aus dem Geschwätz kommen die Vorfallenheiten dem Leser mit abgegriffenen Gesichtern vor Augen, während sie der Epiker frisch aus dem Borne der Erfindung schöpfen und hinstellen kann.

Die Kühnheit im Schaffen ist kein geringer Reiz, sie überrascht, und wenn dies nicht in Coup's ausartet, so darf es zum Grün, zur Jugend gerechnet werden.

Unter seinen letzten Sachen sind „die Magyaren" der bedeutendste Roman.

Bronikowski starb im vorigen Jahre zu Dres-

den, und sein Verleger aus Leipzig reiste hin, um ihn begraben zu lassen.

---

v. Rehfuës.

Früher bekannt durch sehr geistreiche, statistische Schriften trat dieser Herr Verfasser vor zwei Jahren anonym mit einem vierbändigen Romane „Scipio Cicala“ auf, was mit einer langen Vorrede versehen, und dem Baronet Walter Scott gewidmet war.

Das Buch beschäftigt den Leser sehr, es unterhält kaum und interessirt gar nicht. Es ist sehr viel Bildung, Kenntniß, Wissenschaft, ja sogar Hübsches darin, es fehlt ihm zum Romane nichts als das Romantische, jenes Etwas, das zwei Herzen in Liebe zu einander bewegt, wovon selbst der langweilige Tamino in der Zauberflöte singt: „Dies Etwas kann ich zwar nicht nennen, doch fühl ich's tief im Herzen brennen.“ —

Jener Duft und Hauch der Poesie, der sie

eben zur freien Kunst macht, die sich nicht lernen läßt, die von den Göttern unverdient dem Menschen in den Schooß geworfen wird, jener Zauber, der uns heraus hebt aus den kleinen, trivialen Bedingungen des Lebens, er fehlt diesem Buche. Man würde mich leicht mißverstehn, wollte ich es Mangel an Phantasie nennen, obwohl es nicht viel anders ist. Es findet sich eine Menge, ja eine Fülle von Begebenheit, dem Anscheine nach sogar phantastischer Begebenheit, und doch ist keine poetische Phantasie in dem Buche: es ist ersonnene, oft mühsam ersonnene, durch Tinte und Feder oft langsam großgezogene Begebenheit, aber keine gedichtete.

Der Roman ist wie eine Examenaufgabe geschrieben, das Streben, die Welt zu belehren, hat ihn geboren — die Blume wächst aber nicht für die Küche. Wenn man stets mit der alten, überständigen Redensart kommt, die Kunst, der Roman solle nützen, so möge man doch endlich einmal daran denken, daß es einen größeren Nutzen gebe in der Vermählung Gottes mit den Men-

schen, wie sie die Poesie gewähre, als in den Kanzleifächern einer ordinairen Katechisation. Was nützt wohl nach dieser Aktuarienästhetik die Musik? Und die Religion und alles, was mit Gott verkehrt, ist nur da, um die Leute vom Stehlen abzuhalten.

Im vorliegenden Falle kann keine Täuschung über die Absicht des Herrn Verfassers statt finden, er sagt es weitläufig in einer langen Vorrede, und gesteht mit Stolz, daß er von unsrer sogenannten Romanpoesie nichts wisse, er sei eigentlich ein hoher Staatsbeamter, der in unbesetzten Abendstunden der Welt auch durch Romane nützen wolle, hier sei nun einer in 4 Bänden.

Was hilft Kenntniß und Wissenschaft, wo die Elasticität, das Blut der Erfindung, das innere überwältigende Leben fehlt! Aus jeder Seite dieses Buchs spricht der unterrichtete, der sehr gebildete Mann, es fehlt auch bei reichen historischen Mitteln keineswegs an historischer Intuition, der Verfasser würde ohne Zweifel sehr interessante historische Skizzen schreiben, aber einen schönen Roman wird er mit all den Gaben schwerlich hervorbrin-

gen. Der läßt sich eben so wenig lernen, als er zum Lehren da ist, der ist wie die Freude ein Geschenk des Glücks.

Man möge aber auch nicht glauben, daß es an schönen Schilderungen, an einzelnen, schön dargestellten Romaninteressen fehle, o nein, es sind so viel Attribute da, daß mancher ungebildete Romanschreiber von den Brosamen leben könnte, die hier von des Reichen Tische fallen — „fast alle Fäden in der Hand, fehlt leider nur das romantische Band," der einfachste, ungebildete Romanschreiber, der keine Ahnung von der Humanitätsbildung dieses Verfassers hat, der aber sein Publikum fest einzuschlagen weiß in die Zauberbande des Interesses, ist ihm überlegen.

Nach diesem Romane hat der Herr Verfasser noch ein Fragment in der Urania abdrucken lassen, was im Grunde denselben Charakter trägt. Es regt mit vielen Mitteln an, bereitet auf ein Interesse vor, bringt aber das Interesse nicht, der Mittelpunkt, das Romanenherz scheint hier wie dort zu fehlen. Das neuste Buch des Verfassers heißt: Die Belagerung des Castells Gozzo.

Es war an einem rauhen Frühlingsmorgen, als ich den gelehrten Verfasser dieser Werke auf der Haustreppe des **Hôtel de Russie** in Berlin sah. Er ist ein langer, sehr langer Herr mit einem schmalen, zum Alter gedorrten, blassen Gesichte. Mißmüthig blickte er nach dem Wetter, knöpfte den braunen Ueberrock fester zu, und stieg in den Wagen.

König.

Dies ist der Verfasser des Romans „die hohe Braut," der nach den im Vorhergehenden ausgesprochenen Ansichten vielfach gelobt werden kann. Jene große beglückende Harmonie des Ganzen, wo alle Instrumente mit ihren individuellen Tönen zusammenklingen und einen reinen Accord geben, sie ist der Vorzug dieses Romans, sie ist der Roman. Die einzelnen Stimmen wollen hier, wollen dorthin, eine starke, unsichtbare Macht führt sie aber alle zu einem Mittelpunkte, dem Mittelpunkte der glücklichen Schönheit. Was helfen uns

musikalische Kunststücke ohne Musik, was geschichtliche Kenntnisse ohne Schönheit, wenn es sich um ein Kunstwerk handelt. Dieser Roman beweist es, was ich angedeutet: es ist nicht genug, historische Kenntnisse und Romanfähigkeiten zu besitzen, um einen historischen Roman zu schreiben, man muß die G e s c h i c h t e, — in doppelter, schöner, deutscher Bedeutung des Wortes — gefühlt, geliebt haben und aus ihrem großen Herzen heraus das poetische Blut, die romantischen Interessen drängen. So nur entsteht ein historischer Roman. Man kann ihn so wenig schreiben, als der Mann ein Gedicht, dem das Gedicht nicht eine nothwendige Aufgabe des Herzens, sondern eine Aufgabe der Gesellschaft ist. Er ist das lebendig gewordne Abbild jener Landesgötter, die ein Land und eine Zeit repräsentiren, jener Schutzheiligen, in denen man sich das Wesen, die Neigung ganzer Geschlechter zusammendrängt und vergeistigt dachte. Und sie wurden nicht bloß vom Verstande, von der Wissenschaft, sondern mit lebhafter Mitwirkung des Herzens geschaffen, das Herz nur hat Schö-

pferkraft, darum ist sein Odem, die Poesie, nöthig zur Erzeugung eines historischen Romans, er belebt den Kloß.

Die „hohe Braut" spielt in Piemont, Savoyen und Nizza zur Zeit der französischen Revolution, als Victor Amadeus herrschte und die Jakobinerschaaren mit nackten Beinen über den Var kamen, um die wilde Freiheit der rothen Mütze, ihrer grellen Standarte, zu propagandiren.

Heinrich König lebt in Hessen-Kassel, und spricht, merkwürdig genug, als Landtagsmitglied zumeist über finanzielle Gegenstände. —

Noch ist Eichendorfs und seines Produktes zu gedenken „Dichter und ihre Gesellen." Dieser frische Schlesier, welchen das staubige Berlin nicht ausdörren kann, ist nächst Uhland jetzt unser blühendster Romantiker, ein Romantiker ohne fertige symbolische Bücher, voll Liebe und Intuition in die Reize und Zauber der prangenden und der unscheinbaren Welt. Es ist ein schönes Entpuppen des Liederschmetterlings, wenn sich aus den kleinen Gesängen eine weiche, Welt, Blumen und

Quellen liebende Prosa gestaltet, wie in diesem Novellenprodukte. Das Lied breitet sich darin aus zu klingenden Scenen und wie ein liebenswürdiger Muthwille verdichtet es sich wieder zu volltönigen Liedern — so muß das Buch angesehen werden. Wer sich nicht schaukeln uud wiegen kann, wem der Morgen und Abend, der Strauch und der Regen, die Nachtluft und der Drosselschlag ohne Sprache ist, wer nur in Konvenienz und zufälliger Form Genüge findet, der wird von diesem Buche nicht befriedigt sein. Er wird im Beginne desselben zu auffallende Aehnlichkeit mit Wilhelm Meister, in den Mädchen, welche ihr Haar strählen und verschlafen aus dem Fenster kucken, zu viel Einförmigkeit, im Ganzen zu wenig Ineinandergreifen, Skelettplan und dergleichen sehen, und er wird leider den poetischen Herzensdrang, den ganzen vollen Odem einer schmeichlerischen Poesie nicht empfinden. Der Arme!

Möge man um des Himmels willen diese Novellenart der Fee Mab nicht verschütten mit System und Redensart. Die Novelle ist auch ein

Gedicht und zu gutem Glück erinnern Leute wie Eichendorf noch zuweilen daran.

Hoffentlich giebt dies Buch auch Veranlassung, sich nach seinem ersten Produkte, jenem liebenswürdigen „Taugenichts“ um zu sehen, der weniger bekannt ist, als mancher schlechte Taugenichts.





